nt

ds

Germ. sp. 374 m

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36632931060015

<36632931060015

Bayer. Staatsbibliothek

Germ. sp. 374 m

27 BG

III

Herrm.Kretschmer inv.   Susemihl impr.   Ed.Schuler sc.

CÖLN a/R und AACHEN

Kohnen & Friedheim.

III

Herrm Kretschmer inv. Susemihl impr. Ed. Schuler sc.

Rheinlandsſagen

von

A. Reumont

u. A.

A. Rethel inv. X. Steifensand aq. f. fec.

CÖLN a/R und AACHEN

Kohnen & Friedheim.

173. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Rheinlands Sagen,

Geſchichten und Legenden.

Herausgegeben

von

Alfred Reumont.

Mit acht Stahlſtichen und einem Titelkupfer.

Köln und Aachen.

Verlag von Ludwig Kohnen,

(Kohnen & Friedheim.)

1837.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ihrer Königlichen Hoheit

der Prinzeſſin

Friedrich von Preußen

unterthänigſt gewidmet

vom Verleger.

Inhalt.

Seite

Zur Erklärung des Titelkupfers. Gedicht von Reinick IX.

Vorwort des Herausgebers . . . . XIII.

St. Gertrudens Minne, von A. T. Beer . . . . . 3.

Der Schwanenritter, von A. Reumont . . . . . . 11.

Die Solinger Klingen, von F. Steinmann . . . . 19.

Die Stiftung des Kloſters Altenburg, von A. T. Beer 31.

St. Urſula und die eilftauſend Jungfrauen, . . 45.

Der Dombau zu Köln. . . . . 50.

Der Kampf mit dem Löwen, von A. Reumont . . . 61.

Albertus Magnus, von E. Weyden . . . . 67.

Hermann Joſeph, von E. Weyden . . . . 72.

Richmodis von Aducht, von E. Weyden . . . . . 77.

Der Ring der Faſtrada, von A. Reumont . . . . 81.

Der Münſterbau zu Aachen, von A. Reumont . . . 86.

Die buckligen Muſikanten, von A. Reumont. . . . 93.

Inhalt.

	Seite
Der Pfalzgraf und die Kaiserstochter, v. A. Reumont	99.
Der Hinzenthurm, von A. Reumont	111.
Drachenfels und Rolandseck, von E. Weyden	117.
Die Stolzenburg, von Schröder	126.
Die Gründung von Steinfeld, von A. Reumont	131.
Die Brüder, von A. Reumont	139.
St. Goar, von A. Reumont	149.
Loreley, von E. Weyden	152.
Die ſieben Jungfrauen, von A. Reumont	161.
Pfalzgrafenſtein, von A. Reumont	167.
Die Teufelsleiter, von A. Reumont	173.
Das Wisperthal, von A. Schreiber	178.
Die Braut vom Rheinſtein, von M. Friedheim	185.
Der h. Rupert, von N. Vogt	194.
Die h. Hildegard, von A. Reumont	201.
Der Mäuſethurm, von M. Friedheim	209.
Die ſieben Wächter, von A. Reumont	213.
Heinrich der IV. auf Klopp, von A. Reumont	218.
Brömſer und Giſela, von A. Reumont	225.
Karl und Elbegaſt, von W. Weitz	235.
Die Königin Hildegardis, von M. Friedheim	259.
Adolf von Naſſau und Imagina, von A. Reumont	272.
Eppſtein, von A. Reumont	280.
Eginhard und Emma, von A. T. Beer	287.
Die Gründung von Gelnhauſen, von E. Weyden	296.
Der Mönch zu Lorſch, von A. Reumont	306.
Rodenſtein, von A. Reumont	311.

	Seite
Der Tag bei Seckenheim, von A. Reumont	320.
Der Wolfsbrunnen, von A. Reumont	331.
Das redende Marienbild, von K. S.	335.
Ulrich Landſchaden, von A. Reumont	337.
Die Gründung der Minneburg, von A. Reumont .	345.
Die heil. Notburga, von A. L. Grimm	349.
Karl der Große zu Heilbronn, von A. Reumont. . .	356.
Das Käthchen von Heilbronn, von A. T. Beer . .	362.
Der Hennengraben, von A. Schreiber	379.
Siegfried und die Nibelungen, von E. Weyden . .	385.

Stahlſtiche.

Nro. I. Zu der Sage:	Der Schwanenritter	11.
„ II. „ „ „	Hermann Joſeph	Gegenüber dem Titel.
„ III. „ „ „	Der Ring der Faſtrada	80.
„ IV. „ „ „	Lore-Ley	152.
„ V. „ „ „	Die Braut vom Rheinſtein . . .	184.
„ VI. „ „ „	Heinrich IV auf Klopp	218.
„ VII. „ „ „	Die Gründung von Gelnhauſen .	296.
„ VIII. „ „ „	Der Rodenſtein	310.

Zur Erklärung des Titelblattes.

1.

Es ragen ſieben Berge an einem mächt'gen Fluß,
Wie ſieben Rieſenhüter, die bieten friſchen Gruß,
Wie ſieben Rieſenmarken, weithin im Land zu ſehn,
Die Ebne dort zu ſcheiden von weinumkränzten Felſenhöhn.

Dort ſchritt ich eines Abends im hellen Mondenglanz,
Es rauſchten alte Zeiten daher im Wellentanz,
Doch mitten in dem Strome — welch' Anblick wunderbar! —
Auf einem Felſenbette ward einen Recken ich gewahr.

Ein Greis war er zu ſchauen, er ragte ob dem Strom,
Obgleich im Schlummer ruhend, hoch wie der Kölner Dom,
Geſtützet Haupt und Arme auf einer Urne Bord,
Mit Schilf umkränzt die Schläfe, ſo lag der greiſe Recke dort.

Und ihm zur Seit' erblickt' ich ein allgewaltig Buch,
Das Buch war aufgeſchlagen, drin Mähren wohl genug,
Davon das erſte Blatt ſchon viel ſchöne Sage bot
Von Siegfried und Chriemhilden und von der Nibelungen Noth.

Und kaum, daß ich's gewahret, da rauſcht es in dem Rohr,
Hei was da Menſchlein krochen rings um den Stein hervor!
Dem Nachen kaum entſprungen ſie liefen zu dem Buch,
Da ſah man Greiſe, Knaben und alter Mütterlein genug.

Dort hatten welche Federn und Dinten und Papier,
Ein Saitenſpiel die andern, dann ſah ich wieder hier
Manch' fröhlichen Geſellen, den Griffel in der Hand,
Die Bilder nachzureißen, die ſchmückten jener Mährlein Rand.

Nun ging es an ein Schreiben und an ein Conterfei'n,
Drauf ward ein Blatt gewendet, o weh der Noth und Pein!
Die Jungen mußten heben wohl drei an einem Blatt,
Die Alten krochen drunter, zum Stützen war ihr Arm zu matt.

Auch ſah ich kühne Buben, die waren ſchnell dabei,
Und ſchnitten aus den Blättern der Stücklein mancherlei
Und trugen ſie zum Nachen und fuhren ſchnell davon.
Hätt' es gewahrt der Alte, mich dünkt, ſie hätten böſen Lohn.

So mocht' wohl eine Stunde das bunte Spiel beſtehn,
Da rührte ſich im Schlummer der Recke unverſehn,
Hei was die Leute liefen, ſo ſchnell man laufen kann;
Wer hätt' auch Stand gehalten, als ſich erhob der greiſe Mann!

Sein Fuß ſtand in den Wellen, doch von der Wolken Saum
Umkränzet ward ſein Scheitel, ſo ſtand er wie im Traum,
Und mächt'gen Schrittes zog er durchs ebne Land dahin,
Doch dünkt' mich, daß die Träume noch immer nicht verlaſſen ihn.

2.

Und wieder in der Nähe hört' rauſchen ich's im Rohr,
Es waren die Geſellen, die ich geſchaut zuvor.
Ich wollte ſie befragen, doch keiner hört auf mich,
Mit ihrem Raub zerſtreuten ſie bald in alle Lande ſich.

Ein Mütterchen nur konnte ſo eilig nicht hinfort,
Sie mußte Athem ſchöpfen und weilte drum am Ort,
Die fragt' ich nach dem Wunder, das eben ich geſchaut;
Da hat ſie treulich Alles nach beſtem Wiſſen mir vertraut.

„Der Recke, den du ſaheſt, es iſt der alte Rhein,
Ein Held gar wunderkräftig, kein Beſſrer mochte ſein;
Wie Felſen ſein Gebeine, doch ſeiner Stimme Ton —
Wie hat er oft mit Brauſen erſchreckt manch' armen Fiſcher ſchon."

„Aus fernen Bergen ſchreitet er täglich bis hieher
Manch hundert Stunden Weges, hier ruht vom Wandern er,
Ein tiefer Schlummer ſenkt ſich auf ſeiner Augen Schein,
Doch ſelbſt der Schlummer läßt ihm nicht lange Ruhe angedeihn."

„Denn träumend geht er weiter durch's grüne Niederland,
Und träumend ſteigt er nieder durch weißen Uferſand,
Bis er zum Meer gelanget, wo freudig er erwacht
Inmitten aller Ströme, die preiſen ſeine Herrſchermacht."

Und was auf ſeinen Wegen er Herrliches geſehn,
Und was an ſeinen Ufern Gewalt'ges iſt geſchehn,
Zum Frommen ſeiner Brüder ſchreibt er's in jenes Buch,
Das neben ihm gelegen und das er ſcheidend mit ſich trug.

„Das Buch iſt wunderbarlich, ſein Band von Golde ſtrahlt,
Mit Edelſtein gezieret und Perlen mannichfalt;
Mimer hat ihn geſchmiedet, ein vielerfahrner Mann,
Vom Hort der Nibelungen er Edelſtein' und Gold gewann.

„Die Blätter, draus gebunden das überreiche Buch,
Sind von der Haut des Drachen, den Siegfried einſt erſchlug,
Die Feder, die's geſchrieben, von jenem weißen Schwan,
Der einſt nach Cleve führte gar einen wunderkühnen Mann."

„Die Tinte, ſo bewahret die Mähren alt und gut,
Sie kommt von Asmannshauſen, iſt lauter Rebenblut;
Wohl iſt ſchon manches Wörtlein von Mäuſen drin zernagt,
Das thaten jene Mäuſe, die Hatto's böſen Leib geplagt."

„Viel könnt' ich dir noch melden, was ich im Buch geſehn,
Doch meine Enkel warten, Zeit iſt es heimzugehn.
Heut hab' ich viel geleſen, es ordnen wird mir ſchwer,
Schon wanket mein Gedächtniß, das kömmt vom hohen Alter her."

„Zu meiner Zeit war's anders, von Munde nur zu Mund
Ein Mährlein man erzählte, jetzt wird es Jedem kund;
Denn die Geſellen alle, die du beim Buch' erblickt,
Sie ſchreiben's auch in Büchlein, die werden durch das Land geſchickt."

Die Alte ſchlich von dannen, wohl ſprach ſie Wahrheit mir,
Ihr ſeht's an dieſem Büchlein und geht es Euch wie mir,
Daß Ihr erkunden wollet die Sagen von dem Rhein:
Hier findet Ihr ſie wieder, drum laßt ſie Euch willkommen ſein.

Vorwort.

In den Rhätiſchen Alpen, der rieſigen Grenzſcheide Germaniens und Italiens, zwiſchen wüſten Eis- und Schneefeldern und düſtern Tannenforſten, entſpringt ein Strom, ein wildes Bergwaſſer, hunderten gleich, welche in dieſen Thälern ein kurzes Daſein haben, einen bald wechſelnden Namen tragen. Nichts läßt ſeine einſtige Größe ahnen, da wo ſeine verſchiedenen Quellen der Erde Mutterſchooſe entſprudeln, oder wo der Wandrer, wenn er aus dem ſonnigen Welſchland kommt und auf der Splügener- oder Bernhardinerſtraße in die Cantone des grauen Bundes eintritt, von denen die cisalpiniſchen Landſchaften losgeriſſen, kaum noch im Munde des Aelplers deutſche Namen bewahren, beim Dörfchen Splügen ihn nach den Niederungen hinab-ſchießen ſieht. Wie ein unbezwingliches Felſenthor thür-men die ſchroffen Wände ſich ihm entgegen, an deren ſchmalem Rande die Via mala ſich dahin zieht: in ſchwin-

delnder Höhe führen Brücken über den im düſtern Abgrunde ſich verlierenden Strom; zitternd und ſcheu betritt ſie der Fuß, und ein Schauer durchrieſelt den Menſchen, wenn er der Natur in ihrem ganzen gewaltigen Ernſte Aug' ins Auge blickt. An der Bündtneriſchen Hauptſtadt vorüber eilt der raſche Strom durch einen Theil des Schweizerlandes, bis der Conſtanzer See ihn in ſich aufnimmt. Aber dem Rhodan gleich, deſſen Quellen den ſeinigen benachbart ſind und der den Strand des Mittelmeers in reißendem Laufe ſucht, wartet ſein noch eine glänzendere Bahn: nachdem er das helvetiſche Heimathland verlaſſen, bildet er die Grenze zwiſchen deutſchem und franzöſiſchem Gebiet, aber nicht zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Zunge, und fließt dann, immer mächtiger von Oſten und Weſten die Gewäſſer an ſich ziehend, die im Schwarzwald und den Vogeſen, in den Haardtbergen und dem Odenwald, in Franken, Schwaben und Lothringen ihre Quellen haben, durch den ſchönſten Theil von Deutſchland. Bei Schaffhauſen, wo ſeine ſchäumenden Waſſermaſſen von den Felſen herabſtürzen, iſt ſein Jugendleben zu Ende, gemäßigter geworden, ſtrömt er in geregelterem Laufe dahin, wenn auch bisweilen die alten Launen nicht ganz vergeſſend. Dann aber zieht er weiter in ſeiner ruhigen Größe, ein König in ſeiner Majeſtät, Tribut empfangend von Land und Volk, die er beide in gleichem Maße beglückt.

So iſt der Rhein, dem noch kein andrer Strom Europa's den Rang der Schönheit ſtreitig gemacht hat. Und tauſend Empfindungen weckt ſein Name in der Bruſt jedes Deutſchen. Er iſt verſchwiſtert mit den wichtigſten Ereigniſſen der Geſchichte des Vaterlandes, für deſſen ſüdweſtliche Marken er in ruhigen Zeiten die große Heerſtraße bildet, wie er in ſtürmiſchen oft deren Schutzwehr geweſen iſt. Blühende Staaten, reich durch weitverzweigte Thätigkeit, umgeben ihn, bewohnt von einem Volke, welches nie den deutſchen Sinn verleugnet hat. Und der deutſche Geſang und die deutſche Sage ſind heimiſch auch den Ufern des Rheines.

Dieſe Ufer erzählen ihre Geſchichte, lauter denn Urkunden und Jahrbücher des Chronikenſchreibers. Da liegen die Städte, jugendmuthig in ihrem Alter; da erheben ſich die Kirchen, nach ſo manchem Raube noch reich an den herrlichſten Schätzen der Künſte; da ſtehn die Klöſter, aus denen die Bewohner gewichen ſind, deren einſt wohlthätige Wirkſamkeit aber in Stadt und Feld und Weinberg ihre Spuren hinterlaſſen hat; da ſchauen die Burgen herab von den Höhen, in ihrer Zertrümmerung einen Spiegel vergangener Tage vorhaltend. Das ſind die Blätter der rheiniſchen Geſchichte. Und hundert Dinge erzählt man von dieſen Städten und Kirchen, dieſen Klöſtern und Burgen, und von ihren Erbauern und Bewohnern; zum Geſchehenen ge-

ſellt ſich die Sage, und das Lied erklingt, bald ernſt bald heiter, und berichtet von den Tagen und Thaten der Väter, von altem Ruhm und alter Größe, von Glück wie von Leid. Das iſt die Stimme des rheiniſchen Volkes.

Von den Nibelungen herab, von der Zeit an, wo das Chriſtenthum Wurzel zu ſchlagen begann auf dem ſüddeutſchen Boden, war die Sage dieſen Ufern treu. Eine anmuthvolle, in ein fantaſtiſches Gewand gehüllte Begleiterin, folgt ſie den Zügen des großen Kaiſers Karl, ſie berichtet von den Ottonen und den Saliern, von den an Verwirrung wie an großen Thaten reichen Zeiten der Kreuzzüge, von den hohenſtaufiſchen Herrſchern und den Tagen der Habsburger. Aber nicht immer iſt ſie auf hiſtoriſchem Boden erwachſen: auch unabhängig ſteht ſie da und greift aus dem Leben des Ritters und des Landmanns immer wechſelnde Begebenheiten. Wer die Fahrt vom Rheingau bis zum Siebengebirge macht, erblickt mit ſtets erneutem Staunen die zahlloſe Menge der Burgen, die auf jeder Höhe thronen, bald wie eines Adlers Horſt auf einem überhangenden, in jedem Moment den Einſturz drohenden Vorſprung einer Klippe eingeniſtet; bald mit ausgedehnten Mauern und ſtattlichen Thürmen den Rücken eines breitern Hügels einnehmend und zum Schutze einer tiefer liegenden Stadt beſtimmt; bald als einſame Warte auf einem die

Gegend ringsumher überſchauenden Gipfel landeinwärts ſich erhebend. Und kaum möchte eine darunter ſein, in deren verwitterndem Gemäuer nicht die Sage wohnte, neben dem grünen Eppich, der die Steinmaſſen ſchmückt, bis er ſie formlos auseinanderſprengt, die einzige Lebensſpur in der Verödung. Sie öffnet vor dem forſchendem Auge die Hallen der Vergangenheit, von deren Thore ſie den ſchweren Riegel wegſchiebt: mit feſten Zinnen verſehn iſt die hohe Warte, vom Schutt befreit der Burghof, in welchem die Linde grünt und blüht, geſchmückt und mit fröhlichen Gäſten gefüllt die Kemnate; Kaiſer und Könige halten Gericht, führen den Heerbann an, entſcheiden über den Kampfpreis; in den Schluchten lauern Räuber und überfallen den wehrloſen Handelsmann; um Minneſold und Ehre dient der treue Ritter; Feen und Kobolde treiben ihr Spiel, bald boshaft, bald dem Menſchen dienend, wenn er gutgeartet iſt; heilige Männer durchziehn lehrend und betend das Land, und aus den Klöſtern erſchallt frommer Geſang; der Landsknecht, Heimath und Herrn wechſelnd, je nachdem wo Kampf und Löhnung ihn hinrufen, zieht mit gewichtigen Waffen vorüber, ein ungern geſehener Gaſt; Kriegslärm umtobt Mauer und Graben, der Landmann wie der Städter ſehnt ſich nach friedlichen Zeiten, und benutzt jeden Moment der Ruhe zur Erbauung der Verſchönerung der Kirche, die ſeinen Wohnort

ziert, und die ſich von ferne ſchon mit hohem Thurm und melodiſchem Glockenläuten als das Palladium, das Liebſte und ſorgſamſt Gehegte im Glück wie in der Noth, verkündet. Und es iſt nicht immer ein bloßer Traum von der Vergangenheit. Mit eignen Augen ſehn wir ſie. Feſt und innig iſt ſie mit der Gegenwart verwachſen. Ein Gang durch manche rheiniſche Stadt iſt belehrender denn eine Vorleſung über das Mittelalter. Ueberall ſtößt das Auge auf denkwürdige, durch eigenthümliche Schönheit ausgezeichnete, oder durch daran haftende Erinnerungen bemerkenswerthe Bauten. Sind auch des großen Karls Kaiſerpaläſte zu Ingelheim und Aachen faſt bis auf die letzte Spur verſchwunden, iſt der Königſtuhl zu Rhenſe durch frevelnde Hand zerſtört, ſandte das Nachbarland mordbrenneriſche Rotten, um die rheiniſchen Ufer in eine Einöde zu verwandeln: noch ſtehn Denkmale der herrlichſten Baukunſt, die Dome und Kirchen von Altenberg, Aachen, Köln, Bonn, Koblenz, Oberweſel, Mainz, Frankfurt, Oppenheim, Worms und Speyer; noch trotzt der Zerſtörung, auch in ſeiner Verwaiſung, das Heidelberger Schloß, der ſchönſte rheiniſche Fürſtenſitz, und, Hohenſchwangau im Baierland, wie dem nachbarlichen Stolzenfels ein Muſter, erhob ſich aus ſeinen Trümmern der Rheinſtein, wiedergeboren zu einem heitern Daſein, von ſorgſam treuer Hand gepflegt und geſchmückt, unter dem Schutz der mächtigen

Adlerſchwingen eine gaſtliche Burg für ein teutſches Geſchlecht, freudig begrüßt von zahlloſen Wandrern, welche jeder neue Frühling zu dieſen auch im Ernſt und in der Einſamkeit ſchönen Ufern lockt.

Wir ſtehn auf einem reichen Boden. Der Schacht iſt tief und ergiebig: wo der Bergmann anklopft, findet er Erz. Nichts iſt bedeutungslos. Während jenes auf einen Charakterzug irgend eines bedeutenden Mannes ſich gründet, den der Annaliſt überſehn, auf eine Begebenheit in ſeinem häuslichen Leben, die man nicht für wichtig genug gehalten, in lateiniſchen Chroniken neben der Erzählung großer Thaten zu ſtehn: bezieht dieſes ſich auf eine abgelegte Sitte des Volkes, auf ein einſt Geglaubtes, auf ein Erlebtes, Vorübergegangenes, Vergeſſenes. Was uns fabelhaft erſcheint, hatte ſeinen Grund; und betrachten wir es näher, ſtreifen wir ihm das fremde, ſeltſame, abenteuerliche Gewand ab, ſo erläutert es nicht ſelten das, was wir noch heut ſehn, und nach deſſen Urſprung und Herkunft wir vielleicht lange vergeblich geſucht haben.

Zieht der Landſchaftmaler am Strome dahin, ſo bieten ſeinem Auge ſo viele reizende Bilder ſich dar, daß er nicht weiß, welchen er den Vorzug ſchenken ſoll, wenn es drauf ankommt, ihre Umriſſe auf ſeinen Blättern feſtzuhalten. Sieht der Erzähler ſich um nach Gegenſtänden für ſeine Darſtellung, ſo findet er ſo viele,

daß ſein Gedächtniß ihm untreu zu werden droht. Es kommt auf die Wahl an unter dieſem Reichthum. Wo aber ſo viel iſt, wird die Wahl ſchwer.

Fleißige und gewiſſenhafte Sammler und Forſcher haben längſt die Maſſe des Stoffes ans Licht gezogen, unterſucht, geſichtet. Es wäre überflüſſig, bei Erwähnung geſchichtlicher Arbeiten auf Schöpflins, Kremers, Schannats, Widders, Bodmanns, Vogts, Dahls, u. v. A. Verdienſte aufmerkſam machen zu wollen: faſt jede einzelne Stadt und viele einzelne Burgen haben ihren Geſchichtſchreiber gefunden. Hier, wo nur der romantiſche Theil der rheinländiſchen Hiſtorie in Betracht kommt, möge auch nur von den Vorgängern hiebei die Rede ſein. Niclas Vogt verſchmähte es nicht, in ſeinem großen Werke, das erſt jetzt, nach des verdienſtvollen Verfaſſers Tode, ganz bekannt gemacht werden wird, die Sagen und Legenden zu erzählen, welche im Munde des Volkes leben; Alois Schreiber veranſtaltete die umfaſſendſte Sammlung, mit beſonderer Berückſichtigung der oberrheiniſchen Gegenden, und durch ſchlichte Darſtellungsweiſe die zahlreichen Freunde verdienend, welche ſie ſich erworben hat. Wo der Poeſie ein ſo ergiebiger Stoff geboten iſt, konnte ſie nicht feiern: wir begegnen den berühmteſten Namen deutſcher Dichtung auf den Ufern des vaterländiſchen Stromes, und wie bedeutend die Ausbeute geweſen iſt, hat erſt neulich

die ſchöne und dankenswerthe Sammlung von Karl Simrock gezeigt, zu welcher dennoch eine nicht geringe Nachleſe gehalten werden könnte.

Was nun das hiemit dargebotene und eingeführte Buch betrifft, ſo hat der Herausgeber, durch die freundliche Theilnahme geachteter Schriftſteller und Landsleute unterſtützt, den Zweck gehabt, vorzugweiſe ſolche Sagen zu wählen, die eine weitere Ausführung in Erzählungform zulaſſen: einestheils, weil er eine Einſchränkung in Hinſicht des durch die Ausnahme der bisher zu wenig beachteten niederrheiniſchen Sagen ſich mehrenden Stoffes für nöthig hielt, andrerſeits weil es ihm erſprießlich ſchien, durch eingewobene Schilderungen der Oertlichkeit wie durch Benutzung hiſtoriſcher Data die Skizzen zu kleinen Gemälden abzurunden. Es konnte indeß dabei ebenſowenig ſeine Abſicht ſein, ſich ſtreng an die Geſchichte zu halten (was etwa nur in der Erzählung von der heil. Hildegardis und in der von der Seckenheimer Schlacht der Fall iſt), als das Gebiet des hiſtoriſchen Romans zu betreten. Ob erreicht worden, was er und ſeine Mitarbeiter ſich vorſetzten: einen Begleiter auf der Rheinreiſe, ein Erinnerungsbuch für den Heimgekehrten zu liefern, mögen Andere entſcheiden. Eine zweite Beſchränkung iſt eine geografiſche. Der Leſer wird hier nämlich vom Niederlande her ſtromaufwärts geführt, bis da wo der Neckar ſeinen Namen

verliert, und Heidelberg mit ſeinen Schloßthürmen, Speyer mit dem Dom, in welchem die Kaiſer ſchlafen, ſich in den Fluthen ſpiegeln. Die oberrheiniſchen Gegenden ſind ausgeſchloſſen — aber man beſucht die Orte, wo der große Kaiſer ſein ruhmvolles Leben geendet, die wilden Eifelſtriche, den Taunus und Odenwald, und den Neckar bis Heilbronn, reich an Erinnerungen aus der Zeit des Ritterthums. — Der Herausgeber hatte ſich urſprünglich vorgenommen, dieſem Buche eine Reihe geſchichtlicher und topographiſcher, wie auch literariſcher Erläuterungen als Nachtrag beizugeben. Seine Entfernung von der Heimath wie von den zu dieſem Zwecke veranſtalteten Sammlungen nöthigt ihn jetzt, wo die Nachricht, daß die Einſendung dieſes Vorwortes verlangt werde, ihn überraſcht, davon abzuſtehn. Er muß ſich alſo begnügen, vorerſt darauf aufmerkſam zu machen, daß einige wenige Stücke der Sammlung (25, 27, 46, 49) den Werken von Vogt, Schreiber und Grimm (Vorzeit und Gegenwart an der Bergſtraße u. ſ. w.) entlehnt ſind; zwei andere, Bearbeitungen nach dem Franzöſiſchen (in den Promenades d'un artiste) mögen hier als Probe ſtehn, wie ein talentvoller Ausländer den Geiſt deutſcher Sage aufgefaßt hat. Aehnliche Verſuche ſind nicht immer geglückt, am wenigſten dem Irländer Colley Grattan, einem ſonſt gewandten Erzähler. Planché's Büchlein (Lays and Legends of

the Rhine) iſt wenig beachtet worden; Bulwer, von dem eine Geſchichte (die Brüder) in einigen Theilen benutzt worden, hat zu viel Fremdartiges hineingemiſcht. — Bei der Erzählung von der h. Urſula, muß auf Keverbergs Buch mit ſeinen Erläuterungen Hemlingſcher Bilder verwieſen werden; bei der Geſchichte vom Kölner Dombau, vom Herrmann Gryn, vom Magus Albertus und von der wiedererſtandenen Richmodis, auf das Kölner altdeutſche Taſchenbuch, Rouſſeau's Domlieder, Weydens Vorzeit Kölns. Die Sage von Faſtradens Ring erzählt ſchon Petrarca in einem Briefe an ſeinen Freund Colonna; die von der Abtei Steinfeld gründet ſich auf eine Chronik in Verſen. Die übrigen bedürfen nur weniger Erläuterungen, die man in Dahl's Panorama und ſeiner Schrift über die h. Hildegard, in Rouſſeau's Purpurviolen der Heiligen, in dem Sagenkranz des Fräulein von Stolterfoth, in C. G. Brauns Schriften, in Gottſchalks Ritterburgen, Schreibers Rheinreiſe und endlich in den größern Werken über deutſche Geſchichte findet. Karl und Elegaſt iſt eine freie Bearbeitung des alt-niederdeutſchen, neuerlich von H. Hoffmann von Fallersleben herausgegebenen Gedichtes. Ueber die Sagen des öſtlichen Ufers und des Neckars und deren Localität, geben die mit Dank benutzten Schriften von Gerning, Grimm, Kirchner, Jäger, v. Leonhard u. A.

reichliche Auskunft. — Die Nibelungenſage, nach dem Volksbuche und dem Epos als umfaſſende Skizze, dem Zwecke gemäß bearbeitet, begrenzt, ſo weit ſie dem Rheinlande angehört, die in dieſen Darſtellungen durchmeſſene Bahn ſo ziemlich an Anfang und Ende, und bildet hier, da das Burgundiſche Worms der Hauptſchauplatz der Tragödie iſt, den Schlußſtein.

Der Herausgeber kann ſich einer eigenthümlichen Empfindung nicht erwehren, indem er, umgeben von Szenen und Denkmälern einer andern Größe und eines andern Ruhmes, unter verſchiedenartigen und dem gegenwärtigen Gegenſtande ferneliegenden Studien und Beſchäftigungen, dieſe Zeilen ſchreibt und im Begriffe ſteht, ſie über die Alpen zu ſenden, um ein Buch einzuleiten, welches während eines einſtweiligen Aufenthalts in Deutſchland in den Jahren 1835 und 36 entſtand. Wohin er auch den Pilgerſtab geſetzt haben mag, nirgend und nie verließ ihn die Erinnerung an die Schönheit der Heimath.

Rom, am Neujahrstage, 1837.

Rheinlands Sagen,

Geſchichten und Legenden.

Herausgegeben

von

Alfred Reumont.

St. Gertrudens Minne.

Was heißt Minne? — Eigentlich Gedenken; denn es war eine Zeit, wo Lieben — und die Liebe in treuem Herzen bewahren — als untrennbar von einander gedacht wurden, wo — wie Jeder, der minnen konnte, auch lieben mußte, — ſo Jeder, der geliebt hatte, auch minnen mußte. Die Zeit iſt längſt vorbei, und jetzt iſt es freilich ein himmelweiter Unterſchied, — zu lieben oder die Liebe im heiligen ſtillen Andenken aufzubewahren; aber das Wort „Minnen" für „Lieben" iſt geblieben. — Nur bei den Dänen noch heißt Minde: Gedenken, und eine Menge Gärtchen, Gütchen, Denkmale werden Chriſtians-, Frederik's-, Louiſens-Minde genannt, welches ſo viel bedeutet als Souvenir de Chrétien ꝛc. (Wir Deutſchen haben, nachdem das Wort ſeine urſprüngliche Bedeutung veränderte, kein entſprechendes mehr, ſonſt würde nicht auf tauſend Nadelbüchschen und Brieftaſchen Souvenir ſtehen, ſondern Minne.)

Es gibt Menſchen, die den Glauben hegen, ein recht lebhaftes Gedenken eines Lieben übe eine Art von Zauber auf denſelben, ſo daß ſeine Seele gezwungen ſei, in dieſem Augenblicke bei demjenigen zu ſein, der mit ſeiner Minne beſchäftigt iſt. Daß ein ſolcher Glaube ſeinen guten Grund hat, wird die Geſchichte von Gertrudens Minne alsbald offenbaren. — Auch gibt es andere Menſchen, welche glauben, daß — da Jehovah dem Noah den Weinſtock gezeigt habe, bald nachdem die Waſſer der Sündfluth ſich verlaufen hatten — ſo ſei dieſer gleich dem Regenbogen eine Art Bundeszeichen zwiſchen der Gottheit und dem Erdgebornen, und man müſſe keine Gelegenheit verſäumen, um ſeinen geheiligten Saft zu trinken. Eigends von Gott Begünſtigte haben von jeher einen beſondern Segen in der heiligen Traube gefunden, zumal wenn ihr Saft gepreßt war und gegohren hatte; und in vielen Weinländern geht die Sage, daß nicht nur alles Gift im Weine die verderbliche Kraft verliere, ſondern daß auch der dem Andenken frommer Seelen geweihte Trank gegen Unheil aller Art den beſten Schutz gewähre (beſonders wenn der Wein unverfälſcht und von edlem Gewächſe iſt). Ueberall iſt man dieſer Meinung befreundet und ſpendet gern dem Scheidenden, oder demjenigen, der etwas von Wichtigkeit unternimmt, einen Weihetrunk; aber nirgends iſt dieſer Glaube ſo eingewurzelt wie am Rhein, wo man nicht gern irgend eine Gelegenheit vorüber gehen läßt, dem Scheidenden, Kommenden oder Weilenden einen Becher Weins zu reichen und mit zu genießen. Mancher Unerfahrene nennt daher die Rheinländer arge Schlemmer

und Trinker; aber dem Geſchichtskundigen und beſonders dem, der gern in den alten Büchern und Pergamenten, die den Vater Rhein umgeben, blättert, muß es bald kund werden, daß die Rheinländer nicht trinken, ſondern — St. Gertrudens Minne feiern, wie die Vorfahren ſchon Odins und Freia's Minne feierten. — Folgende Sage mag jeden Zweifler noch vollends bekehren.

Als die heilige Gertrud noch ein, obwohl ſittſames, doch der Welt angehörendes Mägdlein war, führte ſie ihren Namen Gertrud, die Vielgeliebte, mit vollem Rechte, denn Jeder, der die Jungfrau erblickte, fühlte den ſüßen Zauber ihres holdſeligen Weſens. Beſonders gab ſich ihr ein Ritter, ſtolzen Namens und tapferer Thaten, dergeſtalt zu eigen, daß er ſeinen Sinn von allem andern Thun und Treiben ab- und einzig der holden Königin ſeines Herzens zuwandte, obgleich dieſelbe noch durchaus jung an Jahren und er wohl dem Löwen zu vergleichen war, der ſich von der Hand eines Kindes leiten läßt.

Gertrud war über alle Maßen mildthätig, eine Tugend, die ſich bei ihr ſchon in den früheſten Jahren entwickelte, ſo daß ſie zu wiederholten Malen im bloßen Hemdchen von ihren kleinen Streifereien heimkam, weil ſie Alles, was ſie auf ſich trug, den Armen geſchenkt hatte. Später zwar verbot ihr die Sittſamkeit eine ſolche Handlungsweiſe, indeſſen war ſie durch ihre gränzenloſe Freigebigkeit immer ſo arm an Baarſchaft und Kleinodien, daß ſie nicht ſelten einen Nothleidenden

unbeſchenkt entlaſſen mußte, was ihr jedesmal ſo tiefen Kummer verurſachte, daß ſie den ganzen Tag in Thränen zubrachte.

An einem jener Tage, als ſich eine arme Hausmutter, deren Mann erkrankt war, in ihrer höchſten Bedrängniß an ſie gewendet hatte, wagte es der Ritter, ihr ein Geſchmeide, das er bei ſich trug, zur Hülfe für die Nothleidenden anzutragen; ſie ergriff es mit dankbarer Begierde und eilte ſchnell damit in die Hütte der Armuth, wo ſie den edlen Geber nannte, und den Haushalt in Freuden verließ. Der Ritter wollte anfangs Hoffnung für ſeine eigenen Werbungen aus der Haſt entnehmen, mit der die Jungfrau die Gabe ergriff, aber wenige Tage belehrten ihn, daß durchaus nur Gertrudens Mildthätigkeit und keine irdiſche Liebe Theil hatte an ihrer Willfährigkeit, ſich ihm zu verpflichten. Dennoch beglückte ihn die Freudigkeit, mit der die Vielgeliebte alle Gaben aus ſeiner Hand annahm, um ſie augenblicklich wieder zu vertheilen, ſo ſehr, daß er ſein Vermögen nicht ſchonte, um ihr immer häufigere Spenden zukommen zu laſſen. Es hatte ſich durch dieſes gemeinſchaftliche Wirken für die Nothleidenden eine ſehr innige Freundſchaft für den Ritter in Gertrudens Herzen geregt, die indeſſen viel zu arglos war, um zu ahnen, daß ihre eigene ſchöne Geſtalt den Ritter zur Liebe entflammt haben könne, — ſo daß ſie ſeiner Handlungsweiſe keine anderen Beweggründe beilegte, als diejenigen, deren ſie ſich bei der ihrigen bewußt war.

Als Gertrud achtzehn Jahre zählte, theilte ſie ihrem Freunde eines Tages mit, wie ſie entſchloſſen ſei, ihr

Leben ihrem lieben Herrn Jeſu und ſeinem von ihr beſonders verehrten Jünger Johannes zu widmen, und daher ſich in ein Kloſter von der Welt zurückziehen wolle. Die Weiſe der Jungfrau bei dieſem Bekenntniß war ſo rein und überirdiſch, daß der Ritter ſich ſcheute, ihr ſeinen tiefen Kummer über den Vorſatz mitzutheilen, nur wagte er es ſie zu fragen, ob ſie denn nicht mit einigem Schmerz auf die Ausſicht verzichte, einen Mann zu beglücken und Kinder an ihre Bruſt zu drücken; worauf die Jungfrau ohne zu erröthen in holder Unbefangenheit erwiederte: daß ſie nie einem Irdiſchen ſo zugethan ſein könne, wie ihrem lieben St. Johannes, und daß ſie ſchon jetzt Kinder wie Sand am Meere habe, da jeder Nothleidende ihr Kind ſei. — Der Ritter fühlte, daß er vor ſolchen Nebenbuhlern verſtummen mußte, und beſchwichtigte ſeinen Schmerz. Er ſah Getruden von der Burg ihrer Väter Abſchied nehmen und in das Kloſter ziehen. Sein einziges Glück beſtand von jetzt an darin, die Jungfrau ſeiner Liebe von Zeit zu Zeit zu ſehen, was die milde Regel des Ordens nicht verwehrte, wo er dann jedesmal nicht ihr, — denn das war ihm nicht mehr geſtattet, — ſondern ihrem Kloſter reiche Geſchenke darbrachte. Gertrud freute ſich eines jeden ſolchen Beſuches herzlich, und ſchloß ihren Freund täglich in ihr Gebet dermaßen ein, daß das Gefühl der Empfängerin immer rein und Gott gefällig blieb, während der Geber wohl fühlte, daß ihm bei ſeinen Spenden weniger an den armen Nothleidenden lag, als an der holden Jungfrau, deren Dank ihn erfreute. Auch ruhte für ihn kein Segen auf ſeinem, ſeit geraumer Zeit mit

Nachläſſigkeit verwalteten Vermögen, und da er für keinen Zufluß von anderer Seite Sorge trug, ſo ward der Strom ſeines Reichthums nach und nach immer ſeichter, und bald war der letzte Tropfen in Gertrudens Kloſter gefloſſen. —

Eine düſtre Verzweiflung bemächtigte ſich bei dieſer Entdeckung des Ritters, denn wie ſollte er ſich jetzt ihren Dank verdienen. Er ſattelte ſein Roß und machte einen wilden Ritt auf die Heide, immer bei ſich erwägend, wie er es möglich machen möchte, durch ſeine gewohnte Freigebigkeit auch ferner Gertrudens holdes Lächeln zu gewinnen. — Da ſcheute auf einmal ſein Roß vor einem Dornenbuſche, und als es noch ſchnaufend davor ſtand, erhob ſich ein grüner Jäger mit einem mißgeſtalteten Beine und einer Hahnenfeder auf der Mütze, der hinter dem Buſche geruht zu haben ſchien. Der Grüne wußte bald ein Geſpräch einzuleiten, und war in nicht zu langer Friſt ſo weit mit dem Ritter gekommen, daß er der Vertraute aller ſeiner Sorgen war. — „Dafür, meinte der pferdefüßige Gaſt, gibt es Rath; alle Schätze der Erde ſtehen mir zu Gebote, und kein Bergmann verſteht ſo tief zu graben, als ich. Seht dies Pergament, das mir nach 7 Jahren erſt Eure Seele zu eigen gibt, wenn Ihr's mit Eurem Blute unterſchreibt. Beſinnt Euch nicht lange, und dieſe 7 Jahre hindurch ſollt Ihr haben — was Euer Herz begehrt." —

Der Ritter dachte nicht an ſeiner Seele Heil, ſondern nur an Gertrudens Dank, wenn ſie ſich durch ihn in den Stand geſetzt ſähe, allen Armen, von denen ſie

nur irgend hören könnte, zu helfen. Und ſchnell ritzte er ſich eine Ader auf und ergab ſich dem Teufel, indem er die Hahnenfeder des Grünen, die dieſer zierlich zugeſpitzt von ſeiner Mütze nahm, in ſein rothes Blut tauchte und ſeinen Namen an das Ende des Pergaments ſetzte.

Jetzt eilte er heim und fand ſeine Geldkiſten gefüllt — und jemehr er dem Kloſter ſchenkte, deſto reicher ward er. Aber nie berührte er zu ſeinem eigenen Bedarf einen Heller von dem gefährlichen Schatze, und lebte nach wie vor in Einfachheit und ſtrenger Entſagung.

So vergingen 7 Jahre, und Gertrud war Aebtiſſin ihres Kloſters geworden, ohne daß ihre geiſtliche Standes-Erhöhung den freundſchaftlichen Verkehr mit ihrem Ritter im mindeſten unterbrochen hatte. — Der Tag, wo alle Herrlichkeit des Armen ein Ende haben ſollte, war heran genaht, und der Ritter beſchloß den Morgen noch einmal zu Gertrud zu gehen, um dann den Nachmittag zur Hölle zu fahren. — Als er ſcheiden wollte, kündigte er an, daß er am Vorabend einer großen Reiſe ſei, und ſeine Freundin wohl lange nicht wiederſehen werde. Gertrud ſagte: „Des Herrn Wille geſchehe! Aber eins müßt Ihr mir nicht abſchlagen, vor dieſer weiten Reiſe: nämlich noch einmal unter St. Johannes Weihe, auf meine Minne zu trinken, denn ich möchte wohl ſicher ſein, daß Ihr in der Ferne meiner nicht vergäßet, wie Euch denn auch andererſeits der Weihetrank meines Heiligen vor allem Uebel bewahren wird.“ —

Mit zerknirſchtem Herzen trank der unglückliche Ritter **Gertrudens Minne**, ſchwang ſich auf's Roß und ſprengte mit verhängtem Zügel jener Heide zu, wo er ſein Verderben zu finden gewärtig war. Auch ſah er ſchon von Weitem den grünen Jäger, mit ſeiner Pergamentrolle in der Hand, am Dornbuſche ſtehen, und er zog den Zügel an und ritt langſamer, Gertrudens mit innerer Seelenangſt gedenkend, hinan. Da prallte plötzlich der Grüne einige Schritte zurück, und rief, indem er das Pergament von ſich warf: „Da habt Ihr Euren Kontrakt zurück; — **ſie** ſitzt ja hinter Euch mit ihrem Heiligenſchein und wehrt mich ab.“ — Und mit dieſen zornig geſprochenen Worten war der Jäger verſchwunden, und auf der kahlen Heide war nichts zu ſehen als das zerknitterte Pergament. — Der Ritter ritt nach Hauſe und fand in ſeinen Kiſten den ganzen Schatz unverſehrt liegen. — St. Gertrudens Minne hatte ihn geheiligt.

I.

Plüddemann del.   Ch. A. Schuler fils sen sculp.

Carlsruhe durch Kunst-Verlag

Der Schwanenritter.

(Hierzu das Bild I, erfunden von H. Plüddemann, geſtochen von Ch. A. Schuler.)

In der Stadt Nymwegen, im Niederlande, war ein gewaltiges Drängen und Treiben. Ritter und Knappen eilten her und hin, Reiſige und Trabanten gingen in ihren Rüſtungen und reichen Anzügen umher, ſchöne Frauen füllten von früh bis ſpät die Ecken der hohen, mit ſpitzen Giebeldächern verſehenen Häuſer. Es war ein ganz ungewohntes Leben, und die vielen Fremden, welche von allen Seiten herbeiſtrömten, konnten für ſich, für ihre Begleiter und Roſſe, nur mit Mühe ein Unterkommen finden.

Die Urſache dieſes Volkszulaufs will ich euch berichten. König Karl war in Nymwegen angekommen, um die Klage der Herzogin von Brabant gegen ihren Schwager zu vernehmen, und ihre Streitſache wo möglich in Güte zu ſchlichten. Die Angelegenheit verhielt ſich nämlich ſo: Gottfried, Herzog von Bouillon und Brabant, welchen das nach dem Morgenlande ziehende Kreuzheer, um ſeiner erprobten Weisheit und Tapfer-

keit willen, zu ſeinem Anführer erwählt, und welcher ſich durch die Eroberung Jeruſalems und Befreiung der heiligen Stätten aus den Händen der Ungläubigen zum gefeiertſten Helden der Chriſtenheit emporgeſchwungen hatte, war in Paläſtina ohne Hinterlaſſung männlicher Erben geſtorben. Er hatte jedoch in einer von ſeinen Vaſallen genehmigten Urkunde geſtiftet, daß ſein Land der Herzogin und ſeiner Tochter verbleiben ſolle. Hieran kehrte ſich aber Gottfrieds Bruder, der mächtige Sachſenherzog, nicht: er berief ſich auf das Saliſche Geſetz, welches die Weiber von der Nachfolge in der Regierung ausſchließt, und bemächtigte ſich des Landes, über welches ſein Bruder geherrſcht, nicht achtend auf die Vorſtellungen und Klagen der Wittwe und Waiſe, welche endlich an den König ſelbſt ſich zu wenden beſchloſſen.

Auch der Herzog von Sachſen war nach Nymwegen gekommen, und ſtand der gegen ihn erhobenen Klage Antwort. Als nun eben das Gericht angehen ſollte, wobei die meiſten der Anweſenden wohl im Herzen zu Gunſten der verwitweten Herzogin und ihrer ſchönen Tochter Beatrix ſich ausſprachen, aus natürlichem Mitgefühl für die trauernden Frauen, — aber doch an einem guten Ausgange ihrer Angelegenheit verzweifelten, da erhob ſich ein großes Getöſe, ein Schreien und Rufen, das vom Ufer des Rheines herzukommen ſchien. Und als der König nebſt vielen Andern an das Fenſter trat, um die Urſache des Tumults zu erforſchen, ſiehe, da erblickte er einen ſchneeweißen Schwan, der das Waſſer heraufſchwamm, und an einer ſilbernen Kette ein Schifflein nach ſich zog. In dem Schifflein aber ſchlief ein Ritter, ſein

Haupt ruhte auf dem Schilde, neben ihm lagen Helm, Halsberg und Panzerhoſen. Der Schwan zog die ſchwere Laſt als ein guter Seemann durch die Fluth und gegen die Strömung an, denn das Schifflein hatte weder Segel noch Maſtbaum. Karl und der ganze Hof verwunderten ſich höchlich über die ſeltſame Erſcheinung, und als das Schifflein ſich dem Geſtade näherte, vergaß Jedermann die Klage der Frauen und lief hinab an's Ufer, wo das Volk dichtgedrängt ſtand, und mit manchem Ausruf des Erſtaunens dem Wunder zuſah. Unterdeſſen war der Ritter erwacht, hatte ſeine Rüſtung angelegt und war an's Land geſtiegen. Der König empfing ihn freundlich, nahm ihn bei der Hand und geleitete ihn nach der Burg. Da wandte ſich der Ritter um zu dem Vogel, der mit ihm gekommen war, und verabſchiedete ihn mit den Worten: Fliege wieder heim, lieber Schwan; wenn ich dein künftig bedarf, kann ich dir wohl wieder rufen, und du kehreſt getreulich zu mir zurück. Kaum hatte der Schwan die Anrede vernommen, ſo ſchlug er mit dem blendendweißen Flügelpaar, hob ſeinen Hals und war in wenig Augenblicken mit dem Schifflein Aller Augen entrückt. Jeder ſchaute den fremden Gaſt neugierig an, und manches Wort flüſterte ein Nachbar dem andern ins Ohr, denn das Abentheuer ſchien ihnen gar zu räthſelhaft. Karl trat wieder in den hohen Saal und nahm ſeinen frühern Sitz ein, worauf er den Streitenden zuwinkte, mit der Darlegung ihrer Gründe zu beginnen; dem Fremdling aber, deſſen Ankunft das Gericht unterbrochen hatte, wies er einen Platz unter den übrigen Fürſten und Großen an.

Die Herzogin von Brabant, ihre Tochter Beatrix an ihrer Seite, hub nun an ihre Klage ausführlich vorzutragen, indem ſie ſich auf den Erbvertrag ihres verſtorbenen Gemahls berief, in welchen alle ſeine Lehnsleute eingewilligt. Hierauf vertheidigte ſich der Herzog von Sachſen, indem er als Beſtätigung ſeiner Anſprüche und Rechtfertigung ſeiner Beſitznahme der brüderlichen Lande, auf das allgemeine beobachtete Herkommen und die beſtehenden Rechtsverhältniſſe ſich bezog. Und als er ſah, daß der König zauderte, und nicht wußte welchen Entſchluß er zu faſſen habe, da erbot er ſich zum Kampfe für ſein Recht, und forderte, die Herzogin ſolle ihm einen Ritter entgegenſtellen, das ihrige zu beweiſen.

Karl gab dem Vorſchlag ſeine Zuſtimmung, denn, in Wahrheit, er ſah ſich dadurch aus einer peinlichen Verlegenheit geriſſen, indem er die Entſcheidung vom Waffenglück abhängig werden ließ. Die Herzogin hingegen erſchrak heftig: der Herzog von Sachſen war ein ſtreitbarer Held und von Wuchs ſchier ein Rieſe, ſo daß Niemand ihn zu beſtehen wagte. Vergebens ließ ſie die Augen im Kreiſe ſchweifen; ſie begegneten wohl mitleidigen Blicken, fanden aber Niemand, der ſich für ſie zu kämpfen erboten hätte. Beatrix weinte und ſprach: „So müſſen wir denn verderben und unſern Gegner triumphiren ſehen, weil kein Ritter das Schwert für uns erheben will!“ Da trat der Jüngling, welchen der Schwan an's Land gezogen hatte, vor den König und gelobte, der Frauen Kämpfer zu ſein.

Ein ſchwerer Stein fiel von der Bruſt mancher, die es vernahmen, obgleich Viele fürchteten, der Fremde,

hochgewachſen, aber mehr ſchlank denn kräftig, werde dem Herzoge nicht gewachſen ſein. Die beiden Frauen, welche ſchon am guten Ausgang ihrer Sache verzweifelten, hatten nur ſtummen Dank im Blicke. Auf dem freien Platze vor der Königspfalz wurden ſogleich Schranken errichtet; der Sachſenfürſt und der Schwanenritter gingen, ſich vollſtändig zu rüſten, und erſchienen bald darauf wieder mit heruntergelaſſenem Viſir. Eine unzählige Menſchenmenge umgab die herumſtehenden Edeln und Trabanten, welche nur mit Mühe das Volk zurückhielten. Der Kampf war lang und hartnäckig, denn Beide führten ihre Waffen mit großer Kraft und Gewandtheit; endlich traf ein gewaltiger Hieb den Helm des Herzogs, er taumelte und ſank nach ein Paar Augenblicken zu Boden. Als man ſein Viſier öffnete, war er verſchieden.

Da begrüßte lauter Zuruf den Sieger; der König verließ ſeinen hohen Sitz und führte ihn in den Saal zu den Frauen, welche mit der größten Herzensangſt dem Ausgange entgegen geharrt hatten. Mit welchen Dankesbezeugungen empfingen ſie ihren Ritter! Karl ſprach nun der Herzogin ihr Erbe zu, das kein Gegner oder Verwandter mehr in Anſpruch nahm, und als Alle auseinander gingen, nachdem ſie ihr Glück gewünſcht zum guten Erfolge, folgte der Fremde gerne der Einladung der Frauen, ihnen auf der Rückkehr nach Cleve, wo ſie zu wohnen pflegten, das Geleite zu geben.

In der Burg zu Cleve nun verlebte der Schwanenritter, den man unter keinem andern Namen kannte, glückliche Tage. Das Volk pries ihn, wo er ſich ſehen ließ, denn es liebte die Herzogin und ſah in ihm ihren

Erlöſer. Die Blicke der ſchönen Beatrix geſtanden ihm bald, daß mehr noch als das Gefühl der Dankbarkeit ſie an ihn feſſele: mit Freuden ſah die Mutter die Neigung, welche Beide verband, denn nun wußte ſie, daß ſie auch ihrem Lande und Volke einen Helden und Edelgeſinnten ſchenken könne, zum Erſatz für den Verluſt ihres tapfern und frommen Gemahls. Nicht lange Zeit verging, ſo war Beatrix die beglückte Braut des Ritters; aber er ſteckte ihr nicht eher den Ring an, bis ſie ihm die heilige Verſicherung gegeben hatte, daß ſie nie und zu keiner Zeit fragen werde, woher er gekommen und welches ſein Geſchlecht ſei. Wenn ſie es thue, ſo werde ſie ihn unwiederbringlich verlieren: ſein Geſchick ſei an dieſe Frage geknüpft.

Jahre vergingen. Das Land war ruhig und glücklich, denn der Ritter regierte es mit Milde und Feſtigkeit, und der Ruf ſeiner Weisheit und Tapferkeit, welcher ſich überall hin verbreitet hatte, hielt jeden Feind von ſeinen Grenzen ab. Beatrix war Mutter zweier Knaben geworden, die zu werden verſprachen, wie ihr edler Vater. Oft hatte ſie in ſtillen Stunden darüber nachgeſonnen, was es wohl ſein könne, das ihren Gatten abhalte, ſeine Herkunft wiſſen zu laſſen. Mehr denn einmal ſchwebte die Frage ihr auf den Lippen, aber die Furcht ſowohl als ihr gegebenes Verſprechen hielten ſie zurück. Nachdem aber viele Zeit verfloſſen war, und ſie endlich nicht mehr ertragen konnte, daß ſie nicht wiſſen ſollte, wer ihrer Kinder Vater ſei, that ſie einſt in der Nacht die verbotene Frage. Da erſchrak der Ritter auf's äußerſte. Beatrix, ſprach er mit

wehmüthiger Stimme, Du ſelbſt haſt nun Dein und mein Glück vernichtet. Ich muß von hinnen, wie ich Dir einſt am Trauungstage ſagte — nichts vermag mich hier zu halten.

Kaum war der Morgen angebrochen, ſo war die ganze herzogliche Burg von Cleve in Bewegung. — Die Herzogin war ein Bild des größten Jammers; ihr Gemahl ging ſtumm und ernſt durch die Räume umher, um Abſchied zu nehmen von den Orten, die ſein Glück geſehen. Als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand, da ſah man einen Schwan den Strom herauf ſchwimmen, ein Schifflein nach ſich ziehend. Der Ritter legte dieſelbe Rüſtung an, in welcher er an jenem verhängnißvollen Tage nach Nymwegen gekommen war, ließ ſich ſeine beiden Kinder bringen und küßte ſie, ſchloß die verzweifelnde Mutter noch einmal in ſeine Arme, und trat dann hinaus auf den Platz, der an den Rhein ſtieß. Der Schwan war bis an's Ufer geſchwommen und ſchien dort zu harren; alle Bewohner der Stadt hatten ſich verſammelt: ſie fielen ihrem Herrn zu Füßen, und baten ihn flehend, er möge bei ihnen bleiben und ſie nicht verlaſſen. Aber die Erfüllung deſſen, was ſie verlangten, hing nicht ab von ſeinem Willen. Der Ritter ſprach noch einige Worte des Abſchiedes, indem er ihnen dankte für ihre Anhänglichkeit und Treue, und ertheilte dann dem ganzen Volke ſeinen Segen. Hierauf trat er in's Schiff, warf noch einen letzten Blick auf die Burg und auf die ihm voll Bekümmerniß Nachſchauenden, fuhr den Rhein hinunter und kehrte nimmer wieder.

Beatrix kam Anfangs das ganze Ereigniß wie ein Traum vor. Ach, es war nur zu traurige Wahrheit. Nichts vermochte ſie zu erheitern und zu tröſten, und ihre Mutter, die alte Herzogin, mußte noch am Lebensabende den Schmerz haben, ihre einzige geliebte Tochter dahinwelken zu ſehen, im Lenze ihrer Tage und der Blüthe ihrer Schönheit. Oft ſah man ſie von früh bis ſpät auf dem Söller der hohen Burg ſitzen, den Buſen voll Gram und Reue, das Haupt auf die Hand geſtützt, den Blick ſehnſüchtig nach der Gegend hingewandt, wo ihr edler Gatte verſchwunden war. Bisweilen, wenn ein weißes Segel in der Ferne auftauchte, pochte lauter ihr Herz, denn da hoffte ſie, er könne wiederkehren. Aber es war vergebens. So gingen nicht viele Monde vorüber, da hatte ſie ſich zu Tode gehärmt, und die Ihrigen beweinten den doppelten Verluſt.

Die Herzogin, allein geblieben in der verwaiſten Burg, zog ihre Enkel in Gottesfurcht und edlen Geſinnungen auf. Aus ihrem Saamen ſtammten mehrere Geſchlechter, die von Geldern ſowohl als von Cleve, die Grafen von Rheineck und manche andere am ſchönen Rhein; alle führen den Schwan im Wappen, zur Erinnerung an ihren Urſprung. Das Schloß zu Cleve hat zwar längſt ſeine angeſtammten Beherrſcher verloren, aber auf ſeinem hohen Thurme ſteht noch der Schwan, weit umherſchauend über Strom und Land, und heute noch knüpft ſich das Andenken des unbekannten Ritters und der ſchönen Beatrix an dieſen Schwanenthurm.

Die Solinger Klingen.

Es war der Chriſtfeſtmorgen des Jahres 1561, als, während noch der Morgenſtern hell am unbewölkten Himmel glänzte, zu Solingen die Kirchglocken gar heiter läuteten, die Kerzen auf den Altären brannten und in der Kirche zu den feierlichen Tönen der Orgel der Geſang der Gemeinde erklang, in herzerhebender Andacht das Jahresfeſt der Geburt des Herrn und Heilandes zu begehen. Noch war der Geſang nicht verklungen, als ein Mägdlein haſtig aus der Kirchenpforte trat, und ängſtlich um ſich ſchauend und lauſchend die Stufen des Gotteshauſes hinabſtieg. Auf dem Kirchhofe blieb ſie ſtehen, und ließ, während Geſang und Orgelſpiel noch forttönten, das Haupt ſinken. Bald aber erhob ſie den Blick zum Himmel, von dem der Morgenſtern hell herniederleuchtete, und ſprach betend:

„Du weißt es, wie meine Mutter auf ihrem Todeslager Severins Hand in die meinige legte, und mit ſchon brechender Stimme ſprach: Haltet feſt an einander in Freud und Leid; denn ich fühle es in mir, ihr ſeid für einander beſtimmt. Tritt euch aber das Unheil entgegen, ſo harret aus; der Gram der Liebe macht ſie ſelbſt uns noch lieber. — Du, mein Vater im Himmel! das Unheil und der Gram ſind gekommen, ſollte ich nun nicht thun, wie mir die Mutter geſagt hat?"

Martha, Martha! flüſterte es jetzt hinter dem Hollunderſtamme her, der ſeine kahlen, weißbeſchneiten Zweige geſpenſtig von der Kirchhofsmauer ausſtreckte. — Biſt Du es Severin? fragte das Mädchen. — Ja wohl, ich harrte Dein ſchon am Grabe der Mutter — war die Antwort. — Ich komme — erwiederte Martha. Der Herr wird mir die Sünde vergeben, daß ich die Kirche verließ, um von Dir zu vernehmen, was mein Vater Dir geſtern Abend geantwortet hat.

Sie gingen zum Grabe der Mutter, auf dem die verwelkten Kränze an dem Kreuze im Winde rauſchten, und Severin begann: Holde Martha! mache Dir keinen Vorwurf daraus, daß Du mich hier anhörſt; der Herr iſt überall, wo nichts Böſes geſchieht. Und wollte es ſich denn anders thun laſſen, daß ich Dich zum Letztenmal ſpreche? — Zum Letztenmal? fragte Martha mit bebender Stimme. Du willſt fort? — Sieh — fuhr er fort, da Martha ſchwieg, weil ſie ihr ſtilles Weinen nicht verrathen wollte — ich dachte es recht gut zu machen, daß ich geſtern nicht eher zu Deinem Vater ging, bis aus allen Fenſtern die Chriſtbäume mit tauſend

Lichtern leuchteten, indem ich ihn bei Dir zu finden glaubte. Allein Hedwig ſagte mir, er ſei noch immer in ſeinem Arbeitskämmerlein neben der Waffenſchmiede beſchäftigt. Da pflegt er gewöhnlich mürriſch zu ſein, wenn man ihn ſtört; indeß ich hatte Dir verſprochen, an dem Tage mit ihm zu reden; und ſo ging ich hinein. Mit düſterem Blick empfing er mich, und fragte, was ich wolle? Meiſter — begann ich — ich bin noch nicht ſo lange bei euch, als ich ſein mögte; aber ich halt's nicht aus, wenn ihr nicht endlich mir euren Segen gebt, und ſprecht: geht wieder zu meiner Martha; du ſollſt mein Sohn werden. Ich wollte noch mehr ſagen; aber er ſchloß mir auf einmal den Mund mit dem ſchwerſten Nein, das ich je in meinem Leben gehört habe. Da er mich nun ſo betroffen ſah, fügte er allerlei hinzu: wie ich ein tüchtiger Waffenſchmied und ihm ein werther Geſelle ſei, wenn er auch meinen Umgang mit ſeiner Tochter und den Calviniſten nicht leiden möge. — Hab' ich Dir's nicht geſagt? unterbrach ihn Martha. Aber Severin ſchüttelte den Kopf und erwiederte: Da liegt's nicht! Ich gehe mit den Genfer Waffenſchmieden um, die aus ihrer Vaterſtadt die neue Lehre mitbringen. Ob ich dabei auch Aug' und Ohr nicht ſchließe, ſo will ich dennoch als ein guter katholiſcher Chriſt leben und ſterben. Das ſagte ich Deinem Vater; und er ſchlug's nicht in den Wind, ſah aber eine Zeitlang ſtarr vor ſich hin, wie einer, der mit ſich ſelbſt einen Kampf ſchlichtet. Endlich athmete er tief und ſagte: Ihr könnt mir doch nicht helfen, wie gut ihr auch beim Amboß ſeid. Das befremdete mich, und machte mich warm, ſo

daß ich rief: Wenn mein Glück vom Amboß zu holen iſt, ſo gebt's nur immer in meine Hände, Meiſter; ich laſſe es euch wahrhaftig da nicht liegen. Er aber lachte faſt höhniſch auf und entgegnete: Nun, ſo wißt denn kurz und gut: ich bin ein verarmter Mann. Theils durch nichtsnutzigen Kauf, theils durch allerlei koſtſpielige Verſuche wollte ich das Geheimniß, Damascener-Klingen zu fertigen, gewinnen; es iſt aber mißglückt, und doch habe ich mich ſchon gerühmt, es zu können. Ich bedarf eines reichen Schwiegerſohns, um vielleicht auch deſſen Geld durch den Rauchfang zu jagen; denn nicht leben will ich, ſoll ich's mit Schande thun. Nach dieſen Worten wandte er das Auge wieder von mir, und ſtierte den Boden an. Ich ſtand da, unruhig und ſinnend; jetzt aber noch möchte ich Gott fragen, ob's von ihm kam oder vom Satan, als ich mich vermaß, ich wollt's dem Meiſter ſchaffen, daß er des Geheimniſſes kundig würde, wenn er mir ſeine Tochter verſpräche. Und wie nun Herz und Hoffnung beredt ſind, ſtellte ich ihm vor: ich wolle gen Damaskus ziehen, und dort ſo lange den Klingendienſt treiben, bis ich den Türken die Kunſt abgelernt hätte, dann aber heimkehren und Dich als mein Weib umarmen. Da zuckte ihm wieder ein Lachen um den Mund, wozu ich die Worte vernahm: Nun ſo zieht nach Damaskus! Ein Jahr lang will ich euch meine Martha aufheben. Habt ihr dann euer Wort nicht gelöſt, ſo bin ich des meinigen quitt. Mit meiner Tochter habt ihr aber weiter keinen Verkehr; und nun ſchlaft euch Kräfte zur Reiſe. So mußte ich denn gehen, und ſtahl nur noch die Gelegenheit, der

Hedwig zu ſagen, daß ich euch hier zu ſprechen wünſchte. —

Tief betrübten Herzens hörte Martha Severins Worte, und ihm die Hand drückend, warf ſie ihm mit unterdrücktem Schluchzen vor: Mußteſt Du denn Alles gleich zum Aeußerſten treiben? Nun willſt Du fort! — Ja, und das gleich — redete Severin drein, ihre Hand feſthaltend — dort liegt mein Ränzel, und von hier aus wandere ich zur Straße, die gen Damaskus führt. Ein Jahr iſt raſch vorüber. Lebe wohl, gute Martha, gedenke mein, und bitte Gott, daß er mein Vorhaben gelingen laſſe. Sollte ich aber nicht zurückkehren —

Hier brach ihm die Rede, ſo daß eine Pauſe entſtand, die plötzlich unterbrochen wurde von den kräftig geſprochenen Worten: Gott ſegne euch, und laſſe euch bei einander. Und ſiehe — ein fremder Mann, grauen Hauptes und Bartes, angethan mit ſchwarzem ritterlichen Kleide, legte ſeine Rechte auf die Hände des liebenden Paares. In einer Regung des Grauens barg Martha ihr Angeſicht an Severins Schulter.

Schrecket nicht vor mir zurück, Jungfrau! begann der Fremde. Worte und Blicke, die euch furchtbar ſein könnten, liegen längſt hinter mir. Für Euch aber, junger Geſelle, habe ich Hülfe. Am Sylveſtertage, wenn — dem Himmel ſei Dank! — wieder ein Jahr von der Ewigkeit abtrünnig wird, dann wandert zur Mitternacht und gen Mitternacht von der Höhe der Stadt hinunter, dem Strom der Wupper entlang, in den Wald hinein, bis Ihr die Fackel auf einem Thurme brennen ſeht. Dort rufet den Namen Johannes; die Pforte wird ſich

aufthun, und ich werde Euch die Reiſe nach Damaskus unnöthig machen.

Severin ſah den Fremden, der in der Morgendämmerung ein geiſterhafter Anblick war, bedenklich an, bevor er fragte: Seid Ihr ein Waffenſchmied, Herr? — Ein Waffenſchmied? entgegnete Jener; wohl habe ich mein Lebelang Waffen geſchmiedet wider mich ſelbſt; ich fühle ihre Schärfe, und Dir will ich helfen, daß ich mir vielleicht einen ruhigen Tag gewinne. Du kommſt? — Verzeiht, Herr! begann Severin verlegen. Der Fremde aber fuhr trotzig auf: Nun ſo laß es, Thor! Doch ſich vor die Stirne ſchlagend, ſetzte er begütigend hinzu: Nein, laß es nicht! Zieh' nicht von Deiner Liebe! Dein Ziel iſt weit, und der Menſchen Gunſt hat kurze Weile. Willſt Du Dein Glück ergreifen, haſt Du Muth, ſo komm zur rechten Stunde! — Der Fremde wandte ſich, und heftig rief Severin ihm nach: Ich komme. Was haſt Du gethan? fragte Martha entſetzt. Severin aber antwortete: Mit Gott nichts, worüber wir uns zu härmen brauchen.

Eben zog die andächtige Menge wieder heim unter dem Geläute der Glocken aus dem Gotteshauſe, und Martha, ihrem Geliebten zuflüſternd: Noch einmal muß ich Dich ſprechen, ehe Du Dein Vorhaben ausführſt — ſchloß ſich an Hedwig, die gleichfalls aus der Kirche kam, und um ihre Unterredung mit Severin wußte. Severin aber nahm ſein Ränzel, und ſchritt gedankenvoll wieder in ſeine Herberge.

In den nächſten Tagen ward ihm doch unheimlich zu Muth; er mied im Zwieſpalt mit ſich ſelbſt ſeine cal-

viniſtiſchen Freunde, die Genfer Klingenſchmiedgeſellen, beſuchte die Kirche fleißig in den Feſttagen, ſich berathend im Gebete, und verſtohlen wechſelte er hier zuweilen ein Wort mit Martha, die ihn mit den inbrünſtigſten Bitten von dem gefährlichen Gange abzumahnen ſuchte. Er aber beharrte bei ſeinem Entſchluß, und es fügte ſich nicht, daß er nochmals der Geliebten ſein volles Herz ausſchütten konnte. Von Hedwig vernahm er nur, daß Martha niedergeſchlagenen Sinnes und ſcheu, wie eine Kranke, im Hauſe umherwandle. —

Der Sylveſtertag war da. Am Sylveſterabend, als die Glocke vom Kirchthurm die neunte Stunde verkündete, nahm er nichts mit ſich als ſein Crucifix, und ſtand lange vor Martha's Hauſe. Obwohl er nun zuweilen des Meiſters Stimme im Geſpräch mit ſeiner Geliebten zu hören glaubte, ward doch Niemand ſichtbar, ſo daß er endlich beklommenen Herzens zur Stadt hinaus wanderte.

Es war eine milde Winternacht. Die Erde, leicht mit Schnee bedeckt, hatte das Anſehen, als habe ſie ſich feſtlich angethan, das neue Jahr zu empfangen, und die Sterne blickten aus dem ungetrübten Blau hernieder, die armen Wanderer mit Vertrauen zu erfüllen. Severin zog ernſt ſeines Weges, Gott und ſeinen Schutzpatron anrufend. Dennoch ward ihm die Bruſt enge, als er endlich den Thurm vor ſich ſah, den er am Tage zu finden ſich vergeblich gemüht hatte. Mit kurzen Athemzügen ſtand er da, hinaufſchauend nach der Fackel, die ihren düſtern Qualm in die reine Luft hinaufwirbeln ließ, und die

Stimme verſagte ihm mehrmals, als er: Johannes rufen wollte. Sich zuſammenraffend legte er endlich ſein Crucifix an die Pforte, und kräftig erklang nun der Name; aber der vielfache Wiederhall machte ihn in dieſer nächtigen Oede abermals ſchaudern. Die Pforte that ſich auf, und ein Willkommen tönte ihm entgegen aus einem erleuchteten Gemache, zu dem eine Steige hinanführte. Es war der Alte vom Kirchhof, der ihn begrüßte, und ihn näher rief. Eben ſo gekleidet wie damals war nur das graue Haupt ganz entblößt, und ein großes Buch hielt er im Arm. Um ihn her ſtand allerlei Geräth; auch einen Amboß gewahrte Severin, ſo wie Alles, was zum Waffenſchmieden dienen konnte.

Tretet näher! begann der Alte düſter, und geht an's Werk; es ſoll raſch gethan ſein. Severin zögerte noch; endlich fuhr's ihm heraus: Herr, ich bin gekommen, damit ihr nichts Uebles von mir denkt und mich nicht der Feigheit beſchuldigt. Doch zeitlich Glück will ich nicht mit Sünden erkaufen. Sprecht alſo: wollt Ihr mir nutzen mit Gottes Hülfe oder — ? Er wagte nicht, weiter zu ſprechen; denn der Alte unterbrach ihn mit kurzem Lachen der Uebermacht, und ordnete das Werkzeug, bis er wie in einem Anflug von Wahnſinn ſprach: Haltet Ihr auch Erkenntniß und Wiſſen für die Feuertaufnamen des Satans? Auf unſerem dürftigen Planeten ſind ſie freilich jetzt noch wenig nütze; aber ſeine trügeriſch feſtgehaltene Hölle muß endlich dennoch darüber ſo tief zu Grunde gehen, daß er leichter und erleichtert wird, daß er ſteigt und ſteigt, bis der rechte

Gedanke plötzlich den Steg wirft, auf dem ein einziger Schritt zum Himmel führt. Schlagt auf Eure Klingen, Freund, ruft bei jedem Schlage einen Eurer Heiligen an, betäubt Ohr und Seele, damit Ihr nicht denket! Ein Gedanke, der nicht zu Ende gebracht werden kann, iſt der tödtlichſte Feind des Geiſtes, und alle Gedanken ſind dann ein nichtiges Chaos, oder ſie ſind die Wucht aller Laſten, die dem Leben nur wenige langweilige Regungen übrig laſſen, weil in ihrer Kette der eine fehlt. Was kümmert's Euch weiter, wenn ein Unglücklicher Euch Euer Glück bietet? Greift zu, in weſſen Namen Ihr wollt. Mir iſt das und Alles gleich! — Doch wie könnt Ihr faſſen, was mir ſelbſt entging? Schmiedet alſo Eure Waffen im Namen Gottes! Dabei ergriff er einen Stab, und ſchlug in die Kohlenmaſſe auf dem Heerde, daß die Flamme hoch aufloderte, und genau zeigte er nun dem verſtummten Lehrlinge, wie er durch Benutzung der Elemente ſeinen Zweck erreiche, ſo daß eine der ſchönſten Damascenerklingen in Severins Hand glänzte, als draußen die Dämmerung zu weichen begann.

Wollt Ihr's nochmals üben? fragte der Alte. Doch Severin entgegnete: Nein, Herr! Was mir einmal gelang, das habe ich ſicher für alle Zeit. Doch wie ſoll ich nun danken, und wer iſt es, den ich im Gedächtniß als meinen höchſten Wohlthäter bewahren muß?

Verleugnen mag ich mich nicht, bin ich auch der Schrecken ſchlauer Thoren und thörigter Kinder, verhaßt mir ſelbſt, weil ich mich hoch über das Gefühl ſtellte,

und nun dennoch fühle. Ich heiße Johannes Fauſt. Zittert nicht! Die Menſchen zählen mich ſchon zu den Todten, zu früh und dennoch zu ſpät. Geht mit Eurem Gott, und denkt meiner nur, wenn Ihr Hülfe bedürfet. So ſprechend ſchlug er mit ſeinem Stabe in die Flamme. Rauch und Dampf ballten ſich ringsum, und Severin ward davon hinausgetrieben in's Freie, wo er ſich entſetzt ſchüttelte, wie aus einem ſchweren Traume erwachend, obwohl die Klinge in ſeiner Hand ihm Alles zur Wirklichkeit machte. —

Der Morgen war ſchon weit vorgerückt, als er wieder in Solingen eintraf, und mit freudigem Schrecken ſeinen Meiſter und ſeine liebliche, jetzt aber todtbleiche Martha fand. Sie hatte ihrem Vater Alles erzählt, und in ihrer ſteigenden Angſt nicht eher geruht, bis jener ihr folgte, zu ſchauen, wie es Severin ergangen. Der berichtete ſein Abenteuer, und reichte dem Meiſter die Klinge hin, verſichernd er wolle ihm nun Tauſende gleich dieſer fertigen. Der Meiſter nahm bebend die Klinge, und als er ſie betrachtete, wechſelte in ſeinem Angeſicht die Flamme des Zorns mit der Bläſſe des Neides, und wüthend rief er aus: Habe ich meine beſten Jahre vergeblich daran geſetzt, das Geheimniß zu ſuchen, damit ich nun ſehe, wie ein tückiſcher Kobold dem, der ſich noch gar nicht darum mühte, das übergibt, was mir mein Geld raubte, und nur frühzeitig graues Haar mir erwarb? Was mir den Schlaf ſcheuchte, kommt ihm wie im Schlafe, und ein aberwitziger Stümper ſteh' ich vor dem, der mein Meiſter ward durch ein zudringliches Ungefähr.

Mit den mildeſten Worten ſtrebten Severin und Martha ihn zu beſchwichtigen; doch in dem Alten glühte es immer unbändiger auf, bis er ſprach: Ihr wolltet gen Damaskus ziehen, und thatet es nicht; ich bin meines Wortes quitt. Aber halten werde ich's, wenn Ihr mir Eins ſchwört. Ich will's ertragen, daß ich mein Ziel verfehlte; nimmer aber ertrage ich's, in meiner Werkſtatt ſolche Klingen fertigen zu ſehen. Bevor ich nicht die Augen geſchloſſen, darf keiner in Solingen mit dieſer Kunſt prunken; ja — nur Eurem Sohne ſollt Ihr ſie dereinſt lehren, und er mag den Ruhm dieſer Wiſſenſchaft haben. Schwöret Ihr das? Ich ſchwöre es! ſagte Severin, und reichte ſeiner Martha freundlich die Hand.

Severin hielt den Schwur. Oft wenn in drangvoller Zeit er ſich durch ſein Geheimniß die Fülle des Wohllebens hätte herbeiführen können, ſtand er am Amboß, im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brod zu erwerben, und wenn ihm Martha nach dem Tode ihres Vaters rieth, ſich an heiliger Stätte von dem Schwur entbinden zu laſſen, ſchüttelte er ſein Haupt, und arbeitete nur rüſtiger im Bewußtſein, jeder Verlockung widerſtanden zu haben. Sein älteſter Sohn, nach ſeinem Großvater Peter genannt, wuchs gedeihlich heran, und als es Zeit war, lehrte ihm der Vater die ſo redlich für ihn aufbewahrte Kunſt; der Sohn ward die Stütze ſeiner Eltern, um die in ihren alten Tagen ſich der Reichthum ausbreitete. Die Geſchichte nennt den Peter Simmelpuß — dies war Severins Familienname — als den Erſten,

der in Deutſchland Damascener-Klingen fertigte. Von dem Thurme an der Wupper fand aber Severin niemals wieder eine Spur, und auch kein Anderer hat ihn entdeckt.

Die Gründung des Kloſters Altenberg.

Wer hätte nicht im Herzogthum Berg vor zwanzig Jahren die Klagen vernommen, die weit und breit und immer von Neuem ertönten, über das Unglück, daß die ſchönſte Kirche des Landes zum großen Theil ein Opfer verheerender Flammen werden mußte? —*) Wo einſt das Schloß Berg mit ſeinen Thürmen und Warten ſtand, eine Viertelſtunde oberhalb der Burg Strauweiler, auf ſteilem Hügel an der Dhün, da ragen noch jetzt zwiſchen Buchen und Eichen die verödeten Kloſtermauern, immer noch ſchön, empor, und preiſen laut die Namen Vorſchbach und Fritzen, die damals, durch ſeltenen Muth die Macht des Feuers hemmend, die Kirche vor gänzlicher Zerſtörung bewahrten; — doch lauter noch den Namen Friedrich Wilhelm; denn der hochherzige Kronprinz von Preußen, der ſchon früher das alte Kloſter beſuchte, kam 1833 abermals dahin

*) Am 17. November 1816.

und — die gänzliche Wiederherſtellung wurde beſchloſſen und bereits begonnen. — So wird denn künftig nicht mehr der Schnee den Hochaltar und die alten Fürſtengräber decken, und die dankbare Gemeinde wird ſich von Neuem in dem Gotteshauſe der Vorfahren zur Andacht verſammeln.

Um das Jahr 1100 war große Freude auf der Burg des Grafen Adolph III., den man im Volke, nach ſeinem Schloſſe, den Vogt vom Berge nannte. — Der ſchwermüthige, obgleich ſanfte Graf ſaß lächelnd an dem Bette ſeiner Gemahlin, der Gräfin Margaretha von Kefernberg, die von Thüringen an die Dhün gezogen war, um ihrem Eheherrn zu folgen. Heute, nach achtjähriger, bis dahin unfruchtbarer Ehe, hatte ſie zwei Knäblein zur Welt gebracht, die der hocherfreute Vater abwechſelnd auf den Knieen ſchaukelte, und von dieſem Tage an ſchien er ſeines frühern Grames vergeſſen zu wollen.

Mit dieſem Gram aber hatte es folgende Bewandtniß. Auch ſein Vater war einſt von einer tugendſamen Hausfrau, Adela von Lothringen, durch die Geburt zweier Söhne erfreut worden, aber kaum war die Wöchnerin geneſen, als ein heuchliſcher Freund dem Grafen Argwohn gegen ihre Treue einflößte, und dieſem Argwohn einen ſolchen Schein der Wahrheit zu geben wußte, daß der verblendete, ſonſt edle Mann, die unglückliche Adela enthaupten und ihre Kinder vor der Burg in einem leichten Körbchen allen Zufälligkeiten des Wetters und dem Grimme wilder Thiere ausſetzen ließ. — Adela legte ihr ſittſames Haupt ohne Murren

auf den Block und bat in den letzten Augenblicken Gott, ihre Unſchuld um der Knäblein Willen, dereinſt noch an den Tag kommen zu laſſen. — Als das ſchreckliche Urtheil vollſtreckt war, ließ der Graf die Leiche an einer öden Stelle im Walde begraben, und vermied dieſelbe auf ſeinen Jagdzügen mit Fleiß. — Doch eines Tages, es war ein Jahr vergangen, brachte ihn dennoch ein ihm ſelbſt unbekannter Pfad an die felſige unfruchtbare Stätte. Erſtaunt ſtand er vor derſelben ſtill und betrachtete mit weitgeöffneten Augen das Wunder, das ſich ihm darbot. Mitten aus dem felſigen Geröll erhob ſich ein blumiges Beet, das genau die Formen der einſt ſo holden Frau bezeichnete, und an der Stelle, wo das treue Herz der Märtyrin geſchlagen hatte, ſtieg vor den Augen des Grafen eine Lilie in die Höhe und ein ſanftes Klingen, wie das Zwitſchern junger Nachtigallen, ſchien aus den Blumenkelchen hervorzudringen. Bei dieſem Anblicke durchſchauerte den Grafen die Ueberzeugung, daß ſeine Gemahlin unſchuldiger Weiſe den Tod von Henkershand erlitten habe, und zerknirſcht warf er ſich an der Gruft nieder. Als er nach langer Friſt wieder aufſchaute, lag die Grabſtätte kahl und ſteinig vor ihm, und er verließ den Unglücksort eiligſt, um Befehl zu geben, den Leib der Gräfin in die Gruft ſeiner Ahnen zu legen. Seine nächſte Sorge war, die beiden Knaben wieder zu finden, wenn ſie nicht von den Thieren des Waldes verzehrt oder vor Hunger umgekommen wären. Aber alles Forſchen blieb vergeblich, und es vergingen vier Jahre, die der Graf freuden- und kinderlos in ſtrengen Bußübungen

verbrachte. Eines Tages begehrte ein Bauersmann den Herrn zu ſprechen; — als derſelbe eingetreten war und der Graf den Blick zu ihm erhob, fuhr er von freudigem Schreck bewegt von ſeinem Sitze empor, denn der Bauersmann hielt auf jedem Arm einen Knaben, wovon der eine ihn mit den Augen ſeiner verklärten Adela, der andere mit ſeinen eigenen anſah. Der Bauer erzählte, daß er auf einer Wanderung, die er wegen einer Erbſchaft nach Schwaben habe antreten müſſen, dieſe beiden Kinder bei Zigeunern gefunden, und durch ihre Schönheit aufmerkſam gemacht, bei näheren Nachforſchungen erfahren habe, daß die Zigeuner die Knäblein vor fünf Jahren in einem Korbe vor dem Schloſſe Berg aufgeleſen und mitgenommen hätten. Mehrere Zeichen überzeugten den Grafen völlig, daß die Kleinen ſeine eigenen Kinder ſeien, und er nahm dieſes Pfand der Vergebung mit Freudigkeit und Demuth an, erzog auch die Kinder auf das Sorglichſte, machte ſich's aber zur Pflicht, jedes Abends ihr gemeinſchaftliches Gebet mit den Worten zu ſchließen: „Verzeihe auch, Herr! unſerm grauſamen Vater, der unſere unſchuldige Mutter ungerechter Weiſe hat verſtümmeln und hinrichten laſſen.“ Anfangs ſagten die Kinder dieſe Worte, ohne ſich etwas dabei zu denken; ſpäter aber, als ihnen der Sinn dieſes ſchrecklichen Gebetes kund ward, fing ihr Herz an, ſich von dem Vater abzuwenden, während ſie einander gegenſeitig mit der zärtlichſten Liebe zugethan waren.

Auf beide nun herangewachſene Jünglinge goß die Geſchichte ihrer Kindheit eine ſo tiefe Melancholie aus,

daß nichts ſie daraus emporzureißen vermochte, ſo daß Bruno ſich in frühen Jahren ſchon dem geiſtlichen Stande widmete, und ſpäter Erzbiſchof von Köln ward; während Adolf, obzwar in ritterlichen Uebungen erfahren, doch auf keine Weiſe die Luſt der Jugend genoß. Der reuige Vater ſtarb, als ſeine Söhne eben das mündige Alter erreicht hatten und Adolf auf einem Kriegszuge in Thüringen war, wo er ſeine Gemahlin Margaretha kennen lernte und gewann. Aber auch die Liebe zu ihr war mehr ein wehmüthiges Hinneigen, als jenes jubelnde Zuſammenſchlagen zweier Flammen, wie es bei lebensfriſchen fröhlichen Gemüthern vorkommt; — bis endlich, wie Anfangs erwähnt, nach acht Jahren die Geburt wunderſchöner Zwillinge das Glück des Grafen zu krönen ſchien, aber es dennoch völlig zerſtörte. Denn die Mutter ſchloß nach wenigen Tagen ihre Augen auf immer, und Adolf III. fühlte ihren Verluſt ſo ſchwer, daß er, ehe die Knaben noch ein Jahr erreicht hatten, neben ihr im Grabe lag.

Adolf und Eberhard waren Kinder ſo holdſeliger Art, wie nur Schmerz und Liebe im ſchönſten Verein ſie erzeugen können. Auch ſchien die Zärtlichkeit, die ihr Vater und Oheim gegen einander gehegt hatten, vollkommen auf ſie übergegangen zu ſein; denn keiner kannte eine Freude, die der Andere nicht mitgenoß, und jeder Schmerz ſchien Beide zugleich zu treffen. — In ritterlichen Uebungen waren ſie neidloſe Nebenbuhler, ebenſo in edlem Sinn und gottesfürchtigem Wandel; wie man denn überhaupt ſchwer begreift, daß ein ſo von Gott geſegnetes ſchönes Land, wie das Rheinland

dem Menſchen zum Entzücken geſchaffen, andere als edle Söhne erziehen kann.

Im Anfange nahmen ſich Adolf und Eberhard vor, ſich nie von einander zu trennen, bis ein Umſtand nach ihrer eben eingetretenen Volljährigkeit dieſen Entſchluß umſtieß: Der Graf von Cleve ſandte ihnen um dieſe Zeit eine Einladung zu der Hochzeitfeier ihres Vetters, des Grafen Sieghardt von Kefernberg mit Giſela von Cleve, ſeiner älteſten Tochter, und die beiden Jünglinge machten ſich alsbald auf den Weg, ſich höchlich der Feſte erfreuend, die eine ſolche Veranlaſſung ihrer lebensfrohen Jugend bot. — Giſela hatte ohne Weigern ihre Einwilligung zu dieſer Vermählung gegeben, ſobald die Eltern den Wunſch dazu ausgeſprochen hatten. Als die Jünglinge nach ihrer Ankunft in die Gemächer der Gräfin von Cleve traten, ſtanden ihnen zwei Jungfrauen, an der Seite einer Matrone, gegenüber, die Beide wie zwei Sterne, wenn auch mit verſchiedenem Lichte leuchteten. „Gott gebe“ — ſagte Adolf zu Eberhardt, daß die zur Linken nicht die Braut;“ — „Gott gebe“ flüſterte Eberhardt, daß es nicht die zur Rechten ſei.“ — Aber es war die zur Rechten, und Eberhardt lernte die Freuden der Liebe nur kennen, um ihnen für immer zu entſagen. — Auch von Giſela's roſigem Geſichte verſchwand nach einigen Tagen das Lächeln, während ihre Schweſter, Adelheid, mit jedem Tage muthwilliger und fröhlicher ward, jemehr ſie ſich überzeugte, daß Graf Adolf ihr allein mit aufrichtigem Herzen huldigte. — Ob jemals eine Stunde gekommen iſt, in der Eberhardt und Giſela ſich ver-

ſtanden haben, iſt erlaubt nach mehr als ſiebenhundert Jahren nicht zu wiſſen; aber ſo viel iſt bekannt, daß nach drei Wochen das Beilager des Grafen Sieghardt gefeiert ward, und daß wenige Monate ſpäter Graf Adolf die holde Adelheid nach Schloß Neuenburg heimführte, Eberhardt dagegen ſich nie mehr mit Liebe einem Weibe zuneigte, und deſto inniger an ſeinem Bruder hing. Trotz dieſer Zärtlichkeit, meinte Eberhardt doch, daß man ſich nie in die Mitte eines neuvermählten Paares ſtellen müſſe, und zog ſich auf Schloß Berg an der Dhün zurück, das Adolf ihm geſchenkt hatte, während er für ſich ſelbſt Neuenburg an der Wupper erbaute. Noch geht die liebliche Sage dieſer beiſpielloſen Bruderzärtlichkeit durch das Land; ſie hielten den Tag für verloren, an dem ſie ſich nicht ſahen, mit der Erinnerung bei einander durchlebter Stunden legten ſie ſich zur Ruhe, zur frohen Erwartung des freudigen Wiederſehens weckte ſie der Morgen. Da aber ihre Burgen zu weit von einander waren, als daß ſie ſich ſogleich von Angeſicht zu Angeſicht den Morgengruß hätten bringen können, ſo ſtiegen ſie beim erſten Frühroth in der heiligen Stille des erwachenden Tages auf die höchſte Warte ihrer Schloßthürme, nahmen die weitſchallenden Jagdhörner zur Hand, wetteiferten darin, wer dem Bruder den erſten Morgengruß über die thauglänzenden Hügel zujauchzen würde, und verſtändigten ſich in verabredeten Tonzeichen, wo ſie ſich finden, und wie ſie den Tag zubringen wollten.

Erzbiſchof Bruno von Köln hatte von früh an die Erziehung beider Brüder auf eine ausgezeichnete

Art geleitet. Jetzt in ſeiner Einſamkeit widmete ſich Eberhardt, auf dieſer Grundlage fortbauend, den Wiſſenſchaften mit regem Eifer, ohne ſich darum den ritterlichen Uebungen zu entziehen; nur das Getümmel der Welt mied er und liebte die Einſamkeit, die in dem ſtillen Dhünthale nur durch Beſuche ſeines Bruders und durch das Geräuſch der gemeinſchaftlichen Jagdluſt unterbrochen wurde.

Der Krieg ſtörte dies ſtille Leben, als Walram von Limburg die Hülfe der Brüder gegen Gottfried von Brabant in Anſpruch nahm. Vereint mit dem Freunde ſchlugen Adolf und Eberhardt eine blutige Schlacht bei Thaldorf, in der ſie den Sieg errangen. Nachdem der Kampf ausgetobt, kamen alle Ritter zuſammen um ſich zu begrüßen; nur Eberhardt fehlte. Adolf ließ ihn aufſuchen, faſt bis in den Schooß der Erde und bis in das Gebiet der Wellen; aber er blieb verloren. Dennoch war er nicht todt: von einer feindlichen Streitart am Haupte verwundet, war er unbeachtet vom Pferde gefallen und beſinnungslos hingeſunken, bis das Gewühl der Schlacht zu Ende war, und er allein in tiefſter Einſamkeit erwachte. Ringsum ſah er die ſchrecklichen Folgen des Krieges, verſtümmelte Leichname, zerſtampfte Saaten, verbrannte Dörfer — und ſich ſelbſt als eine der leitenden Kräfte in dieſer Zerſtörung. — Auf ein lange ſchon zum Nachdenken geneigtes Gemüth war der Eindruck entſcheidend, und ſein Entſchluß: nie mehr ein Schwerdt zu führen, unerſchütterlich — Er bemächtigte ſich eines ledig gehenden Roſſes und trabte hinweg von dem Schauplatz dieſer Gräuel

nach dem ferneren Altena an der Lenne, wo er hoffen durfte, von ſeinem Bruder nicht ſogleich gefunden zu werden. Er ließ ſeine Kopfwunde eiligſt heilen und begab ſich dann in die weite Welt, um unerkannt als frommer Pilger ſeine Vergehungen zu bereuen. Sein erſter Weg ging nach Rom; die Kardinäle und der heilige Vater ſelbſt ertheilten ihm Abſolution und Segen, vermochten aber nicht, den Wurm in ſeinem Innern zu tödten. Er wallfahrtete, jenſeits der Pyrenäen, nach St. Yago di Compoſtella; doch umſonſt betete er auch hier an den Gebeinen des heiligen Apoſtels, die von Karls des Großen bis auf unſere Zeiten dort begraben liegen. Er ſetzte ſeinen Pilgerſtab weiter und durchwanderte erſt die berühmteſten Wallfahrtsörter Frankreichs, und endlich auch die ſeines eigenen Vaterlandes. Aber Gebet und heiliger Müßiggang vermochten ihn nicht zu tröſten. — Da nahm er ſich vor, durch Fleiß und unermüdeten Eifer im Dienſte eines Herrn Gott und die Menſchheit mit ſich zu verſöhnen. „Ich habe mein Angeſicht in der Hitze und der ſündlichen Anſtrengung des Kampfes in Schweiß gebadet,“ — ſagte er, — „und will's jetzt zum Wohl der Menſchen in täglicher Arbeit benetzen, und das Feld bauen, das ich zertreten habe.“ — Er trat daher, ſeine vornehme Erziehung und Sitte bei Seite legend, in die Dienſte eines Pächters, nahe bei demſelben Thaldorf, wo er zuerſt zur Einſicht ſeiner Verirrungen gelangte. Hier hatte er wohl fünf Jahre in Demuth und Gottesfurcht ausgeharret, als eines Tages zwei Bergiſche Edelleute, ſeines Bruders Vaſallen, die ein Traum zu einer

Wallfahrt nach St. Aegidien in der Champagne veranlaßt hatte, in die Gegend kamen und ihn, der auf dem Felde arbeitete, nach dem Wege fragten. Doch kaum hatte der eine der Herren ſeine edle Haltung näher beobachtet, den Klang ſeiner hochgebildeten Sprache vernommen, als er erſtaunt ausrief:

„Herr, Ihr ſeid wahrhaftig unſer längſt verloren geglaubter Herr Graf!"

Eberhardt konnte ſich einer flüchtigen Ueberraſchung nicht erwehren, ſammelte ſich aber alſobald und ſtellte ſich ganz unwiſſend, was den Edelmann in Erſtaunen ſetzte und beinahe irre führte. Der Pächter war auch hinzugetreten und verſicherte lachend, daß ſein Knecht ihm zwar ſeit Jahren treu und redlich gedient, von einer ſolchen Standeserhöhung aber nie geträumt habe.

Der Edelmann erwiderte nichts, erſah ſich aber ſeinen Vortheil und ſchlug plötzlich, ehe der Graf ſich deſſen verſehen konnte, ſein in der Hitze gelockertes Untergewand auseinander, ſo daß ein rothes eingeätztes Kreuz, mit den Buchſtaben J. N. R. J., auf der Bruſt des angeblichen Knechtes ſichtbar ward. Dies Zeichen war untrüglich, denn es war den beiden Zwillingsbrüdern in früher Kindheit von ihrem Oheim Bruno eingeätzt worden; der Graf hatte auch nun, von Rührung übermannt, die Kraft zur Verſtellung verloren, und gab ſich den Freudenbezeugungen ſeiner beiden Vaſallen ohne fernere Weigerung hin, indem er auch nicht verfehlte ſeinem guten, bisherigen Brodherrn (dem vor Erſtaunen, einen ſo vornehmen Gaſt unter

ſeinen Dienſtleuten gehabt zu haben, die Zunge gelähmt war) die Hand auf das Herzlichſte zu drücken.

Sein Daſein hatte Eberhardt nun zwar eingeräumt, indeſſen war er zu einer Rückkehr nach ſeinen Beſitzungen durchaus nicht willig, ſondern beharrte vielmehr darauf, zu bleiben wo er war. Einer der beiden Edelleute machte ſich alsbald auf den Weg zu Graf Adolf, um ihn von ſeines Bruders wunderbarer Auffindung zu benachrichtigen; dieſer eilte augenblicklich herbei, um dem geliebten Eberhardt ſeine Liebe, wie ſein Erbe, die er beide getreulich aufbewahrt hatte, wieder zu erſtatten. Doch Graf Eberhardt wollte ſich nur der Erſteren erfreuen, und wies das Erbe zurück.

Die ganze Gegend war von dem Gerüchte dieſes Vorfalles erfüllt, den der bisherige Brodherr Eberhardts auch dem Abte des Kloſters, deſſen Pächter er war, mittheilte. Dieſer Abt war ein ſehr gelehrter und leutſeliger Herr, aus dem Hauſe der Markgrafen von Oeſtreich, und da er die wunderbare Begebenheit vernahm, begab er ſich ſogleich zu Eberhardt. Auf das Anrathen dieſes frommen und gelehrten Mannes, entſchloß ſich dieſer mit ihm in ſein Kloſter zu Morimund*) zu ziehen, und da er in allen Wiſſenſchaften, die der Mönchsſtand erforderte, als vollkommen erfahren erkannt wurde, nahm er

*) Morimond, (Morimont, Morimundus), eine bedeutende Ciſterzienſer-Abtei in der Champagne, in einem Waldthale, unweit Langres, im Anfang des 12. Jahrhunderts, wahrſcheinlich 1115, von einem Herren von Choiſeul und ſeiner Gemahlin Adelina geſtiftet, und ſpäter von den Herren von Bourbonne bedeutend erweitert.

ſogleich den Prieſterſegen und lebte einige Zeit als Ciſterzienſer-Mönch in dem Kloſter.

Die weite Trennung von ihm, und der Gedanke, daß Eberhardt ſelbſt ſo fern von ſeiner Heimath ſei, wurden indeſſen Adolf zu ſchmerzlich, und er beſchloß den Bruder mit dem Stammſchloſſe ſeiner Ahnen und dem Lieblingsaufenthalte ſeiner Jugend, dem Schloſſe Berg zu beſchenken, um dort das Kloſter Altenberg zu gründen, welches im Jahre 1133 am 3. Auguſt, als dem Tage einer totalen Sonnenfinſterniß, vom Erzbiſchofe Bruno von Köln feierlich eingeweiht wurde. Hier lebte Eberhardt nun als Mönch im weißen Ciſterzienſerkleide wie ein Engel des Friedens, nachdem er ſeinen Freund, den Abt von Morimund und zwölf Mönche bewogen hatte, mit ihm zu ziehen.

Als er eines Morgens in ſeiner Zelle ſaß und ſeinen heiligen Gedanken nachhing, ſah er von ferne einen Zug von Reiſigen und Frauen auf das Kloſter zureiten. An der Spitze des Zuges ritt auf weißem Zelter im tiefſter Trauer eine achtunggebietende Frau, die dem Pförtner ſelbſt bedeutete, den hochwürdigen Abt dieſes Kloſters in ihrem Namen um eine gaſtfreie Aufnahme für einige Stunden zu erſuchen. Während die Dienerſchaft reich bewirthet ward, begehrte die Dame den Grafen Eberhardt, ihren Herrn Vetter, zu ſprechen, und nachdem ihn der Abt davon benachrichtigt hatte, ſah er ſich urplötzlich der Geliebten ſeiner Jugend, der Gräfin Giſela von Kefernberg gegenüber. Obgleich nun die Zeit der weltlichen Gefühle für ihn vorüber ſein mußte, ſo flammte doch einen Augenblick ein irdiſches

Roth in ſeinen Wangen auf; aber die ernſte Würde der noch immer ſchönen Frau, der heilige Ausdruck ihrer reinen Stirne beſchwichtigte ſchnell jede Wallung, die aus der Erinnerung eines eben 37jährigen Mannes hervorgehen mochte. „Was iſt Euer Begehr? theuerſte Muhme,“ fragte Eberhardt. Euch einmal, liebwerther Vetter, in Eurer Heiligkeit zu ſehen, erwiederte die ſchöne Giſela, und Eures Segens theilhaftig zu werden.

„Wo iſt mein Vetter, Euer Gemahl? fragte der Mönch nach kurzer Pauſe weiter. „Im Herrn entſchlafen,“ war die Antwort. Nach einem mehrſtündigen Aufenthalte im Kloſter kniete Giſela vor Eberhardt nieder und empfing ſeinen Segen, den er ihr mit ſichtlicher Rührung gab. — Sie bat ihn auch, ihrer Söhne im Gebete zu gedenken, und ritt langſam von dannen, wie ſie gekommen war. Eberhardt blickte ihr nach, ſo lange er den weißen Zelter im Abendlichte leuchten ſah, und ließ ſich dann zu einem langen Gebete auf ſeinen Betſchemel nieder.

Ein Paar Jahre ſpäter ließ ſich Eberhardt bewegen das Kloſter Altenberg zu verlaſſen, um das ihm von Giſela eingeräumte Schloß Jorisburg zu einem Kloſter einzurichten, und demſelben mehrere Jahre als Abt vorzuſtehen; als aber Giſela ſtarb, zog es ihn wieder nach der Heimath, und er kehrte als Mönch nach Altenberg zurück. Als das Alter herannahte, ward ihm noch eine Freude ſchönſter Art beſchieden: Adolf legte, nachdem ſeine Gemahlin Adelheid von Cleve geſtorben war, zu Gunſten ſeiner Söhne die Regierung nieder, und die beiden innigſt verbundenen Brüder verlebten noch einige

ungetrübte Jahre zuſammen. — So hatte ſich dieſe ſchöne Bruderliebe wie der goldene Faden eines Gewebes durch ihr Leben gezogen, und wenn ihr Anblick rührend und lieblich unter den Roſen der Jugend war, ſo war er herzerhebend und erbaulich, als dieſe Roſen längſt verblüht waren. Am 21. Mai des Jahres 1152 ſtarb Eberhardt, ſeinem Bruder ein baldiges Ende verkündend; mit Freuden vernahm dieſer eine ſolche Botſchaft, berief ſeine Söhne zu einem herzlichen Abſchiede, und wurde am 12. Oktober deſſelben Jahres neben Eberhardt unter demſelben Grabſteine beigeſetzt.

St. Urſula

und die eilftauſend Jungfrauen.

Im Jahre des Heils 220 herrſchten Vionetus und Daria in Groß=Britannien. Nur Eines fehlte ihrem Glücke: ſie hatten keine Kinder. Daher baten ſie Gott täglich, ihnen einen Sohn zu ſchenken, damit das königliche Geſchlecht des Vionetus nicht ausſterbe, ſondern in zahlreicher Nachkommenſchaft fortlebe. Ihr Gebet wurde nur halb erhört, denn Daria gebar eine Tochter. Dieſe war von Jugend auf eine Heilige; ihr Herz hing nur an Gott, dem allein anzugehören ſie feierlichſt gelobte. Mit jedem Tage nahm ſie an Schönheit und Tugend zu, und ihr Ruf verbreitete ſich bis in die fernſten Länder. So geſchah es, daß ein deutſcher Fürſt, Agrippinus, ſie von Vionetus für ſeinen Sohn begehrte. Seine Geſandten brachten herrliche Geſchenke mit, beſtehend in leuchtenden Waffen, Gold und Silber und ſonſtigen köſtlichen Dingen.

Nur ungern hatte Vionetus den Entſchluß ſeiner Tochter, ſich der Welt zu entziehen, vernommen, und er ſeufzte heimlich bei dem Gedanken, daß eine ſo tugendbegabte Jungfrau für dieſelbe verloren gehen ſollte. Da er aber den geleiſteten Schwur für heilig hielt, ſo antwortete er den Geſandten, daß es nicht mehr in ſeiner Gewalt ſtände, ihren Bitten zu willfahren, und daß ſie die reichen Geſchenke dem Agrippinus wiederbringen, und ihm ſein herzliches Bedauern ausdrücken möchten. Die Geſandten aber gaben noch nicht jede Hoffnung auf, ſie verweilten vielmehr einige Zeit in der Hauptſtadt des Reiches. Da geſchah es, daß in einer Nacht, wo der Kummer über den gefaßten Entſchluß ſeiner Tochter, den König wachend erhielt, ihm ein gottgeſandter Engel erſchien, der ihm im Namen des Höchſten die Erlaubniß zu Urſula's ehelicher Verbindung brachte. Jetzt ergab ſich die Jungfrau, und ſtellte ſelbſt die Bedingungen feſt, unter denen ſie den Brautwerbern folgen wollte.

Vionetus wollte ſeine Tochter nicht abreiſen laſſen, ohne ihr ein ihres Ranges würdiges Gefolge mitzugeben. Eilftauſend Jungfrauen, alle aus den beſten Familien des Königreichs, wurden ausgewählt, ſie auf ihrer Reiſe nach Deutſchland zu begleiten. Am feſtgeſetzten Tage verſammelten ſich die Auserwählten, ſämmtlich weiß gekleidet und heilige Lieder ſingend, am Ufer. Als die Schiffe zur Abfahrt bereit waren, ermahnte Urſula ihre Gefährtinnen, bevor ſie einſtieg, ſich nicht vor dem Meere, ſondern vor Gott zu fürchten; und da ihr der Born des Wiſſens von höherer Hand erſchloſſen war,

lehrte ſie ihnen die Kunſt ein Schifflein zu lenken, und ſchickte alle Männer von den Schiffen hinweg. Nach dieſen Vorbereitungen ſtachen ſie in See. Es muß ein herrlicher Anblick geweſen ſein, dieſe eilftauſend Jungfrauen, gleich einem Schwarme weißer Tauben, auf den Schiffen zu ſehen, wie ſie die Segel hißten oder auf dem Vordertheil des Schiffes ſtanden, wie andere das Steuerruder führten, und Urſula, die ſchöne Braut, Allen die verſchiedenen Bewegungen vorſchrieb; oder wenn bei günſtigem Winde die Flotte mit vollen Segeln auf dem ruhigen Meere dahin fuhr, und dieſe eilftauſend Jungfrauen auf dem Verdeck ſaßen und die Luft mit harmoniſchen Geſängen erfüllten.

Nach einigen Tagen glücklicher Fahrt gelangte die wunderbare Flotte, von Gottes Hand geführt, an die Mündung des Rheines, den ſie ſtromaufwärts, bis nach Köln, befuhren. Aquilinus, der hier als Statthalter im Namen des Kaiſers regierte, erwies Urſula und ihren Begleiterinnen die größte Ehre, aber ſie ſetzten bald ihre Reiſe fort. Da ſie nach Rom pilgern wollten, fuhren ſie weiter bis gen Baſel hinauf, wo ſie von dem römiſchen Landpfleger Pantulus mit eben ſo vielen Ehrenbezeugungen empfangen wurden. Sie ließen nunmehr ihre Schiffe in Baſel und wanderten zu Fuß über die Alpen und durch die Schweiz. Pantulus, um die Jungfrauen beſorgt, entſchloß ſich, ſie mit einer ſtarken Bedeckung nach Rom zu begleiten. Und darum wird Pantulus als Heiliger verehrt; denn er hat Theil gehabt an ihrem gottſeligen Unternehmen, und dadurch die ewige Seligkeit erworben.

Sein Altar ſteht in der St. Urſula-Kirche zu Köln.

In Rom taufte ſie der Papſt Cyriacus. Sie beſuchten die Gräber der heiligen Apoſtel und bereiteten ſich dann zur Rückkehr nach dem Rhein. Der heilige Vater, ſagt die Chronik, legte die päpſtliche Würde und Regierung in andere Hände, um die frommen Jungfrauen, mit einem großen Theil der Geiſtlichkeit zu begleiten.

Nun finden wir die frommen Pilgerinnen wieder auf dem Rhein; in Mainz, wo ſie landeten, erwartete ſie des Agrippinus Sohn, der Bräutigam Urſula's. Coman war ein Heide, als er aber ſeine junge, ſchöne Verlobte mit ihren eilftauſend Jungfrauen ſah, als deren Königin ſie erſchien; als er den Papſt im Silberhaar, mit der hohen Geiſtlichkeit erblickte, regte ſich in ſeinem Herzen eine heftige Liebe zu Urſula und ein Zweifel an der Wahrheit des Glaubens ſeiner Väter. Es iſt wahrſcheinlich, daß der Engel, welcher Vionetus zur Verheirathung der Tochter beſtimmte, auch auf die Seele des jungen Barbaren wirkte. Wie dem auch ſei, Coman bekehrte ſich, und ließ ſich taufen. Nun fuhren die Verlobten mit ihrem ungeheuren Gefolge den Rhein hinunter nach Köln.

Kaum waren ſie hier angelangt, als die Gothen, die einen feindlichen Einfall in das Land gemacht hatten, die Stadt berennten, und mit ſtürmender Hand einnahmen. Die eilftauſend Jungfrauen wurden auf alle erdenkliche Weiſe gemartert, aus Verhöhnung des am Kreuze geſtorbenen Gottes gekreuzigt; andere

mit Keulen erſchlagen, oder enthauptet. Der Papſt Cyriacus und die ganze Geiſtlichkeit kamen auf dieſe Weiſe um, und die Barbaren verſchonten Coman und ſeine Braut nur, um durch ihre Marter dieſe Gräuelſcenen zu krönen.

Eines der Bilder in der, der Heiligen geweihten Kirche zu Köln, ſtellt ihren Tod auf rührende Weiſe dar. Coman iſt von mehren Stichen durchbohrt; mit brechenden Augen blickt er auf Urſula, und ſcheint ſo die Kraft zu ſuchen, als Chriſt zu ſterben; doch drückt ſein Auge mehr Liebe als Ergebung aus. Urſula, heiliger, und jeder irdiſchen Leidenſchaft ledig, iſt nur darauf bedacht, Coman durch Worte und Blicke zu tröſten: Ihre durch Folterqualen beſiegelte Verbindung würde im Himmel erſt geſchloſſen werden.

In einer Kapelle, nahe beim Chor, befindet ſich das Grab der heiligen Urſula. In Marmor gehauen, liegt ſie, mit gefalteten Händen, auf ihrer Bahre; zu ihren Füßen ſieht man eine weiße Taube. Dieſe Taube iſt es, welche den Ort zeigte, wo die Gebeine der Heiligen ruhten. Als der heiligen Cunibert, ſo erzählt man, eines Tages die Meſſe las, flatterte eine Taube um ſein Haupt, flog dann zur Erde und ſcharrte ſie mit Fuß und Schnabel auf. Als man darauf an dieſer Stelle grub, fand man die Gebeine der heiligen Urſula.

Der Dombau zu Köln.

Innige Wehmuth ergreift den Wanderer bei dem Anblick der mächtigen Ruine, die, vollendet, das ſchönſte Monument gothiſcher Baukunſt in den weiten Reichen, die Chriſtus milde Lehre beherrſcht, geworden wäre. In dem, was ſich ihm darbietet, ſieht der ſtaunende Blick des Beſchauers, was da hätte vollendet werden mögen, und ungern ſich der Vorſtellung fügend, daß die Unzulänglichkeit menſchlicher Kräfte die Schuld trage an der Nichtvollendung des herrlichen Werkes, gibt er ſich gern dem Glauben an die Sage hin, welche ſie der Bosheit und Rachſucht des Erbfeindes zuſchreibt.

Als der Erzbiſchof Konrad von Hochſteden eine Kirche bauen laſſen wollte, welche alle bisher in Deutſchland, Frankreich und den Niederlanden erſtandenen an Schönheit und Pracht übertreffen ſollte, verlangte er

einen Plan dazu von dem berühmteſten Baumeiſter in Köln. Der Name dieſes Baumeiſters iſt unbekannt geblieben, nicht aus dem Grunde, weil ſo viele andere Erbauer herrlicher Denkmäler des Mittelalters daſſelbe Loos theilen, — nein, die Urſache iſt eine andere, wie man ſogleich erfahren wird. Es war im Jahre 1248, als der Erzbiſchof Konrad dieſen Beſchluß faßte, und im Jahre 1499, — 250 Jahre ſpäter, arbeitete man noch an dem Dome.

Eines Tages alſo, als der Baumeiſter, dem der Erzbiſchof Konrad den Auftrag gegeben hatte, am Ufer des Rheines einherging und über den Plan nachſann, gelangte er zu der Stelle, welche man die Frankenpforte nennt, und die noch heutigen Tages durch ein Paar verſtümmelter Steinfiguren bezeichnet iſt. Hier ſetzte er ſich gedankenvoll auf eine Bank nieder und zeichnete mit dem Stocke, den er in der Hand hielt, im Sande die Umriſſe zum Dom, verwiſchte ſie bald wieder und zeichnete neue. Darüber ging die Sonne unter und ihre letzten Strahlen ſpiegelten ſich in dem klaren Rheinſtrome. Hingeriſſen von dem prächtigen Anblick rief der Künſtler begeiſtert aus: „Ha, „ein Dom mit himmelanſtrebenden Thürmen, die noch „im Lichte des Tages glänzten, wenn tief unten ſchon „Stadt und Fluß in Nacht begraben liegen, ha, das „wäre ſchön!“ — Und, eifrig ſinnend, begann er wieder im Sande zu zeichnen. Endlich glaubte er, den erſehnten Plan gefunden zu haben, und rief, indem er die Zeichnung im Sande freudigen Antlitzes betrachtete, laut: „Ich habe ihn, da iſt er vor mir!“

Da ertönte plötzlich, dicht neben ihm, eine heiſere Stimme, die ihm äffend nachſprach: „Ja wohl, da iſt „er, — der Münſter von Straßburg!“ Der Meiſter fuhr auf und ſah unfern von ſich ein altes eisgraues Männlein ſitzen, welches die Blicke mit einem Ausdruck von Spott auf ihn heftete. Er ließ indeß die beißende Bemerkung des unfreundlichen Tadlers unerwidert, weil er fühlte, daß ſie richtig war: denn er hatte geglaubt, inſpirirt zu ſein — und hatte ſich nur erinnert. So löſchte er denn auch die Zeichnung aus und begann einen neuen Plan zu entwerfen.

Aber auch dieſer erlag der einſylbigen Kritik des Alten, welcher nur das Wort „Mainz“ ausſprach, und mit den Worten „Amiens“, „Worms“, zwei neue Pläne des unermüdlichen Meiſters vernichtete. Darüber ward dieſer endlich wild und fuhr den Alten zornig an: „Beim Teufel, Herr, da Ihr ſo trefflich zu tadeln ver„ſtehet, ſo werdet Ihr auch einen beſſern Plan zeichnen „können; ſo zeiget mir denn, ob Ihr zur Kunſt gehöret!“ Worauf das Männlein kein Wort erwiderte, ſondern wiederum höhniſch lächelte. Darob ereiferte ſich der Künſtler noch mehr und drang nun in den Alten, indem er ihm ſeinen Stock reichte, daß er zu zeichnen beginnen möge.

Der Alte betrachtete den Baumeiſter mit ſeltſamen Blicken, nahm den Stock und begann mit ſolcher Kunſtfertigkeit und tiefen Berechnung zu zeichnen, daß der Meiſter bewundernd ausrief: „Wahrlich, ich ſehe, daß „Ihr Meiſter in der Kunſt ſeid! Seid Ihr von Köln?“

„Nein!“ erwiderte der Alte trocken, und gab ihm den Stock zurück.

„So fahret denn fort mit Eurer Zeichnung, ich bitte Euch, vollendet ſie!“

„Mit Nichten, Herr, Ihr hättet dann meinen Plan und auch alle Ehre davon!“

„Höre, Alter,“ flüſterte der Baumeiſter, „wir ſind hier allein (und ſo war's in der That, denn das Geſtade war leer geworden und die Nacht brach mit ſchnellen Schritten herein), ich gebe Dir zehn Goldgülden, wenn Du dieſen Plan hier vor mir vollendeſt!“

Zehn Goldgülden! mir? — Und bei dieſen Worten zog der Alte einen gefüllten Beutel unter ſeinem Mantel hervor und ſchüttelte ihn. Und der Klang war eitel Goldes Klang. Der Baumeiſter trat verwundert einige Schritte zurück, und näherte ſich nach kurzem Beſinnen dem Alten mit finſtern und drohenden Mienen, packte ihn beim Arme und ſagte, indem er einen Dolch auf ihn zückte: „Vollende den Plan, oder ſtirb!“

„Was meint Ihr, Gewalt gegen mich?“ Und indem er dies ſagte, ſchleuderte er den Arm des Meiſters mit Rieſenkraft von dem ſeinen hinweg, und im nächſten Augenblicke lag Dieſer vor dem hohnlachenden Alten zu Boden und ſah ſeinen Dolch auf ſeine eigene Bruſt gezückt.

„Fürchte nicht für Dein Leben!“ nahm jetzt der Alte das Wort: „Siehe — jetzt, da Du weißt, daß nicht Gold, nicht Gewalt etwas über mich vermögen, ſage ich Dir, daß Du ihn erlangen kannſt, dieſen Plan, den ich hier vor Deinen Augen begonnen, daß Du ihn erhalten und den Ruhm davon einärndten kannſt!“

„So nenne mir den Preis!“

„Deine Seele!“

Der Baumeiſter ſtieß einen heftigen Schrei aus, und machte das Zeichen des Kreuzes.

Der Teufel verſchwand.

Als der Baumeiſter ſich geſammelt hatte, fand er ſich im Sande ausgeſtreckt liegen. Er raffte ſich auf und wankte in ſeine Wohnung, wo ihn Mechthilde, ſeine betagte Haushälterin, welche früher ſeine Amme geweſen war, beſorglich fragte, warum er ſo lange ausgeblieben ſei. Doch er hörte ſie nicht. Sie brachte ihm den Abend-Imbiß; er aß nicht. Er warf ſich auf's Lager; ſchreckliche Traumgebilde quälten ihn; in allen ſah er den entſetzlichen Greis und die wunderbaren Linien des Plan's, den er begonnen. Dieſer Dom, dem kein anderer ſich vergleichen konnte, dies Meiſterwerk, welches ſeiner Phantaſie vorgeſchwebt hatte, es war da, der Plan dazu hatte vor ſeinen entzückten Augen geſchimmert!

Früh Morgens entriß er ſich dem Lager, das ihm zur Folterbank geworden war, und eilte an's Zeichenbrett. In ungeduldiger Haſt entwarf er neue Pläne, leidenſchaftlich beſchwor er die Erinnerung herauf an die Umriſſe des Plan's, den der teufliſche Greis begonnen hatte, zeichnete Thürme und Portale, zeichnete Säulen, Spitzbögen, Kreuzgänge, Chöre — nichts wollte ihm genügen, nichts erreichte das Bild, welches der arge Verſucher in den tiefen Abgrund ſeiner Seele geworfen hatte.

Faſt wahnſinnig aufgeregt, ſprang er endlich auf, warf ſich erſchöpft in einen Lehnſeſſel, und rath- und

hülflos beſchloß er endlich, beides im Hauſe des Herrn zu ſuchen. Er ging in die Kirche der heiligen Apoſtel und warf ſich nieder, um zu beten. Eitles Beſtreben! Seine Gedanken blieben fern von Gott und hafteten, wie bezaubert, an Stein und Mörtel. Wie winzig erſchien ihm der enge Bau dieſes Kirchleins, wie groß, wie gotteswürdig der wunderbare Dom des Alten! Im Geiſte durchbrach er das niedrige Gewölbe, weitete er den engen Raum, höher und höher ſtiegen hundert mächtige Pfeiler und ſchlanke Säulen, und auf den zierlichen Kapitälen erhob ſich in kühnem Streben himmelan die herrliche Wölbung. Da, wie er im wachen Traume den Schlußſtein daran zu legen vermeinte, grinſte ihm mit teufliſchem Hohne das Antlitz des Alten aus der Höhe entgegen, und der luftige Rieſenbau ſtürzte krachend zuſammen. Er erwachte und taumelte verzweifelnd nach Hauſe.

Der Abend fand den Meiſter am Ufer des Rheins. Es war ſo ſtill da, ſo einſam, wie am Abend zuvor. Bei der Frankenpforte ſtand der Alte und zeichnete mit einem Stabe an der Mauer. Jede Linie, welche er zog, war ein feuriger Strahl, und alle dieſe flammenden Linien durchkreuzten und verſchlangen ſich in den verſchiedenſten Formen und Geſtaltungen, und bildeten in anſcheinender Verwirrung die herrlichſten Glockenthürme und Spitzſäulen, Geſimſe, Portale und Fenſterbögen, welche aber nach einem Augenblick des Leuchtens wieder verſanken in dunkle Nacht. Zuweilen ſchienen dieſe feurigen Linien ſich zu einem regelmäßigen Ganzen verbinden zu wollen, und ſchon glaubte der Bau-

meiſter den ganzen Plan des Wunder-Doms vor ſeinen entzückten Augen zu ſehen, da plötzlich verwirrte ſich das Zauber-Gebild und entſchwand ſeinen Blicken.

„Wie iſt's, willſt Du meinen Plan?“ fragte der Alte den Baumeiſter. Dieſer ſtieß einen tiefen Seufzer aus. „Willſt Du ihn? ſprich!“ Und mit dieſen Worten entwarf er in flammenden Zügen die Zeichnung eines Portales, die er alſogleich wieder verlöſchte.

„Ich will thun, was Du verlangſt!“ rief der Baumeiſter, faſt von Sinnen gebracht.

„Zu Morgen denn, um Mitternacht!“

Am andern Morgen erwachte der Baumeiſter heiter und wohlgemuth, er hatte alles vergeſſen, bis auf die beglückende Gewißheit, daß er endlich den Plan des unſichtbaren Domes, den Gegenſtand ſeiner heißeſten Sehnſucht, bekommen werde. Er ſetzte ſich an's Fenſter und ſchaute hinaus auf den Rhein, der in Form eines Halbmondes, von dem heiterſten ſonneglänzenden Himmel beſchienen, vor ihm ruhig und majeſtätiſch dahinfluthete; er überſchaute das mächtige Köln, welches, ſo weit das Auge reichte, das Ufer des Stromes mit ſeinen Häuſern und Palläſten bedeckte. „Wo werde ich meinen Dom hinbauen?“ fragte er ſich, und ſuchte mit den Augen einen geeigneten Platz. Seine Gedanken führten ſchon den Wunderbau auf und ſeine Bruſt ſchwoll von Stolz und Freude. Da ſah er die alte Mechtildis aus dem Hauſe treten; ſie war ganz ſchwarz gekleidet. „Wo willſt Du hin, gute Mutter,“ rief er ihr zu, „wohin gehſt Du in dieſem feierlichen Anzuge?“

„Zu den heiligen Apoſteln gehe ich,“ antwortete Mechtildis, „eine Meſſe leſen zu laſſen, auf daß eine arme Seele, welche im Fegefeuer ſchmachtet, erlöſet werden möge!“

„Eine Erlöſungsmeſſe?“ rief der Baumeiſter tief erſchüttert aus, ſchloß das Fenſter und warf ſich auf ſein Lager, und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen.

„Eine Erlöſungsmeſſe!“ wiederholte er ſchluchzend, „o, mich werden nicht Meſſen noch brünſtige Gebete erlöſen! Verdammt, verdammt auf ewig! Verdammt, weil ich ſelber es gewollt habe! Und dennoch, — mußte ich es nicht? — o Gott hilf mir!“ Und in dieſem beklagenswerthen Zuſtande, der ihm die Qualen der Hölle ſchon hienieden vergegenwärtigte, fand den Armen die aus der Kirche zurückkehrende Amme. Sie fragte ihn beſorglich, was ihm fehle; und als er ihr nicht ſogleich Antwort gab, drang ſie mit ſo zärtlichen und rührenden Bitten in ihn, daß er nicht länger zu widerſtehen vermochte und erzählte, was ihm begegnet und was er verſprochen habe. Die Alte erſtarrte vor Schrecken. „Dem Böſen ſeine Seele verkaufen! Entſetzliches Gelöbniß!“ So wenig erinnerte er ſich alſo der Verſprechen, die er geleiſtet am Altare, als er die heilige Weihe des Chriſten empfing, ſo wenig der frommen Lehren, die er von ihr erhalten hatte. Alſogleich zur Beichte zu gehen, war das, worauf ſie ernſtlich drang. Der Baumeiſter ſeufzte aus tiefſtem Herzen. Das Bild des wunderbaren Doms ſchwebte vor ſeinen Augen und beſtrickte ſeine Seele, dann aber drängte

ſich wieder der Gedanke an ſeine ewige Verdammung ſo lebhaft und qualvoll hervor, daß ihm ſein Lager zur Folterbank wurde.

Die Amme war ungewiß was ſie thun ſollte, und beſchloß endlich, ſich bei ihrem Beichtvater Raths zu erholen. Sie erzählte ihm den Vorgang. Der Prieſter hörte ſie aufmerkſam an und verſank in tiefes Nachdenken. „Ein Dom,“ ſagte er endlich, „welcher Köln zur erſten Stadt Deutſchlands, zur Bewunderung Frankreichs und der Niederlande machen würde!“ —

„— Aber, hochwürdiger Vater“ — — „Ein Dom, zu welchem Pilger aus allen Welttheilen zu wallfahrten kämen.“ —

Nach langem Sinnen und reiflichem Ueberlegen öffnete der Prieſter einen Schrein, nahm eine Reliquie heraus und reichte ſie der Alten, indem er ſagte: „Hier, gute Mutter, nimm hier dieſe Reliquie von den eilftauſend Jungfrauen. Gib ſie Deinem Herrn. Er ſtecke ſie zu ſich bei ſeinem heutigen Gange. Sage ihm, daß er verſuchen möge, den Plan der Wunderkirche in ſeine Hände zu bekommen, bevor er den Pakt unterſchreibt, und dann dem Teufel dieſe Reliquie vorzeige.“ —

Es war halb zwölf Uhr in der Nacht, als der Baumeiſter ſeine Wohnung verließ. Seine Amme entließ ihn unter Segnungen; er ſelbſt hatte den Abend in brünſtigem Gebete zugebracht. Unter dem Mantel trug er ſeinen Schutzgeiſt, die heilige Reliquie.

Er traf den Teufel am verabredeten Orte. Dieſen Abend war er unverhüllt. „Fürchte nichts!“ rief er

dem bebenden Baumeiſter entgegen, „fürchte nichts und tritt näher.“ Der Baumeiſter näherte ſich ihm.

„Hier iſt der Plan zum Dome, und hier der Vertrag, den Du unterſchreiben ſollſt.“

Der Baumeiſter erkannte, daß der Augenblick gekommen war, von dem ſein Heil abhing. Er empfahl ſich dem Himmel in einem leiſen Gebete, und ergriff ſodann mit der einen Hand den Plan, während er die andere mit der heiligen Reliquie erhob und ausrief: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, und Kraft dieſer heiligen Reliquie, beſchwöre ich Dich, Satanas, weiche von hinnen!“

Der Teufel ſtand einen Augenblick unbeweglich da. — „Das hat Dich ein Pfaff gelehrt,“ hob er endlich zähneknirſchend an,“ ſolche Liſt konnte nur die Kirche erſinnen!“ Und er trachtete, dem Baumeiſter ſeinen Plan wieder zu entreißen und drohte, ihn zu tödten. Der aber war auf ſeiner Hut, drückte den Plan feſt an ſeine Bruſt nnd hielt dem Teufel die Reliquie als Schild entgegen.

„Ich bin beſiegt,“ ſchrie Satanas nach einigen Sekunden fruchtloſen Beſtrebens, „ich bin beſiegt, — doch ich werde mich zu rächen wiſſen, trotz Deiner Pfaffen und Reliquien. Dieſe Kirche, die Du mir geſtohlen haſt, ſoll nie vollendet werden, und Dein Name ſoll nie genannt werden von den kommenden Geſchlechtern. Verdammt wirſt Du nicht werden, Erbauer des Kölner Doms, aber vergeſſen ſollſt Du werden und unbekannt bleiben immerdar!“

Und mit dieſen Worten verſchwand der Teufel.

Seine letzten Worte hatten den Baumeiſter ſeltſam ergriffen. Vergeſſen und unbekannt! — Er ging nach Hauſe und war traurig, ob er gleich im Beſitze des erſehnten Planes war. Demungeachtet ließ er am andern Morgen eine Dankmeſſe leſen und unmittelbar darauf die Arbeiten am Dome beginnen. Der Baumeiſter ſah, wie ſie vorſchritten, wie die Mauern ſich nach und nach erhoben, und gab ſich der Hoffnung hin, daß die Weiſſagungen des Teufels nicht in Erfüllung gehen würden. Auch wollte er ſeinen Namen in eine eherne Platte über dem Portale eingraben laſſen, um dem Fluche der Vergeſſenheit zu entgehen. Eitle Hoffnung! Bald unterbrachen Fehden zwiſchen dem Biſchofe und den Bürgern von Köln die Arbeiten am Dombau. Der Baumeiſter ſelbſt ſtarb eines plötzlichen Todes, und unter Umſtänden, die da eine Einwirkung des Teufels vermuthen ließen.

Seit jener Zeit hat man zu verſchiedenen Malen erfolglos verſucht, den Bau zu Ende zu bringen, und vergeblich haben die Gelehrten Deutſchlands nach dem Namen des Baumeiſters geforſcht. Der Dom iſt noch heutigen Tages unvollendet, ſo wie des Meiſters Name unbekannt.

Der Kampf mit dem Löwen.

Die reiche und mächtige Stadt Köln hatte faſt immerfort heftige Fehden mit ihren Erzbiſchöfen zu beſtehen. Kunſtfleiß, Gewerbe und Handel hatten ſie auf eine der erſten Stufen unter den Städten Deutſchlands emporgehoben; neben dem eigentlichen Bürgerſtande lebte innerhalb ihren ausgedehnten Mauern ein zahlreicher Adel, oft uneinig unter ſich ſelbſt, bald Partei machend mit dem Volke, bald gegen daſſelbe. Mit den geiſtlichen Herrſchern ſetzte es manchen harten Strauß ab, um der Freiheiten und Privilegien Willen, welche die Unabhängigkeit liebende Stadt mit großer Beharrlichkeit gegen deren Einfluß und Uebermacht zu behaupten verſtand.

Faſt zu keiner Zeit indeß ging es toller und wilder zu im Erzſtift, als unter Engelbrecht von Falkenburg, welcher im Jahre 1261 dem Gründer des Doms, Konrad von Hochſteden, folgte. Anfangs trat der neue Herr mit großer Kraft auf und ſuchte die widerſpenſtigen Bürger durch Gewaltthätigkeit zu ſchrecken; noch erinnert an den Beginn ſeiner Regierung der Bayenthurm, mit ſeinem ſtarken Mauerwerk, ſeinen Gitterfenſtern, ſeinen Wappenſchildern und Zinnen, als ein weither ſchon erblicktes Wahrzeichen der alterthümlichen Stadt am Ufer des Stromes. Aber im zweiten Jahre bereits brach der Sturm gegen die ungewohnte Zwangherrſchaft los; die Thürme wurden von den muthigen Bürgern erſtürmt und die kölniſche Fahne auf ihnen aufgepflanzt, die Söldner des Erzbiſchofs von den Thoren verjagt. Der entbrannte Engelbrecht belagerte die ungefügſame Stadt, mußte ſich aber endlich nothgedrungen zu einem Vergleiche verſtehen.

Neben Mathias Overſtolz, dem durch ſeine thätige Theilnahme am Kampfe gegen den Erzbiſchof Konrad berühmten Voigte, dem Sprößling einer Familie, deren Urſprung in die Römerzeit zurückgeführt, und deren Namen hundertmal in der Geſchichte der bürgerlichen Unruhen jener aufſtrebenden, bewegten Zeit genannt wird, hatte ſich der Bürgermeiſter Hermann Gryn, einem der älteſten und edelſten Häuſer Kölns angehörend, vor Allen in der mannhaften Verfechtung der Intereſſen und Gerechtſame des Volkes hervorgethan. Ward er deshalb von dieſem geehrt und geliebt, ſo hatte ihm dagegen die erzbiſchöfliche Partei unverſöhnlichen Haß

und Rache geſchworen. Wenn nun, nach eingegangenem Vergleich und wenigſtens für den Augenblick wiederhergeſtellter Ruhe, keine Gelegenheit vorhanden war, ihm öffentlich etwas anzuhaben, ſo ſannen ſeine Feinde um ſo eifriger darauf, ihn durch heimliche Ränke zu verderben. Um zu ihrem Zwecke zu gelangen und den Argwohn einzuſchläfern, ſtellten ſie ſich freundlich und verſöhnt: aber Honig hatten ſie auf den Lippen, Galle im Herzen. Endlich war ihr Plan reif: ſie glaubten eine ſichere Falle geſtellt zu haben, den Gryn zu fangen und zu verderben.

Unter den Domherren des Erzſtifts gab es zweie, die, durch böſe Einflüſterungen des den Kölnern vorzüglich feindlich geſinnten Raths des Erzbiſchofs, des Hermann von Wittinghof, ſo wie durch eigenen Groll angetrieben, ja, wie es heißt, vom Falkenburger ſelbſt zu böſer That ermuntert, längſt ſchon geſucht hatten, ſich mit dem Bürgermeiſter in ein genaueres Verhältniß zu ſetzen, und welche ſcheinbaren Antheil an den Intereſſen der Stadt geſchickt als Vorwand zu gebrauchen wußten. Es gelang ihnen wie ſie wünſchten. Der Ritter Hermann, offen, ehrlich und arglos, hielt ihr Entgegenkommen für aufrichtig, und ſah es als Gewinn an, auch die geiſtlichen Herren zum Theil auf des Volkes Seite herüberziehen zu können. So geſchah es denn, daß, als die Beiden ihn eines Tages um ſeine Gegenwart bei einem Mahle baten, ſich in geſelligem Geſpräche mit ihm zu vergnügen, er bereitwillig der Einladung folgte. Zur beſtimmten Stunde verfügte er ſich nach dem Domkloſter, welches in dieſen Zeiten der Zerwürf

niß nur Wenige zu betreten pflegten, und nahm kein Arg, als ſie ſich erboten, ihm vorerſt die verſchiedenen Gemächer der ſchönen Wohnung zu zeigen, um ſo mehr, da die übrigen Gäſte, welche man zu erwarten vorgab, noch nicht eingetroffen waren.

So ging denn Gryn, die wohnliche Einrichtung des ſtattlichen Stiftsgebäudes bewundernd, mit ſeinen Führern von einem Zimmer zum andern, bis ſie, am Ende eines langen Ganges im Erdgeſchoſſe, an eine Thüre gelangten. Der eine der Domherren ſchloß auf, der Ritter trat in eine große, halbdunkle, gewölbte Halle — im Augenblick aber, wo er den Fuß hineinſetzte, ſchlug krachend das ſchwere Eichenthor hinter ihm zu, während aus einem Winkel ein grauſenerregender Ton erſcholl. Kaum hatte Gryn Zeit ſich zu beſinnen, ſo ſah er vor ſich in geringer Entfernung die drohenden Augen eines Löwen leuchten, den man hier eingeſchloſſen hielt, und deſſen Wuth tagelanges Hungern noch vermehrt hatte. Der Moment der drohenden Gefahr raubte dem Ritter die Entſchloſſenheit nicht: einen Schritt zurücktretend, umwickelte er raſch den einen Arm mit dem langen Tuchmantel, welchen er trug, riß ſein Schwerdt heraus, ſtieß, gegen die ſchützende Wand ſich drückend, die Linke in den weitgeöffneten Rachen des im Nu mit einem entſetzlichen Sprunge auf ihn einſtürzenden Thieres, während ſein Stahl ihm die Bruſt durchbohrte. Der Kampf war bald entſchieden: erſtickt und im Blute ſchwimmend lag der Löwe am Boden.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke. Bevor noch der auf ſo wunderbare Weiſe Gerettete

Zeit hatte, ſich von dem Drange der ihn beſtürmenden Empfindungen zu erholen, ſchlugen verworrene Töne von auſſen her an ſein Ohr. Ein wilder Tumult erhob ſich auf der Straße. Die beiden Verräther, denen es nicht in den Sinn gekommen war, an dem Gelingen ihres meuchelmörderiſchen Planes zu zweifeln, waren ſogleich auf die Gaſſe gerannt, wo ſie laut um Hülfe ſchrien: der Bürgermeiſter ſei von dem Löwen des Erzbiſchofs angefallen worden. Das Volk ſtrömte herbei — eine ungeheure Menge hatte ſich bald zuſammengerottet, als man plötzlich wider das letzte Fenſter des Gebäudes wiederholt anſchlagen hörte. Die Domherren wurden todtenbleich; ein dichter Haufen ſtürzte hinein — die Thüren wurden erbrochen, und im Jubel wurde der von Blut beſprützte, aber nur leicht verletzte Held auf den Armen der Seinigen herausgetragen. Keiner traute ſeinen Augen, als er den Löwen todt hingeſtreckt, den Bürgermeiſter, den ſchon verloren geglaubten, lebend erblickte.

Die feigen Miſſethäter hatten ſich durch die Flucht zu retten geſucht. Bald aber wurden ſie von der tobenden Menge ergriffen, und nach kurzem Prozeß, ohne Rückſicht auf die Prieſterwürde, die ſie geſchändet, unter dem, nahe am Domkloſter gelegenen Thore aufgeknüpft. Dieſes ſoll von dieſer Zeit an das Pfaffenthor genannt worden ſein: höher hinauf gehende Alterthumsforſcher wollen indeß dieſe Benennung aus den Römerzeiten herleiten, indem ſie eine Porta Paphia daraus machen. Am Portal des alten Rathhauſes, einem der merkwürdigſten und am meiſten in die Augen

fallenden Bauwerke, welche das an Erinnerungen und Denkmalen aus den hier ſo rührigen Zeiten des Mittelalters reiche Köln zieren, ſieht man die That des Bürgermeiſters Hermann Gryn auf einem Steine in halberhobener Arbeit dargeſtellt.

Albertus Magnus.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte und lehrte in Köln Albertus, Teutonikus und gewöhnlich Magnus zubenannt, denn der Ruf ſeiner Gelahrtheit hatte ſich in allen Landen verbreitet und ihm Schüler aus den fernſten Gegenden zugeführt. Nicht nur in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften berühmt, ſondern auch in den mathematiſchen, legte er ſich mit beſonderem Eifer auf die Mechanik, und hatte allerlei Maſchinen erfunden und gefertigt, ſo unter andern auch eine Bildſäule, die ihm auf ſeine Frage Rede und Antwort gab, welche aber von ſeinem Schüler, Thomas Aquin, aus Unwiſſenheit oder Aengſtlichkeit zerſtört wurde.

Auch verſtand Albertus noch ſonſt viele geheimen Künſte, die ihm unter ſeinen Zeitgenoſſen den Namen eines Negromanten zuzogen. Als im Jahre 1248, um das Feſt der Geburt des Erlöſers, der von Erzbiſchof

Konrad von Hochſtetten gegen den Hohenſtaufen Friedrich II. bei Worringen zum König gewählte Graf Wilhelm von Holland, von Aachen aus, das er belagert hielt, nach Köln gezogen kam, um hier die Weihnachten zu begehen, verlangte es ihn ſehr, auch den berühmten Gelehrten, Albertus, kennen zu lernen. Er entbot ihn daher zu einem Abendſchmauſe. Albertus kam und war bereit, auf des Königs Begehr, einige ſeiner Künſte zu zeigen. Zuerſt nahm er einen Humpen Rheinwein, murmelte einige Worte, und ſieh, aus dem Humpen ſprüheten bläuliche Flämmchen, worauf er den Wein gegen die Decke ausgoß, ſo daß die Ritter und Herren ihre Köpfe bargen, um ſich vor dem Feuer zu ſchützen, aber die herabfallenden Tropfen wurden zu buntgeſiederten Vöglein, die im Zimmer umherflatterten und allerlei liebliche Weiſen flöteten. Dies gefiel nun dem jungen König und ſeinen Edlen gar wohl; doch ſchnitten dieſe gar ſaure Geſichter, als ihnen aus ihren Bechern, wenn ſie dieſelben zum Trinken anſetzten, auch die lohen Flammen entgegen ſchlugen, und ſie daher mit trockener Gurgel ſitzen mußten, worüber ſich König Wilhelm waidlich ergötzte.

Albertus ſchritt darauf einige Male um den Tiſch, der nur mit den ſpärlichen Gerichten beſtellt war, die der Winter bietet. Mit einem Male lachten den Gäſten die ſchmackhafteſten Früchte und Speiſen entgegen, welche nur die Gabe der heitern Sommermonde ſind. Auch das Koſtbarſte war hier zu finden, die Sinne der ganzen Geſellſchaft auf's erquickendſte belebend, und Alle griffen, bei dieſem lockenden Anblicke des erſten

Spuks vergeſſend, wacker zu. Doch Albertus war alſobald verſchwunden, und mit ihm das anmuthige Geſicht. Gar poſſierlich und wunderlich ſah es aber aus, wie die königlichen Edelherren und Ritter ſich einander bei den Naſen hielten, die Finger in den Mund geſteckt hatten, oder an den Zipfeln ihrer Mäntel kauerten. — Am allerdrolligſten war aber des Königs Schalksnarr anzuſehen, der unter dem Tiſche kauerte und eines Rindes Schweif in's Maul geſteckt hatte.

Wollten ſich die Herren anfänglich auch ärgern, ſo mußten ſie, ſtaunend, zuletzt doch über den luſtigen Streich lachen.

Der König machte am andern Tage, ſammt ſeinem Gefolge, dem Albertus einen Beſuch im Kloſter, um hier ſeine Kunſtwerke in Augenſchein zu nehmen. Als ſich die Herren nun allenthalben umgeſehen, frug der Magus den König, ob er nicht wünſche, einmal ſeinen Blumengarten zu ſehen. Laut fingen Alle an zu lachen, denn war es doch ſo kalt, daß der Rhein bis auf den Grund eingefroren, und nur an Blumen auf den Fenſterſcheiben zu denken war.

Albertus führte ſie aber durch ein Pförtlein, und mit einem Male befanden ſie ſich in dem herrlichſten Garten, den ſie je geſehen. Sie wagten kaum den Fuß voran zu ſetzen und rieben die Augen, als ob ein Traumgeſicht ſie blende. Mailich blühten ringsher die lieblichſten Blumen in Geſtalten und Farben, die ihnen alle fremd waren, und füllten die Luft mit den ſüßeſten Düften. Die ſeltſamſten Vögel mit buntem Gefieder,

groß und klein, hell zwitschernd und ſingend, flatterten ſich neckend durch die blühenden Bäume und Sträucher, wiegten ſich auf den mit Blüthen und Früchten prangenden Aeſten, zwiſchen welchen klare Springbrunnen ihre das Spiel der Regenbogenfarben wiederholenden Strahlen im blendenden Sonnenlichte emporſchoſſen.

Alle waren hoch erſtaunt ob dem freundlichen Maigarten und konnten ſich von ihrem Staunen nicht erholen, pflückten ſich auch wohl manche der ſchönen, ſeltſamen Blumen, welches ihnen Albertus auch nicht unterſagte. Des Königs Schalksnarr hatte vor willmuthiger Luſt ſeine Schellenkappe auf einen Baum geworfen, und war, um ſie zu holen, hinaufgerutſcht. Als ſich Alle nun ſo recht nach Herzensluſt wunderten ob der ſchimmernden milden Frühlingspracht, war auf einmal Alles verſchwunden; die ſich Blumen und Früchte gepflückt hatten, hielten verdorrte Reiſer, trockene Tannzapfen oder gelbe und weiße Rüben und dergleichen in den Händen. Hoch in einem Fenſter war des Königs Schalksnarr zwiſchen den Gitterſtäben eingeklemmt, und ſchrie gar erbärmlich, da er nicht vorwärts noch rückwärts konnte. Alle mußten darum über den ſeltſamen Trug lachen und verabſchiedeten ſich vergnügt von dem weiſen Albertus. Alſo geſchah um Weihnachten des Jahres unſeres Heils 1248 in der freien Reichsſtadt Köln, wo Albertus auch im Jahre 1280 ſtarb und ſeine irdiſchen Ueberreſte ruhen. Vor ſeinem Ende war er ganz dumm geworden, denn als er in ſeiner Jugend in den Prediger=Orden getreten, war er ſo tölpelhaft dumm, daß er auch das Geringſte nicht faſſen konnte.

Auf ſein inbrünſtiges Gebet erſchien ihm die Mutter des Herrn, und fragte, ob er in der Gottesgelahrtheit, oder in der Weltweisheit ausgezeichnet ſein wolle? Da er letzteres vorzog, ſo geſtand ihm die heilige Jungfrau dies zwar zu, jedoch ſollte er drei Jahre vor ſeinem Ende wieder ganz dumm werden, welches auch geſchah, ſo daß er auf einmal in ſeinem Vortrage ſtecken blieb. Man hat daher geſagt, Albertus ſei zweimal auf wunderbare Weiſe aus einem Eſel in einen Weltweiſen und aus einem Weltweiſen in einen Eſel verwandelt worden.

Hermann Joſeph.

(Hierzu das Bild **II.**, erfunden von H. Kretzſchmer, geſtochen von Eduard Schuler.)

In der Stadt Köln ſteht ein ſtattliches Gotteshaus, von Linden umſchattet, zu St. Marien, im Capitol genannt, weil einſt die Stelle deſſelben der Römer Capitol eingenommen haben ſoll. An der ſüd-öſtlichen Seite deſſelben befindet ſich ein niedliches Thor im Spitzbogenſtyle, mit vier Niſchen überbaut, in welchen, in alten Steinbildern, die Anbetung der heiligen drei Könige dargeſtellt iſt. Neben dieſem Thore, vom Volke Dreikönigenthörchen genannt, wohnten vor langen Jahren arme, aber ſehr brave und gottesfürchtige Leute. Der Mann, ein Schuſter, ſuchte mit ſeiner Hände Arbeit ſeine kleine Familie, ſo gut er konnte, zu ernähren. Der Eltern höchſte Freude war ihr einziges Söhnlein, Hermann Joſeph; denn, fromm, geſittet und tugendhaft, ſuchte der Kleine durch Gehorſam und kindliche Anhänglichkeit das zu vergelten, was ſie mit ſorgender Liebe für ihn thaten.

Hermann Joſeph wurde von ſeinen Eltern zur Schule geſchickt, und nie ging er hin, ohne zuvor vor einem ſteinernen Mutter-Gottes-Bilde in der nahgelegenen Kirche ſein kindliches Gebet zu verrichten. An Spieltagen, wenn die andern Knaben ſich auf den Plätzen und Straßen herumtummelten, eilte er zu ſeinem lieben Plätzchen und erzählte dem freundlich blickenden Jesuskinde, das die heilige Mutter auf dem Arme trug, was er alles gelernt und was er noch lernen wollte. Holdſelig horchte das kleine Jesuskind ſeinen Erzählungen, und lud ihn oft ein, zu ihm hinauf ſpielen zu kommen; aber es war dem Kleinen immer zu hoch, bis dahin, wo das Bild ſtand. Wenn er dann ſo traurigen Blickes hinaufſchaute, tröſtete ihn Maria, daß er einſt größer werden und dann auch mit dem Jesuskinde ſpielen ſolle.

Als ihm nun eines Tages die Mutter einen wunderſchönen Apfel geſchenkt, eilte er, freudigen Muthes, zu ſeinem Mutter-Gottes-Bilde und bot ihn dem Kindlein mit den Worten dar: „Da haſt Du meinen Apfel!" Der kleine Jesus reichte mit freundlichem Blicke zu ihm herab und nahm den Apfel. Unbeſchreiblich war des Knaben Freude, und wenn er nur immer etwas zum Geſchenke erhielt, Obſt oder Kuchen, ſo hatte er nichts Eiligeres zu thun, als es dem Jesuskindlein zu bringen, welches die Gabe auch immer mit Dank hinnahm.

Hermann Joſeph ſollte, da er größer wurde, auch Schuſter werden, denn ſeine Eltern konnten die Koſten nicht mehr beſtreiten, und ihn daher nicht mehr zur Schule ſchicken. Betrübten Herzens, denn er hätte ſo gerne noch mehr gelernt, ſchlich er nun eines Nachmit-

tags nach der Kirche, um dem Jeſuskindlein ſein Leid zu klagen. Als er ſo mit Thränen im Auge zur Maria und ihrem Sohne hinaufſchaute, frug ihn die Hochgebenedeite: „Was iſt Dir, Hermann Joſeph?“ und er erzählte ſeinen Kummer, wie er ja noch ſo gerne in die Schule ginge, dies aber ſeinen Eltern zu ſchwer fiele, und er nun Schuſter werden müſſe.

„Das ſollſt Du nicht, Hermann Joſeph,“ ſprach milde die Tröſterin, „geh' in den Kreuzgang, dort findeſt Du links an der Thüre einen Stein, den hebe nur auf, und Du wirſt finden, was Du bedarfſt.“

Mit Thränen im Auge dankte Hermann Joſeph ſeiner gütigen Beſchützerin und eilte nach dem Steine, den er, wenn auch ziemlich gewichtig, ohne Mühe forthob, und unter demſelben auch fand, was ihm nöthig war. Er konnte jetzt, auch ohne ſeinen Eltern im Geringſten zur Laſt zu fallen, ferner am Unterrichte Theil nehmen, denn was er nur immer bedurfte, fand er unter dieſem Steine. Nie ließ er aber auch ab, ſeiner Beſchützerin zu danken, immer blieb ſein liebſtes Plätzchen vor dem gnadenvollen Bilde in St. Marien im Capitol.

Hermann Joſeph ſtudirte jetzt aufs Fleißigſte, und Alles, was er nur angriff, gelang ihm durch den Beiſtand der Muttergottes.

Als er nun das Alter erreicht hatte, wo man ſich einen Stand zu wählen hat, beſchloß er, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen und in den Orden der Benediktiner zu treten. Er erſah ſich dazu das Kloſter zu Steinfeld in der Eifel, wo man den gottesfürchtigen

Jüngling auch gerne aufnahm. Mit allem Eifer legte er ſich nun auf das Studium der Philoſophie und Theologie, und ließ Tag und Nacht nicht ab von ſeinen Bemühungen, ſo, daß er ſeine Fürſprecherin Maria, beinahe darüber vergaß. Aber, ſiehe! alle ſeine Anſtrengungen waren umſonſt; er konnte keine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften machen, ſo ernſtlich er es ſich auch angelegen ſein ließ. Da nahm er ſeine Zuflucht wieder zum Gebete, und als er nun eines Nachts auf dem Chore voll inniger Andacht ſaß, von den Arbeiten des Tages ganz erſchöpft, kam ein ſüßer Schlaf über ſeine Augen und er träumte einen ſchönen Traum. Er befand ſich in einem wundervollen Garten, in dem die lieblichſten Kräuter dufteten, die herrlichſten, von ihm nie geſehenen, Früchte auf den Bäumen prangten, deren Aeſte von tauſend Vögeln belebt waren. Ein nie vernommenes Klingen durchbebte die Luft, ſüße Stimmen ſangen dazwiſchen Lobgeſänge dem Herrn, und anmuthige Brünnlein rieſelten durch blumenreiche Matten. Endlich erſchien die Mutter Gottes, ſo wie er ſie in den Tagen ſeiner Kindheit unzählige Male zu St. Marien im Capitol geſeh'n, das Jeſuskindlein an der Hand führend, welches ihn mit freundlicher Geberde einlud, jetzt auch einmal mit ihm zu ſpeiſen, da er ihm ſo manchen ſchönen Apfel und andere ſchöne Sachen geſchenkt habe. Hermann Joſeph nahm die Einladung dankend an, und als er nun an der reichen Tafel, von wunderholden Englein bedient, ſich des Himmels Koſt recht ſchmecken ließ, erwachte er — und des Traumes Erſcheinungen waren auch verſchwunden. Er fühlte ſich

aber auf eine eigene Weiſe geſtärkt und in ſeinem innerſten Weſen ganz verändert. Seine Studien hatten jetzt raſchen Fortgang.

Von Allen geehrt und geliebt und, beſonders ſeiner Gelehrſamkeit wegen berühmt, lebte Hermann Joſeph noch lange Zeit in der Abtei zu Steinfeld, wo er auch ſtarb, und wo jetzt noch ſein Grab gezeigt wird.

In der Kirche zu St. Marien im Capitol iſt zur rechten Hand am Ende der Nebenhalle Hermann Joſeph, der ſpäter heilig geſprochen wurde, in Stein abgebildet, wie er als Schüler dem Jeſuskinde einen Apfel darreicht, zum ewigen Gedächtniß dieſes frommen Mannes.

Richmodis von Aducht.

Oede des Grabes herrſchte in den ſonſt ſo volkbelebten Straßen der Stadt Köln, denn zahllos waren die Opfer, welche die Peſt hier im Jahre 1400 dahinraffte. Das Sterben war ſo groß und ſo allgemein, daß man den Leichen nicht einmal ein ehrlich, chriſtliches Begräbniß geben konnte, ſondern ſie in großen Gruben verſcharren mußte, um ſie nur aus dem Wege zu räumen.

Zu der Zeit lebte auf dem Neumarkte, in dem Hauſe zu den Papagayen eine ehrbare Frau, Namens Richmodis, Gattin eines Herrn von Aducht. Sie wurde krank, und in wenigen Tagen ruhte ſie ſchon im Sarge. Ihr Gemahl ließ ſie auf dem Friedhofe zu St. Apoſteln beiſetzen. Die Todtengräber hatten aber wahrgenom-

men, daß die Leiche noch ihre goldenen Ringe an den Fingern trug, und beſchloſſen der Todten dieſe Koſtbarkeiten zu nehmen. In der Nacht ſchlichen ſie daher zu dem Grabe, ſcharrten die Erde weg, und öffneten den Sarg. Schon waren ſie im Begriff der Leiche die Koſtbarkeiten abzuſtreifen, als ſich Frau Richmodis, aus tiefer Bruſt aufſeufzend, im Sarge erhob. Die Todtengräber ergriff ſtarrer Schrecken, aus dem ſie erſt aufwachten, als Frau Richmodis die Worte ſtöhnte: „Wo bin ich?“ Sie flohen, taub gegen das Hülferufen der kaltſtarren Frau.

Frau Richmodis entſtieg der Gruft, nahm die von den Entwichenen zurückgelaſſene Leuchte, und wankte ſchwach ihrer Wohnung zu. Sie pochte an. Die Diener kamen, eilten aber eben ſo ſchnell wieder zurück, als ihnen auf ihre Anfrage, wer ſo ſpät noch Einlaß begehre, die Antwort wurde: „die Hausfrau,“ und ſie auch deren Stimme erkannten. Aengſtlich verbargen ſie ſich in ihren Betten. Die Frau ließ aber nicht ab zu pochen, und pochte ſo lange bis ihr Eheherr erwachte und den Dienern befahl, nachzuſehen, wer draußen vor dem Thore ſei. Zitternd vor Angſt berichteten ſie, der Geiſt der Frau verlange Einlaß und ſie ſeien zu furchtſam, um noch einmal zum Thore zu gehen. Der Herr ſchalt ſie Narren, da ſie ihm aber verſicherten, der Hausfrau Stimme erkannt zu haben, ging er ſelbſt zum Fenſter und frug, wer draußen poche.

Er ſah die noch in das Leichentuch Gehüllte, und ſchauderte unwillkührlich zuſammen, als er ſeiner Ehefrau Stimme ſelbſt erkannte, die ihn anflehte, ſie doch

einzulaſſen. Er ermannte ſich und fragte, wer ſie denn ſey? „Wie, Du erkennſt Deine Gattin nicht mehr,“ antwortete Frau Richmodis ſchluchzend.

Es iſt ſo viel möglich, daß Du meine Gattin biſt, ſprach der Herr von Aducht, als daß ſich meine Pferde aus dem Stalle losreißen und auf den Söller gehen. Kaum hatte er das Wort über ſeine Lippen gebracht, als er ſeine Hengſte auch ſchon laut polternd die Stiegen hinan ſtürmen hörte. Er flog mehr, als er die Treppe herunter ging, um der Wiedererſtandenen die Thüre zu öffnen. Mit ſorgender Liebe bot er nun Alles auf, um die Halberſtarrte zu erquicken und ſie wieder ganz in’s Leben zurückzurufen.

Noch viele Jahre hindurch erfreute ſich Frau Richmodis der beſten Geſundheit, und beſchenkte ihren Gemahl noch mit drei geſunden Kindern. Kein Lächeln ſpielte aber mehr auf ihren Lippen, ſelbſt wenn ſtille Freude ihre Seele füllte. Emſig webte ſie ein Faſtentuch, welches ſie der Kirche zu den heiligen Apoſteln ſchenkte, und worauf ihre Wiedererweckung aus dem Grabe geſchildert wurde.

Als ſie endlich im hohen Alter verſchied, wurde ſie neben ihrem Gemahl am Eingange der Kirche, in einem erhöhten Grabe beigeſetzt, und liebliche Töne flüſterten dem aufmerkſam Horchenden aus dem Grabe zu. Der Hergang der Wiedererweckung wurde im Haupt-Eingange der Kirche zum ewigen Andenken gemalt, doch iſt dieſe Halle, wie Vieles des Alterthümlichen in Köln, zerſtört, und mit ihr die Schilderei. — Umſonſt ſucht der Wanderer auch jetzt noch die Pferde,

welche der Sage nach, zur Erinnerung an dieſe Begebenheit, auf dem Neumarkte im Söllerfenſter des Hauſes aufgeſtellt waren, welches die Familie von Aducht bewohnt haben ſoll.

Der Ring der Faſtrada.

(Hierzu das Bild **III.**, erfunden von A. Rethel, geſtochen von E. Rauch.)

Das anmuthige Thal, in welchem das betriebſame Aachen mit ſeinem Ruhme alter Zeit und dem Wohlſtande und der Blüthe jüngerer Tage ſich zwiſchen ſanftaufſteigenden Höhen birgt, hat manches ſtille freundliche Plätzchen, welches ſo recht dazu geſchaffen ſcheint, der Poeſie vergangener Jahrhunderte, der mittelalterlichen Sage, einen willkommenen Zufluchtort zu bieten, nachdem es ihr zu laut geworden iſt und unheimlich in dem Getriebe einer Stadt, in welcher das Moderne allmählig den Sieg davon getragen hat über das Alterthümliche des vormaligen Sitzes des heiligen römiſchen Reiches. Da heften ſich denn liebe Erinnerungen an graue bemooſte Steine, mit dem falben Eppich ranket ſich der Gedanke an Thurm und Mauer hinauf, jugend-

liche Tage ſcheinen dem Grabe zu entſteigen, und ungeſtört darf die Bruſt ſich ihrer Sehnſucht nach Unerreichbarem, ihrer Trauer um Unerreichtes, das die Vergangenheit und in ihr die Zukunft im Traume verſchönte, überlaſſen.

Wer, der die Poeſie der Jugend durchlebt hat und geſchwelgt hat vor alten Bildern und in alten Erinnerungen, hat nicht in wehmüthiger Betrachtung vor Frankenbergs Trümmern geſtanden? Noch ſteht, ziemlich erhalten, der neuere, bewohnte Theil dieſer Friedensburg, deren Thürme halb eingeſtürzt liegen, mit ihrem Geröll den Abhang des mit Geſträuchen und Bäumen bewachſenen Hügels deckend, um welchen ſich der ſchilfbedeckte Teich, von den Bogen einer hohen Brücke überbaut, dahinzieht, umgeben von üppigen, ſmaragdnen Wieſen, deren Grenze an mehren Orten die kühle Waldung bildet. An einem ſchönen Frühlingsmorgen muß man dieſe Gegend ſehen, um ihren Reichthum und ihre Anmuth ganz zu begreifen; wenn der Thau in Perlen glänzt, wenn die Lerche ſteigt, wenn das friſche Grün der Bäume die alten Thürme der nahen Stadt nur halb durchblicken läßt in der duftigen Morgenluft. Dann begreift man wie er, der gewaltige, ruhmgekrönte Kaiſer, dem die ganze Welt offen ſtand mit ihren Lockungen und ihrer Majeſtät und Schönheit, ſich dieſes Thal auserkor, das ihm lieb war vor allen, und das er all ſeinen Pfalzen und Palläſten vorzog in ſeinem unermeßlichen Reiche.

Unter den vielen, in alten Chroniken und Geſängen, und im Munde des Volkes aufbewahrten Geſchichten

III.

Alfred Rethel del: Susemihl impr. Ernst Rauch sc:

III.

Alfred Rethel del: Susemihl impr. Ernst Rauch sc:

von dem größten Kaiſer der Deutſchen, ſind wenige bekannter und rührender, als jene von der Liebe, welche ihn an ſeine ſchöne Gemahlin Faſtrada feſſelte. Hatte ſie auch, ihrer Gewalt über Karl ſich bisweilen zu eigenen Zwecken bedienend, manche Unruhe im Reiche veranlaßt und manchen Unzufriedenen, Feinde ſogar gemacht: er hing ihr ſtets mit derſelben Zuneigung an. Da erkrankte ſie ſchwer, während ſie mit dem Hofe zu Frankfurt, am Ufer des ruhig durch die ſchöne Ebne fließenden Maines, verweilte. Des Kaiſers Betrübniß kannte keine Grenzen: ſie ſteigerte ſich zur Verzweiflung, als die geliebte Gattin verſchied. Aus dem Gemache, wo ſie geſtorben war, wich er nicht: ein unerklärlicher Zauber ſchien ſich ſeiner bemächtigt zu haben. Als die Leiche vor ihm lag, da ſchien es ihm, ſie ſchlafe nur: der Augenblick, wo er an ihren Tod geglaubt, ſei ein böſer Traum geweſen. Neben ihrem Lager kniete er, beſtrebte ſich ſie zu wecken, rief ihr mit den ſüßeſten Namen.

Des Kaiſers Räthe und Höflinge wußten nicht was zu beginnen: er wollte nicht davon hören, daß Faſtradas ſterbliche Reſte zur Erde beſtattet werden ſollten; gebieteriſch wies er die von ſich, welche davon redeten, und antwortete, ſie werde bald wiedererwachen aus ihrem Schlummer. Alle fürchteten für die Vernunft, und ſogar für das Leben des Herrſchers, wenn dieſer Zuſtand noch länger währte. Während ſie nun in der quälendſten Ungewißheit ſchwebten, hatte der fromme Erzbiſchof Turpinus von Rheims, der Erſte in des Kaiſers Rath, ein Traumgeſicht, das ihm das Räthſel

erklärte. Er ſah nämlich einen Ring, welcher in das Haar der Kaiſerin geflochten war — dieſer war es, welcher Karl auch jetzt noch an die Abgeſchiedene feſſelte. Sein Entſchluß war bald gefaßt: am folgenden Morgen trat er in das Gemach, und ohne daß der Kaiſer es bemerkte, nahm er heimlich den Ring zu ſich.

Kaum hatte er dies gethan, ſo ſtand Karl auf und warf ſich weinend in ſeine Arme. Es war, als gingen ihm jetzt die Augen auf, als bemerke er nun erſt den Zuſtand, in welchem der Körper ſich befand: er ſchauderte und wußte nicht wie ihm geſchehen war. Willig ließ er ſich von dem Erzbiſchofe aus dem Gemach führen, ſetzte ſich zu Pferde und ritt, von den beſorgten Bewohnern der Stadt bei ſeinem Wiedererſcheinen hoch begrüßt, nach dem Rheine hin, worauf er bald in ſeinem geliebten Ingelheim ankam, und mit erneutem Eifer ſich den Geſchäften des Reiches hingab. Wie ein Traum war ihm Alles, was ſeit Faſtradas Tode ſich ereignet hatte. Ihre ſterblichen Reſte aber, in Purpur und Gold gehüllt, wurden im feierlichen Trauerzuge von Frankfurt nach Mainz geführt, und dort in der Abtei von St. Alban zur Erde beſtattet, wo Karl ihr ein prachtvolles Grabmal, als Erinnerung an ihre Würde und ſeine Liebe, zu errichten befahl.

Der Kaiſer wollte von nun an immer den frommen Prälaten um ſich haben: nichts that er ohne ſeinen Rath, ohne ihn konnte er nicht leben. Der Erzbiſchof benutzte zwar dieſe Zuneigung zum Beſten des Reiches und der Kirche, denn er war ein wohlmeinender und weiſer Mann; aber ſein frommer Sinn nahm doch

Anſtoß an dem, was ihn ein gottloſer Zauber dünkte, weßhalb er ſich deſſen zu entledigen beſchloß. Mit dieſem Gedanken ging er um, als er den Kaiſer auf einer Reiſe nach Aachen begleitete, wo dieſer bisweilen ſeinen Aufenthalt zu nehmen pflegte. In dem Thale umherwandernd, wo die wohlthätigen heißen Quellen entſpringen, welche Karl bewogen hatten, ſich hier eine Pfalz zu bauen, kam Turpinus an einen kleinen ſtillen See, der rings von Waldung und Wieſenteppich eingeſchloſſen war. In dieſen warf er das verhängnißvolle Kleinod.

Von dieſer Zeit an glaubte der Kaiſer, dem ſeine oberrheiniſchen Pfalzen nur trübe Erinnerungen an ſein verlorenes Glück erweckten, das grüne Thal nicht mehr verlaſſen zu können. Nur dann, wenn die Reichsangeheiten, welche damals den Herrſchern nicht geſtatteten, an einem beſtimmten Orte ruhig zu verweilen, ſondern ſie bald hie, bald dorthin riefen, es nöthig machten, trennte er ſich von ſeinem Lieblingsort, zu dem er zurückkehrte, ſobald er frei war. Nicht blos die Stadt ſelbſt ſchmückte er mit Pallaſt und Kirche; auch bei dem nahgelegenen See ließ er eine ſtattliche Burg erbauen, nachdem er einen Theil der Waldung gelichtet. Hier, in der durch nichts geſtörten Einſamkeit ſaß er oft Stunden lang, und blickte auf den Waſſerſpiegel zu ſeinen Füßen, und dachte alternd noch vergangener, glücklicher Zeiten.

Der Münſterbau zu Aachen

und der Loosberg.

Ein Jeder hat ſicherlich von Kaiſer Karl, und von ſeinem Münſter in Aachen erzählen gehört. Die geſchickteſten Meiſter und Werkleute wurden aus allen Gegenden des weiten Reichs herbeigeholt, um den Wunderbau aufzuführen, welchen der fromme Herrſcher an dem Ort, den er vor allen liebte, der Mutter des Heilands zu widmen gedachte; die Palläſte Welſchlands mußten ihre Zierde hergeben, um das neue Gotteshaus, von waldbedeckten Hügeln umringt, würdig zu ſchmükken. Schon erhob ſich die Kirche, weit über benachbarten Wohnungen, und ſchon berechnete man die Zeit, wo ſie vollendet da ſtehen würde: da bemerkte man plötzlich mit großem Schrecken, daß das Geld auf die Neige ging. Langwierige Kriege hatten den Schatz erſchöpft, niemand wußte Rath. Schon waren eine Menge Arbeiter entlaſſen worden, und trauernd ſahen

die Bürger, wie immer weniger Hände ſich regten, wie die Kalkgruben leer blieben, die großen Stämme und die ſchönen, mit ſo vielen Koſten hergeführten antiken Säulen unbenutzt da lagen, wie Kelle und Winkelmaß mit Staub bedeckt waren. Da erſchien eines Morgens ein unbekannter Mann, und verlangte zum Magiſtrat geführt zu werden. Nachdem man ſeinem Begehren gewillfahrt, erbot er ſich das zum Bau nöthige Geld herbeizuſchaffen. Die frommen Aachener hätten ſeine Füße geküßt, wenn er es geſtattet. Mit tauſend Dankſagungen nahmen ſie ſein Anerbieten an, und frugen, welche Sicherheit er verlange und welche Bedingungen er in Betreff der Rückzahlung mache.

Rückzahlung verlange ich gar nicht, war die Antwort, und die Rathsherren ſchlugen beinahe rücklings, denn eine ſolche Uneigennützigkeit war ſelbſt in jenen, im Prozentrechnen weniger geübten Zeiten, etwas Unerhörtes. Aber ihr Erſtaunen ward ganz andrer Art, als der räthſelhafte Gaſt fortfuhr: Zur einzigen Bedingung mache ich, daß die erſte Seele, welche in die fertig gewordene Kirche eingeht, mein wird. — Da merkten die Herren, mit wem ſie zu thun hatten — ſie waren im Begriff ein Kreuz zu ſchlagen und ein Apage Sat . . . ſchwebte dem Gelehrteſten auf der Zunge, als die vernünftige Betrachtung, daß eine ſo ſchöne Gelegenheit die Kirche ohne Schwierigkeit und ohne daß man auf das Geld zu ſehen brauche, zu vollenden, ſich nicht leicht zum zweiten Male darbieten würde, ihren frommen Abſcheu noch zur rechten Zeit im Zaume hielt. Der Fremde ohne eine Miene zu verändern, ſah ſie

ſcharf an, und nachdem die Beſtürzten die Antwort hervorgeſtottert, daß ſie die Sache überlegen wollten, entfernte er ſich mit der Bemerkung, er werde am folgenden Tage zurückkehren, um ihren Entſchluß zu vernehmen. —

Die Bauluſt ſcheint vor zehn Jahrhunderten den Aachenern im hohen Grade eigen geweſen zu ſein, denn ſie trug es über alle Gewiſſensſcrupel davon. Der Pakt mit dem Ungenannten, aber nicht mehr Unbekannten, ward alſo eingegangen, und noch an demſelben Tage ſtrotzten alle Kaſſen von Gold. Da es mit dem üblichen Reichsgepräge verſehen war, ſo ſcheute ſich Niemand davon anzunehmen; da es auf ſo leichte Weiſe erworben ward, ſo ſcheute ſich auch Keiner es ungehindert auszugeben, indem weder Kaiſer noch Volk darunter litten. Raſch wurde die Arbeit gefördert, und bald wölbte ſich die hohe Kuppel, und das Münſter war ſo weit fortgerückt, daß man an die Einweihung dachte. Nun war aber wiederum guter Rath theuer, denn Keiner hatte Luſt der Erſte zu ſein, der die verhängnißvolle Schwelle betrat. Der Fremde hatte ſich nicht wieder blicken laſſen, aber man zweifelte nicht daran, daß er ſich ſeinen Lohn zur rechten Zeit holen werde. Da wurde denn von den geiſtlichen und weltlichen Machthabern von neuem berathen, und endlich ſchien man ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, denn es ward angeſagt, daß am Dreikönigefeſte — man ſchrieb damals das Jahr des Herrn 804 — die große Ceremonie Statt finden ſollte, zu welcher Papſt Leo ſelbſt von Rom nach Aachen gekommen war.

Am Morgen Epifaniä waren die Höfe und Säle der kaiſerlichen Pfalz mit Tauſenden gefüllt. Die hohe Geiſtlichkeit in prachtvollem Ornate, und die Reichsfürſten in glänzendem Anzuge begaben ſich hin, auch Karl hatte ſeine gewöhnliche einfache Kleidung abgelegt, und erſchien im Kaiſer-Ornate. Auf dem Münſterplatze wogte das Gedränge des Volks, aber Jeder blieb dem großen Thore fern; nur ängſtliche, ſcheue Blicke wurden dahingeſandt, obgleich man nichts fremdartiges dort bemerkte. Da nahte mit raſchen Schritten ein Haufe bewaffneter Trabanten der Kirche, und als ſie nur noch in geringer Entfernung vom Thore ſich befanden, jugen ſie einen großen, kurz vorher gefangenen Wolf in die Kirche hinein. Ein ſchreckliches Getöſe erhob ſich — wüthend und flammenſpeiend ſchoß eine Teufelsgeſtalt auf das Thier zu, und erwürgte es im Nu mit ihren ſcharfen Krallen. —

Da entſtand ein gewaltiger Jubel der zahlreich verſammelten Menge, und im Augenblick, wo der Erzfeind ſich mit der Seele des unglücklichen Wolfs, den man ihm, ſtatt der gehofften Menſchenſeele in den Rachen gejagt, unter fürchterlichem Geheul und Zähnefletſchen empfahl, begannen die Glocken des Gotteshauſes freudig zu läuten, und vom Papſt und 365 Biſchöfen und Prälaten begleitet, zog Kaiſer Karl feierlich und unter Abſingung der kirchlichen Hymnen in den prachtvollen Tempel ein.

In ſeinem furchtbaren Grimme aber war Herr Urian fortgeflogen auf des Sturmwinds Flügeln, und kam heran an's Meergeſtade, wo die Brandung tief

unter ihm wild emporbrauſte. Nichts als Rachegedanken für den vom frommen Kaiſer ihm geſpielten Betrug, erfüllten ſeine ſchwarze Seele: er wollte Karl, mit ihm die neugegründete Kaiſerſtadt, nebſt dem ſchönen Münſter, das er in Hoffnung des reichen, bedungenen Lohns, ſelber mit hatte erbauen helfen, ſchmählich verderben. Ueber ſeinen Plänen brütend, erblickte er plötzlich die weiten Sanddünen des Meergeſtades, und der hämiſche Gedanke durchzuckte ſeine Seele, unter einem ſolchen Sandberge die Stadt ſammt allen ihren Bewohnern zu begraben. Gedacht, gethan! Mit Wetterſchnelle ſtürzte er von ſeiner luftigen Höhe auf das Ufer hinab, unſichtbare Hände halfen ihm, und ſo ward bald eine lange Düne losgeriſſen von dem Boden, wo die Fluth ſie ſeit Jahrhunderten angeſchwemmt; wie einen Mehlſack lud der Böſe ſie raſch auf ſeine Schulter und ſo ging's huckepack nach dem nichts ahnenden Aachen hin. —

Die Reiſe mochte dem ſchwarzen Verderber doch am Ende etwas unbequem vorkommen: die Länge des Sandhügels bewirkte, daß derſelbe ſich nach beiden Seiten ſackförmig überbog, ſo daß der vorn herabhängende Theil dem Träger die Ausſicht benahm, und er ſich faſt auf ſeinem Wege verirrt hätte. Doch fand er ſich wieder zurecht, als er leichtfüßig über die Maas ſchritt und ſich nun auf's Aachener Thal zutrollte. Da erhob ſich plötzlich ein gewaltiger Wind, und ſtreute ihm ſo viel Sand in die Augen, daß er kaum noch vor ſich hin ſehen konnte. Dadurch ward ihm das Sehen immer beſchwerlicher, und nur mit

Mühe gelangte er an das Soersthal. Da begegnete ihm ein altes Weib, welches des Weges von Aachen herkam, und erſchrocken über den wandelnden Sandberg und ſeinen ſchwarzen Träger ſtehen blieb. „Wie weit habe ich noch bis Aachen?“ frug Herr Urian die Alte, ſeine Stimme zu möglichſter Lieblichkeit verſüßend. Die Alte merkte das Plänchen: ſie hatte bei dem Baue des Münſter's den Böſen oft genug ins Auge gefaßt, und ſeine Geſichtszüge waren ihrem Andenken noch nicht entſchwunden. „Ach“, erwiderte ſie ſchlau, „da ſeyd Ihr ganz vom Wege abgekommen, lieber Herr. Schauet nur gefälligſt auf mein Fußzeug: ich habe die Schuhe in Aachen neu angezogen, und jetzt ſind von dem langen Gehen die Sohlen bereits ganz zerriſſen.“

Da ſtieß der Schwarze einen Fluch aus, daß das ganze Thal davon erdröhnte, und die erſchrockene Alte mehrere Schritte weit zurückſprang. „Ich bin der Schlepperei müde!“ rief er wüthend aus — „für jetzt mag das betrügeriſche Neſt meinem Grimme entgehen, ich werde doch ſchon in Zukunft Zeit und Gelegenheit finden, mich zu rächen.“ Und mit dieſen Worten ſchleuderte er ſeine ſandige Laſt von den Schultern auf die Erde, und erhob ſich flammenſprühend in die Luft. Dies war das letzte Mal, daß man den Schwarzen in propria persona in Aachen und ſeiner Umgegend umherwandern ſah — die Aufklärung hat ihn bald in ſeine ſchwefeligen Schlupfwinkel hinabgejagt. Doch will man noch dann und wann ſeine geheime Anweſenheit verſpürt haben, nur iſt man noch nicht einig über das Koſtüm, worin er in ſpäterer Zeit erſchienen. —

unter ihm wild emporbrauſte. Nichts als …
ken für den vom frommen Kaiſer ihm geſ…
erfüllten ſeine ſchwarze Seele: er wollt…
die neugegründete Kaiſerſtadt, nebſt …
ſter, das er in Hoffnung des …
Lohns, ſelber mit hatte erbauen …
derben. Ueber ſeinen Pläner…
plötzlich die weiten Sanddün…
der hämiſche Gedanke dr…
einem ſolchen Sandberge…
Bewohnern zu begrabe…
terſchnelle ſtürzte er … den Namen
Ufer hinab, unſich… Stein gehauene Bild
bald eine lange … ſehen iſt, ruft noch heutigen
die Fluth ſie … Loosberg dem Wanderer ins An-
einen Mehl… daß ein Weib ſelbſt dem Teufel zu los*)
ter und ſ… durch ihre Kniffe anführte. Die Aachne-
Aachen … haben ein Recht, noch jetzt darauf ſtolz zu ſein,
T… an das dadurch abgewandte Unheil denken.
am …
S…

*) … los, lus, luſe — verſchlagen, verſchmitzt, pfiffig.

kanten.

Am Tage St. Mathäi, im Jahre nach des Welterlöſers Geburt 1549, kam ein armer buckliger Spielmann ſpät in der Nacht nach Aachen von einem Dorfe zurück, woſelbſt er bei einer Hochzeit aufgeſpielt hatte. Halb im Taumel, bekümmerte ihn weder Zeit noch Ort, und ſo ging er denn wohlgemuthet am Münſter vorbei, als eben die Thurmglocke Mitternacht brummte. Da aber erſchrak er auch um ſo mehr, als er nun hörte wie ſpät es in der Nacht ſei, und dazu ſich in der Luft ein ſeltſames Geſchwirre, wie von Eulen und Fledermausflügeln, vernehmen ließ. Schnellen Schrittes eilte er, dem Graus der Geiſterſtunde und ihrem Spuke zu entfliehen, und beugte ſchüchtern in die Schmiedſtraße ein, um durch ſie zu ſeiner Wohnung zu gelangen, welche in der Jakobſtraße gelegen. Was begegnete ihm

So war Aachen durch die Liſt des alten Weibes von dem Untergange gerettet. Der Berg iſt noch vor den Thoren der Stadt zu ſehen, und oft wandern die Aachener Bürger zu ſeiner freundlichen, ſonnigen Höhe hin, nicht daran denkend, wie unheilvoll er einſt für die liebe Vaterſtadt hätte werden können. Und die tiefe Gaſſe die noch jetzt den Loosberg von St. Salvator ſcheidet, iſt durch das heftige Niederwerfen durch Meiſter Urian entſtanden, indem dieſe von dem Stoß in der Mitte platzte und ſo die beiden Berge bildete.

Während nun an dem Hauptthor der Kirche, welches dem Baptiſterium zugewandt iſt, und den Namen der Wolfsthüre führt, das in Stein gehauene Bild des armen Opfers zu ſehen iſt, ruft noch heutigen Tages der Name Loosberg dem Wanderer ins Andenken zurück, daß ein Weib ſelbſt dem Teufel zu los*) war, und ihn durch ihre Kniffe anführte. Die Aachenerinnen haben ein Recht, noch jetzt darauf ſtolz zu ſein, wenn ſie an das dadurch abgewandte Unheil denken.

*) loos, lus, loſe — verſchlagen, verſchmitzt, pfiffig.

Die buckligen Muſikanten.

Am Tage St. Mathäi, im Jahre nach des Welterlö-ſers Geburt 1549, kam ein armer buckliger Spielmann ſpät in der Nacht nach Aachen von einem Dorfe zurück, woſelbſt er bei einer Hochzeit aufgeſpielt hatte. Halb im Taumel, bekümmerte ihn weder Zeit noch Ort, und ſo ging er denn wohlgemuthet am Münſter vorbei, als eben die Thurmglocke Mitternacht brummte. Da aber erſchrak er auch um ſo mehr, als er nun hörte wie ſpät es in der Nacht ſei, und dazu ſich in der Luft ein ſeltſames Geſchwirre, wie von Eulen und Fledermausflügeln, vernehmen ließ. Schnellen Schrittes eilte er, dem Graus der Geiſterſtunde und ihrem Spuke zu entfliehen, und beugte ſchüchtern in die Schmiedſtraße ein, um durch ſie zu ſeiner Wohnung zu gelangen, welche in der Jakobſtraße gelegen. Was begegnete ihm

aber, als er das Perviſch (den Fiſchmarkt) betrat! Alle Fiſchbänke ſchimmerten von unzähligen Lichtern, welche weithin die dunkle Nacht erhellten; köſtliche Speiſen waren in goldenen und ſilbernen Schüſſeln auf- aufgetragen, und perlender Wein blinkte in großen Kryſtallkrügen. Um Alles herum aber ſaß eine Menge der reichgekleidetſten Damen und ließen es ſich trefflich ſchmecken. Erſchrocken hockte ſich der Spielmann in eine Ecke, denn nun erinnerte er ſich entſetzt der Quatember-Nacht und ihres Hexenſpuks. — Doch es war zu ſpät: eine der zunächſt ſitzenden Damen hatte ihn bereits bemerkt, und führte ihn zu Tiſche. Dann aber ſprach ſie zu dem Spielmann, der mit vor Angſt klappernden Zähnen und ſchlotternden Knieen daſtand: „Fürchte Dich nicht, und ſpiele uns eine luſtige Weiſe auf; wir werden Dir deſſen Dank wiſſen.“ Und indem ſie ſo ſprach, reichte ſie dem Zagenden einen Pokal mit würzigem Wein gefüllt. Dieſer ermuthigte wunderſam den Spielmann dergeſtalt, daß, ſobald er den Becher bis auf die Nagelprobe geleert hatte, er ſeine Geige zur Hand nahm und luſtig zu fiedeln begann.

Da wurden eilig die Bänke mit Allem was darauf ſtand, bei Seite geſchafft, und die Damen, unter denen er manche vornehme Frau aus der Stadt zu erkennen glaubte, erhoben ſich allzumal bei dem Tone ſeiner Geige, und bald wirbelten die Paare durcheinander. Nun aber ging es immer ſchneller und ſchneller, und der Spielmann geigte, wie von unſichtbarer Hand getrieben, immer toller darauf los, ſo daß er mehrmals vermeinte, die Saiten müßten in tauſend Stücke zer-

ſpringen und ihm Hören und Sehen vergehen. — Indeſſen ſauſ'ten die Paare noch immer durcheinander, während ſein Arm kräftig den Bogen führte, und ſein Spiel von ſelbſt aus einer Weiſe in die andere überging, und oft ſo ſtark wurde, daß es ihn bedünkte, als ſei ein ganzes Conzert von Geigen und gellenden Flöten hinter ihm aufgeſtellt, welche alle in ſeine Töne einſtimmten, und ihm das Ganze wie ein wirrer Traum vorkam. Da ſummte endlich die Thurmuhr drei Viertel auf Eins, und plötzlich hielten die Paare in ſichtbarer Erſchöpfung inne; Alles wurde wieder mit einem Male ruhig und in ſeine vorige Ordnung gerückt. Unentſchloſſen ſtand aber der Spielmann da, nicht wiſſend, ob er bleiben müſſe, oder ſcheiden dürfe. Da trat die frühere Dame wieder zu ihm heran, und ſprach: „Braver Spielmann, Du haſt uns wacker vergnügt, drum ſoll Dir auch nun des Lohnes werden! Und damit hatte ſie ihm bereits ſein Wams ausgezogen, und ehe er noch recht zur Beſinnung kommen konnte, war ſie ſchon hinter ihn getreten, und hatte ihm mit einem Griffe ſeinen Höcker abgenommen. Wer war froher als unſer erleichterter Spielmann! Dankdurchdrungen wollte er niederfallen vor ſeiner Wohlthäterin, — da aber ſchlug es Eins, und Damen, Lichter und Schüſſeln waren verſchwunden, und nur der Spielmann ſtand noch allein in der dunkeln Nacht. Da aber fühlte er abermals nach ſeinem Rücken; denn ihm war es noch immer zu Muthe, als ſei ſein ganzes Abenteuer ein wirrer Traum geweſen. Doch nein, es war Wirklichkeit, er war gerade und ſchlank, und ſein Höcker verſchwunden. Wer vermöchte wohl die Freude

ſeines Herzens zu beſchreiben, in welcher er nun nach ſeinem Wams griff, das vor ihm auf der Erde liegen geblieben! Doch noch eine zweite ſollte ihm beſchieden ſein, denn als er daſſelbe aufnahm, kam es ihm ungewöhnlich ſchwer vor; und als er nach der Urſache dieſer außergewöhnlichen Gewichtigkeit forſchte, fand er deſſen beide Taſchen mit Gold gefüllt und eilte als ein zwiefach glücklicher Mann nach ſeiner Wohnung.

Dort aber erkannte die harrende Frau ihren verwandelten Mann faſt nicht mehr wieder, bis ihr ſeine Erzählung von dem Begegniſſe der Nacht den Hergang erklärte. Da ſtaunte die fromme Frau ſehr, und pries den Himmel, der das Alles noch ſo glücklich gefügt. Am andern Morgen aber wurde die Geige, die all das Glück ins Haus gebracht, unter das Bild des Schutzpatrons aufgehängt, und fortan zum ewigen Gedächtniß für Kinder und Kindes-Kinder als ein Heiligthum bewahrt. —

Des armen Spielmanns Glück wurde nicht alſobald in der Nachbarſchaft bekannt, als es auch viele Neider erregte, unter denen ſich vorzüglich ein anderer, ebenfalls buckliger Muſikant durch ſeinen giftigen Groll auszeichnete. Seines vormaligen Geſellen nunmehriger Vorzug quälte ihn Tag und Nacht, und richtete ſein ganzes Sinnen und Trachten nur nach der Möglichkeit, es jenem gleich oder noch zuvor thun zu können. Deswegen übte er ſich den ganzen Tag die ſchönſten Weiſen ein, und begab ſich nun auf St. Gerhardi Nacht um die zwölfte Stunde nach dem Perviſch. Dort fand er auch richtig daſſelbe Gelage, und ward bald darauf

zum Spielen aufgefordert. Aber welch ein Unterſchied! — Kaum hatte er in ſtolzem Selbſtvertrauen ſeine luſtig-künſtlichen Melodien angehoben, und die Damen ſich zum Tanze erhoben, als er auf einmal aus der Tanz-weiſe in ein Sterbelied fiel, und eine ſo traurige und herzbrechende Weiſe auffiedelte, daß hölliſches Gepfeiſe und Geziſche ſich um ihn herum erhob, und die Paare ſich trübſelig darunter her bewegten. Der Spielmann aber, noch immer vermeinend, ſeine beſten Melodien vorzutragen, muſizirte ſtracks drauf los, und erwartete nun, da der Tanz geendet war, nichts weniger als einen noch reichern Lohn, denn ſein Vorgänger, und trat daher, Rock und Weſte ausziehend, keck zum Tiſche. „Ei, ei! beſte Frau!“ rief er ſpöttiſch, da er, in der oben an dem Ehrenplatze der Tafel ſitzenden Dame die geſtrenge Frau Bürgermeiſterin zu erkennen glaubte, die hier in aller Pracht und Herrlichkeit dem ſonderba-ren Mahle präſidirte — „was würde wohl der Herr Gemahl ſagen, wenn er ſie hier auf der Beſenſtielfeſt-lichkeit anträfe? Aber laſſen Euer Gnaden mich nicht allzulange hier ohne Lohn ſtehen, denn die Nacht iſt kalt, und es ſchlottern mir alle Knochen in der Herbſt-luft. Ich denke, mein Spiel iſt doch noch wohl eines beſſern Preiſes werth, als das des Stümpers, der Euch beim letzten Feſte die Ohren gellen machte?“ Doch wie ſollte er ſich täuſchen! Die Dame nahm im Nu den Deckel von einer ſilbernen Schüſſel, und ehe er ſich's verſah, klebte der darin aufbewahrte Höcker ſeines Ge-ſellen vor ſeiner Bruſt. So ſtand denn der Neidhart mit doppeltem Bollwerk umgeben, und traute ſeinen

Bayerische Staatsbibliothek München

Augen nicht, bis im ſelben Momente beim erſten Schlage der Morgenſtunde der Spuk verſchwand, und er ſich unter zwiefacher Laſt nach Hauſe trollen konnte.

Noch lange Jahre hindurch mußte er das Warnungszeichen ſeiner Mißgunſt mit herum ſchleppen, und die Eltern pflegten ihren Kindern bei ſeinem Anblicke die Geſchichte zu erzählen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Pfalzgraf und Kaiſerstochter.

Zur Zeit als Otto, der Dritte dieſes Namens, aus dem ſächſiſchen Kaiſerhauſe, in zarter Jugend den Thron ſeiner ruhmbekränzten Vorfahren beſtiegen hatte und König von Deutſchland geworden war, leitete die griechiſche Prinzeſſin Theofania, Otto's des Zweiten Wittwe und Mutter des jungen Königs, eine überaus gewandte und mit den herrlichſten Eigenſchaften begabte Frau, das Staatsregiment. Nur durch ihre Klugheit war dem jungen Otto das Reich erhalten worden, indem er an dem römiſchen Konſul Crescentius Nomentanus, und vorzüglich an dem Baiernherzoge Heinrich, dem nachmaligen Könige Heinrich II., gefährliche Nebenbuhler hatte, von denen der letztere ihn einmal heimlich gefangen nehmen ließ, und nur auf die wiederholten Vorſtellungen und Drohungen der ſämmtlichen Reichsſtände wieder herausgab. Theofania gab ihrem Sohne den

gelehrten Gerber, der nachmals den Stuhl Petri als Sylveſter II. beſtieg, zum Lehrer, und dieſer große Mann bildete ſeines Zöglings Herz und Geiſt, flößte ihm die Tugenden und erhabenen Geſinnungen ein, welche den Regenten zieren, und erregte durch ſeine weiſen Lehren und ſein Beiſpiel Otto's Milde und Freigebigkeit, welche des Königs kurzes Leben zierten, und ſeinen Tod allgemein betrauert machten.

Unter den Räthen der verwittweten Kaiſerin war Ezo, Pfalzgraf von Aachen, ein Mann, der, obſchon in der Blüthe ſeines Lebens, doch an Rath und That einer der erſten war, und keinem der ältern Rathgeber im Geringſten nachſtand. Er hatte durch ſeine weiſen Entſchließungen, kurz vor dem Beginne dieſer Geſchichte vermocht, daß der König Lothar von Frankreich, der in Lotharingen eingefallen war und die Stadt Verdun in Beſitz genommen hatte, dieſen Platz baldigſt verließ und ſich ohne Schwerdtſchlag in ſeine Erblande zurückzog. Er war bei Otto's Gefangennehmung und nachmaliger Befreiung einer der kühnſten Sprecher gegen Heinrich von Baiern geweſen, und beſorgte mit unermüdlichem Eifer die Geſchäfte des Reichs und des Königs. Deswegen hatte ihn Theofania beſonders liebgewonnen, und zu ihrem Vertrauten erhoben, deſſen ſie ſich bei den Sorgen und Geſchäften, mit denen ſie überhäuft war, mit Vorliebe bediente. Und Ezo rechtfertigte das Vertrauen der Kaiſerin, denn es war unter den Herren am Hofe keiner aufmerkſamer und fleißiger als der junge Pfalzgraf, der darum von Allen geachtet wurde, und ſich durch ſeine leutſelige Gemüths-

art die meiſten Großen zu Freunden machte. Auch der König gewann Herrn Ezo lieb, der ihn in den Leibesübungen, die ſich für einen ritterlichen Jüngling ſchickten, unterwies, und von deſſen treuen und uneigennützigen Dienſtleiſtungen ſeine Mutter ihm ſchon oft berichtet hatte. So war der Pfalzgraf bald der erſte Rath der Kaiſerin, welche ſich ſeiner in den meiſten Unternehmungen bediente, die Klugheit, Umſicht und Verſchwiegenheit forderten, und der Liebling Otto's und der Gutgeſinnten des Hofes.

In dem adelichen Kloſterſtifte zu Eſſen, jenſeits des Rheins, ſaß in einem ſchöngewölbten und zierlich eingerichteten Kämmerlein, Frau Adelheid, die Schweſter des verſtorbenen Kaiſers, und Aebtiſſin des Kloſters, ihr zur Seite an dem geſchweiften Fenſterbogen ein junges blühendes Mädchen. Blonde Flechten fielen über den Schwanenhals hinunter, und die ſanften blauen Augen ſchauten züchtig auf die Arbeit, welche ihre niedlichen Finger hielten, während die Strahlen der Morgenſonne durch die buntgemalten Fenſterſcheiben fielen, und das Zimmerlein und die Anweſenden mit einem wunderbaren Farbenglanz übergoſſen. Ein künſtlich geſchnitztes Bild der Mutter Gottes prangte auf einem kleinen Altar, um den mehrere Heiligenbilder mit zierlich vergoldeten Rahmen und feinem Schnitzwerke herumhingen, welche lieblich aus der leuchtenden Einfaſſung hervorſchauten. Vor dem Marienbilde ſtanden zwei porzellanene Gefäße mit ſüßduftenden Blumen,

deren mannigfaltige Farben mit dem glühenden Feuer des Fenſterglaſes zu wetteifern ſchienen. Das holde Mägdlein war Mathilde, die Schweſter des jungen Königs Otto, welche der Aebtiſſin, ihrer Tante, zur Erziehung übergeben worden war, und von ihr zum Kloſterleben beſtimmt wurde. Denn die Aebtiſſin war eine Frau von großer Frömmigkeit, und wünſchte ihre Pflegebefohlene, welche ſie herzlich liebte, fern von dem Gewühle der Welt, je eher je beſſer, in dem Schutze der klöſterlichen Mauern mit dem Schleier bekleidet zu ſehen, ohne erſt Mathildens Neigung zu erfragen.

Das ſchüchterne Mädchen wagte nicht, ſich der Tante, welche ſie innigſt verehrte, zu widerſetzen, obſchon ſie keinen innern Beruf zum Kloſterleben erkannte, denn ein Augenblick hatte über das Schickſal ihres Lebens entſchieden: ſie liebte, aber ohne Hoffnung. Bei ihrer letzten Anweſenheit zu Aachen hatte der junge Pfalzgraf, ſowohl durch ſeine ſchöne Geſtalt, als durch ſeine einnehmenden Reden, ſeine Tapferkeit und ſeinen Hochſinn, das Herz der zarten Jungfrau gefeſſelt: das Morgenroth der Jugendliebe war ihr aufgegangen. Und da ſie von allen Anweſenden und ſelbſt von ihrer Mutter Ezo's Lob vernahm, und ſah, welche ehrenvolle Auszeichnung ihm zu Theil wurde, da war es in ihrem Herzen beſchloſſen: Dieſen oder Keinen!

Aber auch dem Pfalzgrafen war es ergangen, wie Mathilden. Mehre Male verwirrte er ſich augenſcheinlich, wenn ſie ihn im Geſpräche anblickte, ein glühendes Roth überflog ſeine Wangen, und er ſah ſtill vor ſich nieder. Doch, obſchon aus altem adeligen Geſchlechte,

wagte er es nicht, ſeine Augen und Wünſche bis zu einer Prinzeſſin und Kaiſerstochter zu erheben, und ſelbſt die Geſchichte Eginhard's und Emma's, an welche er oft dachte, konnte ihm keinen größern Muth einflößen. Er beruhigte den gewaltſam pochenden Buſen, der oft die Hülle zu ſprengen drohte, wenn er in Geſellſchaft der Geliebten war, und ſie ſich ihm mit Schüchternheit und Milde näherte. So kam es zwiſchen den Liebenden nie zu Worten, obſchon ihre Blicke ſich genug ſagten, denn Ezo hielt ſich immer in gemeſſener Entfernung von der Prinzeſſin, er zagte und fürchtete von der Entdeckung einen unglücklichen Ausgang für ſich und Mathilden, deswegen hielt er's für beſſer, ſich ganz zurück zu ziehen, und ſich nur da, wo ſein Amt und ſeine Pflicht es nothwendig machten, vor der Prinzeſſin zu zeigen. So kam es, daß, als Mathildens Aufenthalt am Hofe zu Ende ging, und ſie nach Eſſen zu der Aebtiſſin zurückkehrte, dieſe eine große Veränderung an ihr merkte, ſie war oft zerſtreut und in ſich gekehrt, ſo daß ihr Geiſt bisweilen abweſend und anderswo zu weilen ſchien. —

So war es auch wieder heute. Mathilde hatte ſchon lange durch das Fenſter geſtarrt, wo im ſchön eingerichteten Kloſtergarten tauſend ſchöne Blümlein blühten und die zwitſchernden Vögel ſich des belebenden Strahles der Frühlingsſonne erfreueten. — Des Mägdleins zarte Finger ruheten mit der unvollendeten Arbeit in dem Schooße. Verwundert ſchaute die Aebtiſſin ſie eine Zeitlang an, dann brach ſie aber das lange Stillſchweigen:

„Was habt Ihr denn, Mathilde, daß Ihr da wieder ins Blaue hineinſehet, und der Arbeit nicht Acht habt, welche Euren Händen entfallen iſt?“

„Ich dachte“ — erwiderte jene ſchnell, ſtockte aber plötzlich, die Aebtiſſin anblickend, und ſchlug verwirrt die Augen nieder.

Kopfſchüttelnd wendete die Aebtiſſin ſich ab, und ſprach für ſich, indem ſie zum Altar trat, und ſich auf den Stufen deſſelben zum Beten niederließ:

„Die wird nimmerhin eine gute Kloſtergeiſtliche, trotz der Sorgfalt, womit ich ſie zu dieſem Stand erziehe. Des Himmels Wille geſchehe!

Zu Aachen in der Kaiſerpfalz befand ſich an einem Nachmittage König Otto in Geſellſchaft ſeiner beiden Schweſtern, Sophia und Adelheid, und mehrer Großen ſeines Hofſtaates; unter ihnen war auch Pfalzgraf Ezo. Da begab es ſich, daß der junge König, der ein großer Freund des Schachſpiels war, und darin einem Jeden ſtehen zu können glaubte, den Pfalzgrafen zu einem Gange auf dem Schachbrett entbot.

Herr Ezo war ſogleich bereit, Otto's Geſuche Folge zu leiſten, denn er hatte ſich in dieſem ſinnreichen Spiele geübt und eine ziemliche Fertigkeit darin erworben. Nachdem nun ein Diener das Spiel hereingebracht, und die beiden Kämpfer ſich am Tiſche niedergelaſſen hatten, ward als Bedingung feſtgeſetzt, daß derjenige, welcher den Gegner in drei Gängen nacheinander be-

ſiegen würde, einen beliebigen Preis von dem Andern fordern könne, den dieſer ihm, ſo es in ſeinem Vermögen ſtehe, geben müſſe.

Aber Ezo hatte ſchon bei ſich beſtimmt, welchen Preis er von dem Könige fordern wollte, im Falle er das Glück haben würde, Sieger zu ſein. Er ſah dieſen Zufall als die größte Gunſt Fortunens an, denn er hatte ſogleich bei ſich beſchloſſen, keinen andern Siegespreis zu heiſchen, als Mathilden. Deswegen zitterte er ſichtlich, als der König das Spiel begann und er dagegen ſetzen mußte, denn wie leicht konnte er verlieren, und dann ſtürzte das Kartengebäude ſeines geträumten Himmelreichs in ein Nichts zuſammen! Doch verlor er ſeine Geiſtesgegenwart nicht. In jeder Figur, womit er auf den Gegner anrückte, ſah er ſeine Mathilde, dies machte ihn ſehr vorſichtig, ſo daß Otto, der ſich alle erſinnliche Mühe gab, ihn in die Enge zu treiben, trotz ſeinem kunſtreichen Spiel ihm nichts anhaben konnte.

Das erſte Spiel war beendigt, der König matt.

Ezo, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, dankte dem Himmel, aber er hatte noch die größte Gefahr zu beſtehen, denn der König konnte jetzt ſeine Anſtrengungen verdoppeln, um einer nochmaligen Niederlage zu entgehen. Das zweite Spiel begann. Otto, ärgerlich über ſeinen Verluſt, ſpielte hitziger, und gab ſich dadurch mehre Blößen, welche der Pfalzgraf benutzte, ſo gut er es vermochte. So ging es in einem fort, und am Schluſſe des dritten Spiels war Ezo Sieger.

Der König war dreimal matt geworden.

Wer vermag zu beſchreiben, was in Ezo's Gemüthe vorging! Es war jetzt an ihm, den Preis zu fordern. Mathildens Name ſchwebte ihm auf der Zunge, aber immer ſchwieg er wieder.

Wie leicht, dachte er, kann der König dir trotz ſeines gegebenen Wortes die Schweſter abſchlagen, und ſich entſchuldigen, daß es ſo nicht gemeint geweſen ſey. Wie unglücklich wäreſt du dann, da du ſo alle Hoffnung verloren hätteſt, und beſchämt vor dem ganzen Hofe abziehen müßteſt. Die Anderen aber ſchauten verwundert auf den Pfalzgrafen, und erwarteten, daß er ſich ein großes Geſchenk in Gold und Silber, eine Stadt oder gar ein Herzogthum von dem Könige ausbitten würde. Endlich ſiegte das Vertrauen auf ſich und Otto in des Pfalzgrafen Bruſt, entſchloſſen trat er zum harrenden König, und ließ ſich auf ein Knie vor ihm nieder, aber nur mit leiſer zitternder Stimme vermochte er die Worte hervorzubringen:

„Hoher Herr, gebet mir Mathilden, Eure Schweſter, ich liebe ſie ſchon lange, und Ihr macht dadurch zwei Herzen glücklich!“

Staunend ſahen die Hofleute den Pfalzgrafen an, der ſein Schickſal erwartend noch immer vor dem Könige das Knie beugte. Da trat Theofania in den Saal, und als man ihr auf ihre Frage wegen des ſonderbaren Auftritts den Vorfall erzählte, beſchloß ſie ſogleich ſich des Pfalzgrafen anzunehmen. Darum trat ſie zum Könige — der noch immer unentſchloſſen daſtand, und nicht wußte was er thun ſollte — und ſprach zu ihm:

„Mein Sohn, Ihr müſſet Euer Verſprechen halten. Gebet dem Pfalzgrafen Mathilden, er hat ſie um Euch und mich verdient. Mein mütterlicher Segen wird den Bund der Liebe krönen.“ — Und Otto, der Theofania als ſeine Mutter, ſeine Beſchützerin und Rathgeberin über Alles achtete und liebte, ſtand keinen Augenblick an, ihrer Bitte Gewährung zu leiſten, ſo daß es ſchien als habe er nur ihre Dazwiſchenkunft erwartet, um den Pfalzgrafen, den er ſchon lange als ſeinen treueſten Diener erkannt hatte, zu beglücken. „Nehmt ſie denn hin,“ ſprach er — Ezo liebevoll aufhebend — „und ſeyd glücklich. Bleibt Eurem König und Bruder treu, und er wird immer für Euch in Liebe ſorgen.“

Ezo wußte ſich vor Wonne nicht zu faſſen. Er glaubte kaum ſeinen Ohren trauen zu dürfen, als er des Königs liebevolle Antwort vernahm und dankte Otto und Theofania tauſendmal im ſeligſten Entzücken. Glückwünſchend umringten ihn ſeine Freunde, und Alle waren höchlich erfreut, daß die Sache einen ſo guten Ausgang genommen, denn ſie liebten und achteten Alle den Pfalzgrafen.

Und dieſer begab ſich mit einem Schreiben des Königs ſogleich auf den Weg nach Eſſen, um ſeine liebliche Braut nach Aachen abzuholen.

Der Frühgottesdienſt war vorbei, die Nonnen waren wieder zu ihren Zellen zurückgekehrt, als zwei Reiter auf dampfenden Roſſen vor der äußern Pforte des Kloſters hielten, und Einlaß begehrten. Das Thor

wurde geöffnet. Der vordere Reiter ſprang ab und gab dem Diener das Roß zu halten, worauf er eintrat, und die Prinzeſſin Mathilde zu ſprechen wünſchte. Man führte ihn ſogleich in das Sprechzimmer, wo die Prinzeſſin gleich darauf eintrat. Sie erröthete ſanft, als ſie den Pfalzgrafen erkannte, der ſich ihr mit achtungsvollem Gruße näherte, und aus ſeinem Lederkoller einen Brief hervorzog, den er ihr überreichte. Der Inhalt des Briefes aber, den Mathilde aufſchlug und las, war folgender:

„Geliebte Schweſter!“

Begrüßet in dem Ueberbringer dieſes Schreibens Unſern lieben und getreuen Pfalzgrafen, Herrn Ezo, Euren beſtimmten Bräutigam, und kommt in ſeiner Geſellſchaft ſo bald es Euch beliebet zu Uns und Eurer Mutter nach Aachen. Herr Ezo wird Euch den Hergang der Sache mündlich erzählen, und Euch der Zuneigung verſichern, womit ich bin Euer Bruder

Otto.

In unſerm Pallaſt zu Aachen,
am 22. des Wonnemondes.

Mit einem ungewiſſen Blick ſah Mathilde auf. Sie wußte nicht ob es Traum, ob es Wirklichkeit war, ſie ſah noch immer in die Schrift, um ſich zu überzeugen, daß es keine Täuſchung ſey, denn wer vermag ſich im erſten Augenblicke eines niegeahnten Glücks von dem wirklichen Daſein deſſelben überzeugen: dann aber ſchaute ſie mit einem Blick voll unausſprechlicher Liebe auf den Pfalzgrafen.

„Mathilde, meine Mathilde!“ jubelte Ezo auf und die höchſte Seligkeit ſpiegelte ſich in ſeinem Auge, er eilte auf die Geliebte zu, und drückte ſie im Taumel des Entzückens an die klopfende Bruſt. Und der erſte Kuß beſiegelte den geſchloſſenen Bund.

Nun begaben ſich die Liebenden zur Aebtiſſin. Als die Prinzeſſin dieſer eröffnete, daß ſie nach Aachen ziehen und ſich mit dem Pfalzgrafen vermählen würde, äußerte ſich der Unwille der geiſtlichen Frau, und der Pfalzgraf mußte manch hartes Wort von ihr hören, da ſie durchaus nicht in Mathildens Entfernung willigen wollte, und doch noch immer den Glauben hegte, daß dieſe ſich zum geiſtlichen Stande bequemen werde. Die Prinzeſſin aber ſtand mit niedergeſchlagenen Augen, einem lieblichen Heiligenbildchen gleich, neben dem Geliebten, welcher die vielen Worte der Aebtiſſin ruhig und getroſt anhörte, und nachdem ſie geendet hatte, zu ſeiner einzigen Rechtfertigung den Brief des Königs aus Mathildens Händen nahm, und ihn der Aebtiſſin hinhielt. Nachdem dieſe nun Otto's Schreiben geleſen, vermochte ſie freilich nichts mehr gegen die Heirath einzuwenden, und mußte ſchon ihre Einwilligung geben, was ſie auch that.

Sie tröſtete ſich mit der Ausſicht, daß eine oder die andere der kaiſerlichen Prinzeſſinnen das, wie ſie meinte, von Mathilden verſcherzte Glück ergreifen würde, was auch wirklich geſchah, indem Adelheid Aebtiſſin zu Quedlinburg und Sophia Aebtiſſin zu Gandersheim wurde.

Ezo und Mathilde reiſten ab, nachdem ſie ihren Segen erhalten. Die Fahrt nach Aachen ging raſch vor ſich, und der verſammelte Hof empfing die Liebenden, welche bald darauf zu Brauweiler unter Theofanias mütterlichem Segen, durch die Hand des Prieſters auf ewig verbunden wurden.

Das iſt die wunderbare aber wahrhafte Hiſtorie von dem Pfalzgrafen und der kaiſerlichen Prinzeſſin, wie ſie in Chroniken und Geſchichtsbüchern der verfloſſenen Zeiten erzählt wird. Ezo und Mathilde lebten lange glücklich beiſammen in gottgefälligem Ehebunde, und dienten dem Herrn, der Alles ſo glücklich und wohl gefügt hatte.

Der Hinzenthurm.

Im alten Limburger Lande, dort, wo die Emmaburg ſich auf ſteilen Felſenmaſſen erhebt, gab es in den Felſen viele, jetzt meiſt verſchüttete unterirdiſche Gänge, in denen ein Koboldgeſchlecht ſein Weſen trieb, welches das Volk die Hinzenmännchen nannte. Bei Tage ließen ſie ſich zwar nicht ſehen, in der Nacht aber ging es deſto toller zu. Denn ſo bald die Mitternachtſtunde geſchlagen, ſchwärmten ſie weithin in der Umgegend herum, und machten ein ſolch Getöſe und Geklapper an den verſchloſſenen Hausthüren, daß die Einwohner nicht anders vermeinten, als ziehe der leibhaftige Satan mit ſeinem wilden Heere durch Straßen und Flur. — Das dauerte dann eine gute Weile, bis endlich mit dem Glockenſchlag Eins der Lärm ſich allmählig nach den Felſenklüften zurückzog, und man daraus wohl ſchließen konnte, daß nun die Hinzenmännchen wieder nach Hauſe gekehrt. Dort fing alsdann ein luſtiges Schmauſen und Jubiliren an. In ihren Felſengängen ward's plötzlich helle, und manch verirrter Hirt und

Wanderer hat, von dem wunderſamen Lichterſchein gelockt, es ſtaunend mit angeſehen, wie das kleine Völkchen luſtig und wohlgemuth um langgedeckte Tafeln gelagert, ſich an den köſtlichen Speiſen und edelſten Weinen ergötzte. Ja einſtens ſogar erlauſchte ein kecker Jägerburſche, der ſich tiefer in die unwegſame Felsſchlucht hineingewagt, folgenden Geſang, der leiſe und wunderbar durch die Gänge ſchallte:

In ödem Felsgeſtein
Um Mitternacht,
Beim hellen Ampelſchein,
Wenn rings des Schlummers Macht
Die Menſchen, die trägen, auf's Lager geſtreckt,
Dann jubeln wir luſtig, fröhlich und frei,
Und ehe der Hahn noch die Schläfer geweckt,
Iſt ſchon unſer ganzes Gelage vorbei.
Heiſa, Juchhei!
Alles vorbei!

Dann aber ſah der verwegene Geſelle, wie drauf die luſtigen Zecher mit den kleinen goldenen Bechern zuſammenſtießen, und fröhliches Rufen und Zureden in der Runde erging, bis endlich, als ſchon Morgenroth den Oſten purpurn ſäumte, dies Zechlied den Schmaus beſchloß:

Laßt die Becher kreiſen,
Kling, Klang, Kling;
Laßt die Stund' uns preiſen,
Ting, Tang, Ting;
Was des Tages Scheinen
Trennt, Klang, Kling,
Muß die Nacht vereinen,
Trinkt, Tang, Ting.

Und wie der letzte Klang verhallet, war auch Alles verſchwunden. —

Doch theuer mußte der Lauſcher ſeinen Vorwitz büßen, denn von dem Augenblicke an, da er den ſtaunenden Nachbaren das Geſicht dieſer Nacht erzählt, verſiechte er ſichtbar an Leib und Gemüth. Der Geiſterlieder Weiſe lag ihm immerdar im irren Sinne, und als das nächſte Zwielicht über das Gebirge heraufzog, da ſummte er noch einmal hell deſſen Schlußreim vor ſich hin, und eilte in wildem Sprung dem Felsgeklüfte zu. Nie hat eines Menſchen Blick ihn jemals wiedergeſehen. —

Der unausgeſetzten Beunruhigung müde, ſannen indeß die Bewohner der Umgegend alleſammt, wie ſie ſich wohl vor dem Spuke der kleinen Koboldleutchen ſichern und davon befreien könnten. Beſchwörungen, die ſchon öfters aus Prieſtermunde über ſie ergangen, richteten nicht viel aus, denn obſchon die Hinzlein ſich alsdann eine Zeitlang ruhig verhielten, ſo kehrten ſie gleichſam dem heiligen Werke zum Trotze, bald wieder zurück, und trieben dann noch tolleren Unfug. Da vereinten ſich endlich alle Bewohner des Gaues, auf gemeinſame Koſten eine Kapelle, und zwar dicht an dem Felſengrunde der Emmaburg, zu erbauen, und föderten raſch dieſen Entſchluß zur That. — Bald ſtand des heiligen Kreuzes Zierde auf dem neuen Gotteshauſe, und zur Stunde, als ſein geweihetes Glöcklein die Gläubigen zur heiligen Meſſe gerufen, war auch der Hinzlein Spuk aus Felſen und Gegend fortgebannt.

Kaum aber hatten die erlöſten Landleute dem hochweiſen Magiſtrat der freien Reichs- und Krönungsſtadt Aachen die Anzeige von der Hinzen Verſchwinden aus der Felsgegend der Emmaburg gemacht, ſo ging in Aachen der Teufelsſpektakel los.

An dem äußern Stadtwalle zwiſchen dem Sandkaul- und Kölner-Thore, ſtand ehemals ein hoher Mauerthurm, deß unterirdiſche Gänge weit hinaus ins Land führten. Niemand hatte bisher ſeine unerforſchten Tiefen zu betreten gewagt, denn ſchaurige Sagen gingen von ihnen umher. Dort ſchlugen die Kobolde nunmehr ihren Wohnſitz auf, und trieben es eben ſo bunt, wie vormals in ihrem Felspallaſt. —

Vorzüglich wurden nun jedoch die Bewohner der Kölnerſtraße von ihnen geplagt. Zu gewiſſen Zeiten des Jahres, welche durch mancherlei Vorzeichen, wie z. B. ein leiſes Pochen an der Hausthür, ein Picken und Kniſtern auf dem Heerd, oder ein Geraſſel unter dem Küchengeſchirre angekündigt wurden, hielten die Hinzen großes Feſt, und die Einwohner waren alsdann genöthigt ein jeglicher Haushalt, ein kupfernes blankgeſcheuertes Geſchirr dazu herzugeben, wenn ſie ſich den nächtlichen Frieden erkaufen wollten.

Denn in dem Hauſe, vor deſſen Pforte um die zehnte Stunde ein ſolches Geſchirre nicht ſtand, oder in welchem gar einer der Inſaſſen ſich eine Aeußerung des Unglaubens erlaubte, da konnte man drauf rechnen, that auch kein Chriſtenmenſch ein Auge zu.

Gepolter, Trepp auf und ab, Geziſch und Geheul in Rauchfang und Gängen, kurz ein wahrer Höllen-

ſpektakel verſcheuchte den Schlummer aus ſeinen Wänden. Dem Spötter aber, o dem ergings erſt aber noch viel jämmerlicher, der wurde von unſichtbaren Händen dermaßen auf ſeinem Lager herumgezaust und tormentirt, daß man ihn des Morgens wie halbtodt in ſeinem Bette wiederfand. Ja einmal hat es ſich ſogar begeben, daß zwei kühne Kriegsgeſellen, die in dem Hauſe zum Wildenmann im Quartier gelegen, den Hausherrn weidlich ob dem vorerwähnten Keſſelausſetzen aufgezogen, und ſich vermeſſen, daß, ſtatt blanker Geſchirre, die Hinzlein ihre blanken Degen finden ſollten. Weshalb ſie denn auch nicht gezaudert, und ſich, als die zehnte Stunde verſchollen, mit gezogener Wehr vor die Hausthür geſetzt und wacker gezecht. Bald aber hat man nicht weiter ihr luſtiges Singen gehört, ſondern verwundernd wahrgenommen, wie ſie in Zwiſt gerathen, und endlich gar als ein paar blutdürſtige Raufbolde, einer dem andern unaufhörlich: Hinz! Hinz! zuſchreiend, ſelbander zu Leibe gegangen, unter welchem Geſchrei ſie ſich auch durch das Hinzengäßchen bis vor den alten Mauerthurm getrieben, an deſſen Fuß man ſie am folgenden Morgen, Einen von des Andern Schwerdte durchrannt, darnieder geſtreckt gefunden.

Solche ſchreckenvolle Beiſpiele mußten die Bürger wohl ſattſam vor ähnlichem Frevel warnen, deswegen blieb der Hinzlein Mahnung nie ohne Erfolg, und vor jeder Hausthür ſtand abendlich richtig ein kupfern oder irdenes Geſchirr zu ihrem Gebrauch bereit. Kam nun die Mitternacht heran, dann zog ein lärmendes Getümmel durch das, noch bis auf heutige Stunde nach ihnen

benannte Gäßchen, bis gegen den Wildenmann in der Kölner Straße heran, hier aber theilte es ſich rechts und links, und nachdem es trapp, trapp, trapp, durch das Stadtviertel die Runde gehalten, packte jedes Hinzlein ſeinen Keſſel auf, und nun dem Thurme zu. Da aber wurde gejubelt, bis zum Sonnenaufgange, des andern Morgens aber fand jeder Eigenthümer ſein Kochgeſchirr wieder blank und ſauber vor ſeiner Thür, diejenigen ausgenommen, welche ihre Keſſel nicht vollends reinlich ihnen dargeboten hatten, denn ſolche fanden nicht allein dieſe, ſondern auch ihr ganzes Haus über und über mit Koth und Schmutz beſchmiert.

So trieben es denn die muthwilligen Kobolde wohl manches Menſchenalter hindurch, und waren bereits ſeit langen Jahren heimiſch geworden, als plötzlich die Weihung des Regulirherrn-Kloſters ſie auch aus dieſem Aufenthalt ſcheuchte.

Seitdem hat nimmermehr etwas Weiteres von ihrem Treiben verlautet, doch ob auch ſchon Jahrhunderte zwiſchen ihrem Scheiden und der Gegenwart liegen, und lange auch der alte Thurm, worinnen ſie gehauſt, in ſeinem Schutte darnieder liegt, ſo ruft der Name Hinzengäßchen doch noch immer das Gedächtniß ihres früheren Daſeins ins Leben zurück.

Drachenfels und Rolandseck.

Wer aus dem Norden den Strom hinaufzieht um das wunderherrliche Rheinthal zu beſuchen, den begrüßen zuerſt als mächtige Stromwächter auf dem rechten Ufer die luftigen Höhen des Siebengebirges, wie auf dem linken ihnen gegenüber, ſich die Kuppel erhebt, die einſt die ſtattliche Rolandsveſte trug. Des Flachlandes Einerlei hört, wie durch Zauber, auf bei dieſem gewaltigen Bergthore. Jedem wird lebendig, warum der Rhein der Sage und des Sanges Vater genannt wird, denn dem Gemüthe und der Phantaſie erſchließt ſich eine neue, reiche Welt.

Schwimmt der Wanderer auf des Stromes grünen Wellen durch dies Paradies den nördlichen Rheinebenen entgegen, ſo winken ihm ſchon aus weiter Ferne die freundlichen Berge mit ihren Laubzimmern und

Burgtrümmern, ein wogendes Bergmeer, durch der Sonne Strahl in mannigfaltigem Farbenwechſel belebt und bewegt. Unwiderſtehlich fühlt er ſich nach den Sonnengipfeln hingezogen, und Jeder beſucht wenigſtens den Drachenfels, ſo heißt die ungeheure Felswand, welche auf dem rechten Ufer mit ihrem grauſigen Geklüft ſteil aus dem Strome anbaut, und auf ihrer Krone noch die Trümmer einer alten Veſte trägt. Gegen Norden lehnt ſich an dieſelbe das heitere Städtchen Königswinter, wie im Süden das freundliche Rhöndorf hinter der wilden Felswand Schutz ſucht wider den Nordwind. Ueppiges Rebengelände und Baumgruppen ſchmücken des Berges Fuß und ſüdlichen Saum.

In dem Felſengeklüft, das von des Berges ſüdweſtlichen Hange dem Wanderer entgegenſtarrt, hauſte in vorchriſtlicher Zeit, als das rechte Rheinufer noch im blinden Heidenthume ſeufzte, ein grimmiger Drache, dem die Bewohner des Berges göttliche Verehrung zollten, von dem auch der Berg den Namen Drachenfels führt.

Wild und grauſam waren des Berges Anwohner, Krieg und Raub ihr Geſchäft. So zogen ſie auch einſt aus auf Beute nach dem linken Ufer, wo ſchon des Chriſtenthums Segen waltete, und Glück geleitete ihre Waffen, denn eine edle Chriſten-Jungfrau, hold und ſchön wie die Mainacht ihrer Gauen, ward ihre Beute.

Zwei der Heiden-Anführer, die Mächtigſten des Stammes, entbrannten in wilder Liebe für die züchtige Magd, aber weder der gewaltige Horsrik, noch der gelenke Rinbod, fand Erhörung. Beider Leidenſchaft wuchs

aber deſto mehr, je ſtärker der Widerſtand, und mit ihr auch die gegenſeitige Eiferſucht. Was Flehen und Schwüre nicht vermochten, ſollte Gewalt vollbringen; aber Keiner wollte dem Andern den anmuthigen Preis zugeſtehen. Jeder nannte ſich Herr der Beute des Kampfes, und ſo entſpann ſich ein heftiger Streit zwiſchen Beiden, der ſelbſt den ganzen Stamm in zwei kampfgierige Partheien theilte. Da ſprachen die Aelteſten des Stammes: Es ſey eine Schmach für das Volk, daß ſich um eine Magd, die nicht einmal zu den Ihren gehöre, die Edelſten entzweiten, die Götter hätten daher die Jungfrau zu ihrer Beute erkoren, und mit nächſter Frühe ſolle ſie dem Drachen geopfert werden.

Die beiden Recken mußten ſich in den Willen der Götter fügen.

In aller Frühe des Tages, als kaum das erſte Roth erglomm, und die Nebelrieſen ihre mächtigen Leiber aus dem Strome erhoben, um den alten Kampf mit der Tages-Königin zu beginnen, wurde die Jungfrau herausgeführt auf den Felſen über der Höhle, in welcher der grimme Drache wohnte, und hier angekettet, eine ſichere Beute des Unthiers. Fromm ergeben in des Ewigen Willen, kam keine Klage über der Jungfrau Lippen, ihr Blick ſchaute auf zum Oſten, der ſich immer lieblicher röthete. Hoch auf der Platte des Berges harrte der ganze Stamm des Ausgangs. So wie die erſten Strahlen der Sonne über dem Berge leuchteten, wachte der Drache auf, und gierig nach Beute, wälzte er ſich aus ſeiner Höhle, der Jungfrau entgegen.

Der Augenblick ſicheren Verderbens rückte näher, je näher ihr das ungeſtaltete Ungethüm mit fürchterlich drohendem Rachen kam — ſchon wollte es losſtürzen auf ſeine Beute, — da zog die Jungfrau ein Kreuzlein aus dem Buſen und hielt es dem Lindwurm vor. Kaum anſichtig des Zeichens, vor dem ſelbſt der Hölle finſtre Schaaren erzittern, knäuelte ſich der Drache zuſammen, und ſtürzte, zerſchellt an den Felsriffen, hinab in die Stromfluth, die ihn auf immer verſchlang.

Staunen und Verwunderung erfaßte der Heiden Schaar ob dem Wunder, dem ſie kaum zu glauben ſich trauten. Aus der erſten Beſtürzung erwacht, ſtand die Jungfrau auch ſchon in ihrer Mitte, denn Rinbod hatte ſie der Feſſel entledigt, und ſie auf ſtarkem Arme zu der Höhe getragen.

Der Unſchuld Stimme fand bald Gehör in der Unbändigen Herzen, das Wort der Liebe ward vernommen und befolgt, der ganze Stamm bekannte ſich alſobald zu der Lehre Chriſti und war hocherfreut, als die Jungfrau dem eifrigen Werber Rinbod ihre Hand als Gattin reichte.

Auf des Drachenberges Gipfel führten ſie dem Paare eine Wohnung auf, die Drachenburg genannt. Die Trümmer, die jetzt des Berges Scheitel krönen, gehören zwar einer ſpätern Zeit an, doch beſucht ſie Jeder; denn nicht mit dem Worte zu ſchildern ſind die Fernſichten von dieſer Höhe, die herrlichſten des Rheins, ſo lohnend durch ihren Wechſel, wie erfreuend durch ihre Anmuth. Den ſüdlichen Vorgrund der Landſchaft bilden die aus dem hellen Wogenſpiegel emportauchenden lieb-

lichen Eilande Grafen- und Nonnenwerth, aus deſſen dichten Baumlauben und anmuthigen Blumengehegen die weißen Gebäulichkeiten eines ehemaligen Frauenkloſters heraufſchimmern. Dem Nonnenwerthe gegenüber erhebt ſich auf dem linken Ufer ſteil, die dunkle Kuppel mit den gar ſpärlichen Reſten der alten Rolandsburg.

Vor langen Jahren hauſte auf dieſer Veſte ein junger Ritter. Geachtet und geliebt war Herr Roland im ganzen Gau und freundlicher Empfang ward ihm, wo er nur immer einſprach. Oft beſuchte er den Ritter vom Drachenfels, und immer häufiger wurden ſeine Beſuche, ſeit er des Grafen einzig Töchterlein Hildegunde geſehen hatte, um ſie herzinnig zu minnen. Die Herzen verſtanden ſich bald, und mit Freude vernahm der alte Ritter vom Drachenfels von dem jungen Roland die Kunde, daß er Hildegunden liebe, und zum ehelichen Gemahl begehre.

Schon war der Tag des Beilagers feſtgeſetzt, da rief ein Freund den Ritter Roland um Beiſtand an in arger Fehde, mit der er bedroht war. Roland folgte dem Rufe, wie es Ritterpflicht und Ehre gebot.

Eine Thräne zitterte in Hildegundens hellem Auge, als Roland den Abſchiedkuß auf ihre Lippen drückte und baldige Heimkehr verſprach. Der innern Wehmuth, der Angſt, die ihre Seele füllte, konnte ſie keinen Ausdruck geben, nie war es ihr aber ſo ſchwer geworden, ſich von dem Geliebten zu trennen. Als Roland ſchon den Berg hinab ritt, rief Hildegunde ihn noch einmal zurück, und bat ihn ſehnlichſt, doch nicht zu ungeſtüm

des Kampfes Gefahr zu ſuchen, und ihrer zu gedenken, ſich ihretwegen zu ſchonen.

Roland verſprach, was die Geliebte von ihm heiſchte, und ſchied ſelbſt mit wehmuthsvollem Herzen. Die Fehde rief ihn aber fern vom heimiſchen Gau, und erfocht noch ſein Arm manch glänzenden Sieg, ſchützte ihn auch die Liebe im wildeſten Getümmel, ſo zog ſich der Kampf doch in die Länge, und drängte ihn ſeine Sehnſucht auch nach der Heimath, ſo wollte er doch dem Freunde das gegebene Wort treuritterlich halten.

Kaum war der Fehde Ende aber da, ſo eilte auch Roland, ſelbſt des Freundes Dank nicht achtend, nach dem Rheine und ohne auch nur auf der eigenen Burg einzuſprechen, war der Drachenfels ſeines Sehnens Ziel.

Am ſpäten Abende kam er in die Nähe der Burg; dumpfes Waffengetön und Sturmruf ließ ihn das Roß noch immer mehr antreiben. Was er geahnet, war Wirklichkeit, die Burg war von einem Raubritter überfallen und erſtürmt worden. Im innern Burghofe wüthete der Kampf, nahe der Entſcheidung für des Feindes Waffen. Raſch wie der Blitz fuhr Roland unter die Streitenden, und ſeinem Schwerdt widerſtand Keiner. Schon hatte er des Feindes Schaar aus dem äußern Beenge getrieben, ſein Beiſpiel gab den Drachenfelſern von neuem Muth und Kraft. Rolands Schlachtruf hallte furchtbar durch das Gebirge, Keiner wagte es ſeinem Schwerdte zu ſtehen.

Da warf ſich ein Ritter dem blind Kämpfenden entgegen, furchtbar toſten und dröhnten die Waffen

und Harniſche, ein mächtiger Schwerdtſtreich ſtreckte den Gegner leblos zu Boden. Die Räuber flohen, der Sieg war den Drachenfelſern, ihr Siegesruf ſchallte durch die Nacht, und hallte jauchzend in den Bergen wieder. Roland folgte den Fliehenden, und als er zurückkehrte zur Burg, welch ein Anblick empfing ihn. Im ſtummen Schmerz ſtanden des Drachenfels'Mannen, in ſchmerzlichen, herzzerreißenden Jammertönen beklagte Hildegunde den Tod des Vaters, über deſſen Leiche hingeworfen, ſie Alles um ſich her vergaß. Roland drängte ſich hinzu, um der Geliebten beizuſtehen und ſie zu tröſten, aber Todesſchauer durchrieſelte ſein Gebein, als er beim Fackelſcheine erkannte, daß der Ritter, den er erſchlagen, Hildegundens Vater war.

„Ich bin ſein Mörder!" rief er, „o Himmel vergib mir, Hildegunde, kannſt Du dem Frevler verzeihen?" und ſtürzte nieder bei der Leiche. „Roland, Du — ſein Mörder!" rief mit heftigem Schrei die Jungfrau, des Geliebten Stimme erkennend, und tiefe Ohnmacht raubte ihr die Beſinnung.

Die ſchöne Beute ſollte dem Tode noch nicht werden, Hildegunde erwachte wieder zum Leben, jedoch auch ihr unſäglicher Schmerz. Sie hatte den Vater, ihr Theuerſtes auf Erden, verloren, und zwar durch des Geliebten Hand, durch den, welchen der Verblichene ſtolz ſeinen Sohn nannte. Thränen brachen des Schmerzes ungeſtüme Heftigkeit, und wie der ſtille Gram ſich ihrer Seele bemächtigt, hatte ſie auch den Vorſatz gefaßt, der Welt und ihren Freuden, ſelbſt dem Geliebten, zu entſagen.

Roland hörte den Entſchluß aus ihrem Munde, und es war ſein Todesſpruch, aber weder Bitten noch Flehen, nichts konnte Hildegunde von dem Entſchluſſe abbringen, in der ſtillen Freiſtatt des Nonnenwerthes Friede für ihre Seele, Troſt für ihren Schmerz zu ſuchen.

„Im Gebete werde ich Dein gedenken, und vergeſſen, was Du mir warſt,“ ſprach Hildegunde gefaßt, als Roland kam, um noch einmal zu verſuchen ſie zu andern Gedanken zu vermögen. „Dort in der einſamen Zelle finde ich, was mir die Welt doch nicht mehr bieten kann. Beten will ich, daß Gott Dir verzeihe, was unwiſſend Du thateſt. Ich habe Dir verziehen.“

Rolands Lebensblume war geknickt, ſeines Daſeins höchſte Wonne empfing des Kloſters enge Zelle. Waffen und Waidgeräthe ruheten, Harm und Gram zogen nun in die ſonſt ſo fröhliche Rolandsburg. Von der roſigen Frühe bis zum goldenen Abende ſaß Roland an dem Erker der Burg, der hinausſchaute nach der Wohnung des Friedens auf dem grünen Eilande; glücklich war er, wenn ſein Auge nur die Geliebte erſpähte, wenn er ſie gewahrte, eine bleiche Lilie unter den Blumen des Kloſtergartens. So verſtrichen Monde und wieder Monde — da ertönten eines Tages in der Frühe die Kloſterglöcklein in feierlich abgemeſſenen Schlägen. Rolands Herz ſagte ihm, wem der Trauerton galt, und die letzte Thräne trat in das ſchon trockne Auge, als er ſah, wie die Hülle Hildegundens dem Mutter-Schooße übergeben wurde. Des ſtillen Grabes Hügel, den der Schweſtern Liebe zu einem blühenden

Garten umſchuf, denn er barg ja auch der Blumen holdeſte, ließ er nicht aus dem Blicke, und ſo fand man ihn ſelig lächelnd, nach dem Eilande hinüberſchauend, eines Morgens dem Herrn entſchlafen.

Die Burgen Drachenfels und Rolandseck ſind zwar längſt gebrochen, nur ihre Trümmer ſprechen von ihrem Daſein, und auf Rolandseck mahnt nur noch der von dunkelm Epheu wild üppig umraukte Fenſterbogen, der auf das Eiland Nonnenwerth hinausſieht, wo Hildegunde ſchläft, Roland einſt ſaß, aber immer und ewig ſagen und ſingen die Sänger von Rolands treuer Liebe.

Die Stolzenburg.

Wenn der Waller das fruchtbare Urftthal von Call nach Dahbenden hinaufzieht, gewahrt er auf einer, aus ſchauerlichem, dichtem Gebüſche hervorragenden Felſen-Kuppe, halb verwittertes Mauerwerk und eingeſunkene Räume, welche die Ueberreſte einer Burg aus der Vorzeit ſind, in der einſt ein hartherziger Ritter zum Unheil der Umgegend und zum Schrecken der Reiſenden hauſte.

Sein Lebenszweck war Saufen, Rauben und Plündern, und ſeine größte Freude beſtand im Unterdrücken der hartbedrängten Anwohner; darum war er von jedermänniglich gehaßt und gefürchtet; ſeine Raubgenoſſen ſelbſt hegten einen geheimen Widerwillen gegen ihn und mochten es im Gemüthe nicht billigen, daß er den armen Leuten in verwerflichem Uebermuthe unnöthigen Druck aufbürdete, oder dem Armen, der um ein Stückchen Brod bat, um ſich und die Seinigen vor grauſem Hungertode zu retten, mit höhniſchem Gelächter von

ſeinem Hofraume peitſchen, oder ihn gar von der Rotte klaffender Hunde hinausheʒen ließ.

Der Stolzenburger, ſo hieß der Wütherich (denn bis zum 10. oder 12. Jahrhundert hinauf, pflegten die Ritter ihre Familiennamen von ihren Veſten herzuleiten), führte ein ſo arges Leben, daß mancher fromme Mann blutige Thränen darüber hätte weinen mögen. Von Geiz beſeſſen und der daraus entſpringenden Habſucht getrieben, ſammelte er ſich durch die himmelſchreiendſten Mittel Schätze, nicht beherzigend den frommen Spruch ſeines Hausgeiſtlichen: „Unrecht Gut hilft nicht, nur Gerechtigkeit hilft am Tage des ewigen Zornes,“ vielmehr täglich fortſchreitend auf der breiten Bahn des Böſen. Der Kaufherr zog darum auch mit Furcht und Zittern den einſamen Thalweg hinan längs dem Raubneſt des goldgierigen Mannes, und nicht ſelten war es, daß er aus ſeinem wohlverſteckten Hinterhalt, worin er mit ſeinen Reiſigen aufzulauern pflegte, wenn er Kunde von einer bevorſtehenden Beute erhalten, verderbend hevorbrach, den vorüberziehenden Wanderer aufhob, ihm ſeine Habſeligkeiten raubte und ihn elend und blos dahinziehen ließ, oder ihm gar das Leben nahm. Heimgekehrt von Raub und Mord ergötzte er ſich am Peinigen ſeiner Unterthanen, denen das wahrlich traurige Loos zu Theil geworden war, daß ſie auf Gottes ſchöner Erde nichts ihr eigen nennen konnten, und ſelbſt ihr elendes Leben von einem Winke des Zwingherrn abhing. Die Unſchuld, die eheliche Treue war in ſeinen Augen leerer Tand, und die Diener des göttlichen Wortes ſchützte nicht ihr frommes

Leben, nicht ihr heiliges Gewand gegen ſeine ewigen Verfolgungen. Seine Hunde ſchätzte der Stolzenburger weit höher als Menſchen, die nicht ſeines Gleichen waren, wähnend, daß ſie nur darum da ſeyen, daß er an ihren Qualen ſich erfreuen möge.

Nur wenige von den vielen Schauderthaten dieſes Wütherichs hat die Sage uns aufbewahrt, doch reichen auch dieſe hin, gerechten Abſcheu gegen den Urheber derſelben zu erwecken, und es wird genügen, nur diejenigen aufzuzeichnen, die ſich im Munde des Volkes am häufigſten wiederholt.

Der Stolzenburg gegenüber wohnte ein Ritter, der ſich der Vielſteiner nannte; mit dieſem wetteiferte er im Hohnſprechen gegen die Gottheit und Menſchheit. Er erbaute, wie man ſich erzählt, eine Brücke über das Urftthal, um darüber mit Brod Kegel zu ſchieben, wenn der Arme in Hungerqualen um eine Gabe flehte; ſeine Kinder ermunterte er, mit Wagen, die, ſtatt der Räder, vermittelſt großer Brode fortrollten, über die Brücke zu fahren, indeß die Kinder der Armen heißhungrig, zerlumpt, ihre gierigen Blicke auf das im Uebermuthe zertretene Brod richtend, ſeufzend herumirrten, indeß die Mutter ihren Säugling dahinſterben ſah, weil es ihr an Nahrung gebrach. Mit Herzensfreude weidete der Unmenſch ſeine Augen an den abgehärmten Geſtalten, und ließ ſie auspeitſchen bis auf's Blut, wenn ſie je ein Bischen zertretenes Brod erhaſchten und es mit krampfhafter Begier verſchlangen.

So verlebte der Stolzenburger ſeine Tage, ſo hauſte er auf ſeinem Felſen-Neſte, von Niemand geliebt, von

Allen verwünſcht; ſo ſtürmte der Frevler, Unthat auf Unthat häufend, täglich reifer zum Untergang, Gottes Strafe tobend entgegen. Und ſie erreichte ihn, ehe ſein kräftiges Alter ſich zum Grabe neigte; ihm war nicht vergönnt, im ſanften Schlummer des edlen Greiſes hinüber zu gehen. Auf der Mitte ſeiner Laufbahn wurde er von hinnen genommen, um Rechenſchaft abzugeben von ſeiner Thaten Frucht.

Eines Abends, nachdem er ſich den Tag hindurch in Erfindungen mancherlei Art erſchöpft hatte, die Einwohner zu quälen, ſaß der Wütherich bei Sauf und Schmaus, hohnlachend über die Menſchenhunde, ſpottend der göttlichen Allmacht: und ſiehe da, auf einmal ſchwirrte mit gräßlichem Geſchrei eine Rotte Nacht-Raben nahe an ſeinem Fenſter vorbei, der Blick des ſchönen Silbermondes erloſch, eine ſchauerliche, tiefſchwarze Dunkelheit verbreitete ſich über die Gegend, die Menſchen waren betäubt, die Thieren ſtöhnten aus Angſt ob dem Gebrülle, das von allen Seiten ſtärker und immer ſtärker hervorrollte.

Der Stolzenburger entfärbte ſich, denn er mochte wohl ahnen, daß das ſchreckliche Getöſe der Natur für ihn, den Unnatürlichen, den Grabgeſang bedeute; und er erhob ſich, wollte beten, zum erſten Male beten in ſeinem Leben, da ertönte ein Krachen, daß die nahen Berggipfel ihre kahlen Häupter neigten — und die Stolzenburg war nicht mehr!

Frühe Morgens, als die Bewohner der Gegend ſich vom Schrecken des übernatürlichen nächtlichen Ereigniſſes erholt hatten, eilten ſie auf die Stolzenburg

zu, und fanden dort nur noch die Zinnen aus einem ungeheuren Schlunde ſpärlich hervorragen. Die Burg war mit Allem, was darauf geweſen war, in den Abgrund geſunken. Den Ritter hat man ſpäterhin in verſchiedenen trugvollen Geſtalten herumſchweben geſehen; am öftern erſcheint er als ſchwarzer Hund und muß in den tiefen Gängen der Burg ſeine Schätze bewahren, die zu erheben ſogar noch in neuerer Zeit Menſchen aus fremden Landen gekommen, welche auch wieder mit der Erkenntniß abgezogen ſind, daß Albernheit ſie bethört hatte.

Die Gründung der Abtei Steinfeld.

Unter der Regierung Kaiſer Heinrichs des Voglers lebte im Kölner Erzſtift ein vornehmer und reicher Graf, mit Namen Sibodo von Hochſteden, Herr von Altenahr. Sein Stamm ward von Keinem an edler Herkunft übertroffen; er ſelbſt that ſich ſchon in ſeiner Jugend hervor durch chriſtliche und ritterliche Tugenden, und erwarb ſich viele Kenntniſſe in gelehrten Dingen.

Es traf ſich einmal, daß Sibodo bei der Taufe eines Kindes zugegen war und dieſes mit dem Zeichen des Kreuzes ſegnen ſah. Das fiel ihm auf und er forſchte nach der Urſache und frug ſeinen Hofmeiſter: „Bin ich gleichfalls mit dem heiligen Kreuze bezeichnet worden, als man mich taufte?“ — „Freilich,“ erwiederte ihm dieſer, „biſt Du ebenſo geſegnet worden.“ —

„Wenn das iſt,“ verſetzte drauf der Jüngling, „ſo ſehe ich gar nicht ein, weßhalb ich mich ſelber noch immerfort ſegnen ſoll.“ Und von dieſer Stunde an unterließ er den chriſtlichen Gebrauch. Das merkte alſobald der Teufel und dachte bei ſich: Ei, ei, der iſt mir der rechte Geſelle; bei einem ſolchen Herrn mag ich gerne Diener ſein.“ Nicht lange währte es, ſo trat er vor den jungen Grafen hin, in der Geſtalt und Kleidung eines Dieners. „Wer biſt Du?“ frug dieſer ihn. „Mein Name iſt Bonſchariant,“ erwiederte der Arge; ich habe viele Länder kennen gelernt und wünſche jetzt in Euren Dienſt zu treten.“ Dem Grafen war das ganz recht, denn er ſuchte eben einen Knappen, und der Fremde dünkte ihn gewandt und thätig. Er nahm ihn alſo zu ſich auf ſein Schloß zu Ahr, und bereute es nicht, denn niemals hatte er einen unermüdlichern und raſchern Knecht gehabt. Dieſer ſah ihm jeden Wunſch an den Augen ab und opferte ihm Tag und Nacht, wenn es darauf ankam, wußte ihn auch durch allerhand Kurzweil und gottloſe Streiche zu beluſtigen.

Des Grafen Ruhm nahm zu mit ſeinen Jahren. Keiner übertraf ihn in ritterlicher Gewandtheit und er blieb Sieger auf allen Turnieren. Einſtmals unternahmen fromme Ritter und Pilger einen Zug gegen die Ungläubigen. Sibodo ſchloß ſich ihnen an, und überall blieb den Chriſten das Schlachtfeld, wo er ſich bei ihnen befand. Der Diener begleitete ihn überall, und wurde ihm ſo lieb, daß er ſich nicht von ihm trennen konnte. So geſchah es auch einmal, daß am Rheine

ein Krieg ausbrach, und die Feinde in das Eifelland einfielen. Der Graf griff alsbald zu den Waffen: die Gegner wurden mit blutigen Köpfen heimgeſandt und der Sieger zog mit den Seinen auf das jenſeitige Ufer des Rheinſtromes. Gegen Abend entfernte er ſich luſtwandelnd von ſeiner Schaar und ſetzte ſich, vom raſchen Ritt ermüdet, unter einen Baum, wo er einſchlief. Dies war aber von den Feinden erſpäht worden, und ſie beſchloſſen ihn gefangen zu nehmen oder zu tödten. Schon waren ſie dem Schlummernden ganz nahe, als Bonſchariant, die Gefahr merkend, herbeieilte, den Grafen weckte und ihn im Nu auf den Rücken lud. Dies kam Herrn Sibodo ganz ſonderbar vor, und er rief, halb verwundert, halb erſchrocken: „Was willſt Du Fant?“ Aber in demſelben Augenblick traf der Waffenlärm der Herbeieilenden ſein Ohr, und er fühlte wie Bonſchariant ſich in die Luft erhob, höher und immer höher, bis er endlich im Mondlichte den Rhein wie ein breites Band unter ſich erglänzen ſah. Gott ſei mir gnädig! bebte auf Sibodo's Lippen, aber in demſelben Moment vernahm er ſeines Dieners faſt unkenntlich gewordene Stimme, welche ihn rauh anfuhr: „Schweige mit Deinem Geplärr und halte Dich ruhig, oder ich werde Dir eine Taufe geben, daß Du für Dein Leben lang davon genug haben ſollſt!“ Da wurde dem Grafen klar, mit wem er angebunden hatte; er ſagte kein Wort mehr und vollendete, an die Schultern ſeines vermeintlichen Dieners geklammert, den luftigen Ritt, der ihn in Sicherheit zum andern Ufer brachte.

Auch nach dieſer Begebenheit fuhr Bonſchariant fort, im Schloſſe zu Ahr zu verweilen. Sibodo hatte zwar nachgerade eine gewiſſe Scheu vor ihm bekommen, und die alte Herzlichkeit war verſchwunden; aber da durch den langen Umgang mit dem Böſen ſeine Zweifelſucht und Ungläubigkeit immer zugenommen hatte und er an ihm ſtets einen treuen und gehorſamen Diener fand, ſo ſuchte er ſeine Gewiſſensbiſſe dadurch zu unterdrücken, daß er ſich ſelber ſagte: er habe doch mit dem Schwarzen nie einen Pakt abgeſchloſſen und dieſer beſitze keine Gewalt über ihn. Damit beruhigte er ſich, und das Verhältniß blieb daſſelbe. Auch that Bonſchariant alles Mögliche, die Gunſt ſeines Herrn zu bewahren. Es traf ſich, daß Beide einmal nach Köln ritten und dort in eine Herberge einkehrten. Sibodo hatte ſich ſchon längſt zur Ruhe begeben, als ſein Begleiter in ſeine Kammer ſtürzte und mit den Worten: „Steht auf, Herr, oder Ihr ſeid verloren!" weckte. In großer Angſt ſprang der Graf vom Lager und hatte kaum Zeit ſeinen Mantel umzuwerfen und ins Freie zu laufen, als ſchon das ganze Haus zuſammenſtürzte und Alle, die es bewohnten, unter ſeinen Trümmern begrub.

Jahre waren unterdeſſen vergangen und Sibodo war in allen weltlichen Dingen glücklich geweſen, als ſeine Gattin ſchwer erkrankte. Die herbeigerufenen Aerzte machten ein düſter Geſicht und ſagten dem Grafen, er möge die Hoffnung aufgeben, ſie geneſen zu ſehen. Da kam noch ein Anderer dazu und ſprach: Eine Arznei weiß ich, welche die Kranke retten kann,

aber es wird unmöglich ſein, ſie zu erhalten. Es iſt Milch von Löwinnen, mit Drachenblut vermiſcht. Als Sibodo das vernahm, ward er gar ſehr betrübt, denn er hielt nun ſeine edle Hausfrau für verloren. Bonſchariant aber tröſtete den Grafen mit den Worten: „Wenn das die Gräfin retten kann, ſo verlaſſet Euch auf mich und ſie ſoll geneſen.“ Damit war er verſchwunden: die andern Diener hatten ihn wegreiten geſehen. Nach zwei Stunden trat er wieder ins Zimmer mit der verlangten Arzenei, welche die Gräfin nahm, worauf ſie ſich bald, völlig hergeſtellt, vom Lager erhob. Wo Bonſchariant geweſen war, erfuhr Niemand als ſein Herr; unfehlbar war er nach der heißen Zone Aethiopiens geflogen, hatte dort eine ſäugende Löwin niedergeworfen und gemelkt, dann einen Drachen in ſeiner Höhle aufgeſpürt, mit ſeinem Schwerte verwundet und deſſen Herzblut aufgefangen. So war das vom Arzte verordnete Tränklein herbeigeſchafft worden.

Der edeln Gräfin war aber doch die Sache etwas verdächtig geworden, und ſie lag ihrem Gemahl ſo lange an, bis er ihr entdeckte, was es mit dem angeblichen Diener für eine Bewandniß habe. Da erſchrak die gottesfürchtige Frau ſehr und drang in ihn, den gefährlichen Gaſt zu entfernen. Das aber wollte Sibodo durchaus nicht, und ſtellte ihr vor, wie pflichtvoll und dienſtfertig Bonſchariant ſich immerfort gegen ihn benommen und wie er ihr und ihm das Leben gerettet habe. Alles was ſie von ihm erlangen konnte, war, daß er verſprach, dem Herrn eine Kirche und ein

Kloſter zu weihen. Der größte Theil des Landes war damals von dichter Waldung bedeckt, die eine Fortſetzung der Ardennen war und auch ſo benannt wurde. In dieſer Waldung lag eine öde Anhöhe, welche man das Steinfeld nannte, weil der Boden felſig war und nur weniges Gras und Geſtrüpp fortkam. Dieſen Ort wählte die Gräfin, um den Plan auszuführen, zu welchem ſie ihren Gemahl vermocht hatte, und wodurch ſie deſſen Seele zu retten hoffte.

Der Ardenner Wald war ganz mit Wild gefüllt, und Sibodo pflegte dort oft zu jagen, denn er war ein großer Freund des edlen Waidwerks. Als er nun einmal auf einem ſolchen Streifzug ſich befand, von Bonſchariant begleitet, lenkte er ſein Roß nach der Gegend des Steinfelds hin. Als ſie des Ortes anſichtig wurden, begann er folgendermaßen: „Dieſer Wald iſt ſo weit entlegen von unſerm Schloſſe, daß die Jagd in demſelben immer mit großer Beſchwerde verbunden iſt, weil es an Wohnungen fehlt, wo wir einkehren könnten. Ich habe alſo beſchloſſen, auf dieſem Hügel, den wir vor uns ſehen, ein Haus zu erbauen, das uns als Jagdſchloß dienen ſoll, und in welchem wir fröhliche Gelage halten mögen. So beweiſe mir denn auch wieder Deinen guten Willen und helfe mir bei dem Werke.“

Als der Teufel hörte, zu welchem Zwecke das Gebäude dienen ſollte, war er ſehr froh und allſogleich bereit, dabei thätig zu ſein. Kalk und Steine waren bald herbeigeſchafft und ein felſenfeſtes Fundament gelegt. Obgleich Bonſchariant der einzige Baumeiſter

war, erhob ſich die Mauer ſchnell zu einer großen Höhe. In kurzer Zeit ſtand ein ſtattliches Gebäude hoch, mit geräumigen Sälen und Gängen. Als nun nur wenig noch zur Vollendung fehlte, dachte der Graf: Nun kann ich meinen Vorſatz ausführen, und dem ohne Mühe und Koſten erbauten Hauſe ſeine wahre Beſtimmung geben. Hiemit ging er hinauf zur höchſten Spitze und pflanzte dort ein Kreuz auf, welches er zu dieſem Zwecke bereitet und verborgen gehalten hatte. Kaum war dies geſchehen, ſo erſchien der Teufel in der Luft, einen gewaltigen Stein tragend, den er in den Thurm einmauern wollte. Sogleich erblickte er das Kreuz, ſtieß eine laute Verwünſchung aus, und ſchleuderte den Felsblock mit aller Macht von ſich, damit er auf das Gebäude fiele. Aber dem war nicht ſo: der Stein nahm, von einer unſichtbaren Hand getragen, eine andre Richtung, rollte über den Boden weg, und blieb erſt bei dem jetzigen Oertchen Dieffenbach liegen, wo man ihn noch unter dem Namen des Teufelsteins dem Fremden zeigt. Auf der Burg zu Ahr ließ ſich von jenem Tage an der Diener nicht mehr blicken.

Das Kloſter zu Steinfeld wurde bald vollendet und Sibodo ſchenkte dem Kölner Erzſtift einen großen Theil ſeiner Güter, um die Nonnen des Benediktiner-Ordens, welche es bezogen, reich zu begaben. Im Schleidener Kreiſe des Eifellandes liegen auf einem Hügel die großartigen Gebäude, und überraſchen auch noch in unſern Tagen durch ihren Umfang und ihre ſchöne Anlage, nachdem ſo manche Veränderungen

daſelbſt Statt gefunden haben, ſeitdem die Abtei, berühmt durch viele ausgezeichnete und fromme Geiſtliche, welche in ihr gelebt, aufgehoben und Privat-Eigenthum geworden iſt.

Die Brüder.

Die längſt in Trümmer gefallenen Burgen Sternfels und Liebenſtein, auf ſchroffen Felſen liegend, die nur durch eine Kluft geſchieden ſind, gehörten vor Jahrhunderten dem edeln Geſchlechte der Beyer von Boppart, deſſen Namen man in der Geſchichte des Rheinlandes ſo oft begegnet. Nicht immer indeß hatten die einander ſo nahe gelegenen Bergſchlöſſer die nämlichen oder einander befreundete Beſitzer.

Heinrich Beyer erzog neben ſeinen beiden Söhnen eine verwaiſ'te junge Verwandte, Hildegard Brömſer, aus der berühmten Familie von Rüdesheim. Selbſt wenn ſie weniger Liebreiz, weniger anmuthige Einfachheit zu eigen gehabt hätte, wenn ſie weniger fromm und anſpruchlos geweſen wäre, hätte doch das Zuſammenleben mit ihr, auf der ſtillen Burg, die nur ſelten von Gäſten beſucht zu werden pflegte, allmählig ein

immer feſteres Band um die Herzen der Jünglinge ſchlingen müſſen. Wie viel mehr noch war dies jetzt der Fall, da beide ſich geſtehen mußten, daß Hildegard alle, die ſie auf benachbarten Schlöſſern der Edelleute, oder in den Städtchen im Rheinthal kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, an Schönheit wie an mildem Sinne übertraf.

Ein Fremder würde Heinrich und Conrad kaum für Brüder gehalten haben, ſo unähnlich waren ſie einander in Allem, ausgenommen in ihrer Vorliebe für ritterliche Uebungen und der Begierde nach Thätigkeit. Heinrich, der ältere, war ernſt und verſchloſſen; je weniger er im erſten Moment blendete, deſto feſter zog er die an ſich, welche ſein edles Herz und ſeine Charakterſtärke einmal erkannt hatten. Conrad war lebendiger, feuriger; er ließ ſich leicht vom erſten Eindruck hinreißen, wie er auch auf Andere durch ſein freundliches Entgegenkommen bald günſtigen Eindruck machte. Seine Geſinnungen waren redlich, aber ihnen fehlte Beſtändigkeit.

Die Jahre der Kindheit waren vorüber — Hildegard zur blühenden Jungfrau herangewachſen, die Brüder um einige Jahre älter als ſie. Das vertraute, geſchwiſterliche Verhältniß hatte unter ihnen fortgewährt, ohne daß einer andere Forderungen gemacht, oder auch nur die Natur der Empfindungen ihm klar geworden wäre. Aber ſo konnte es nicht bleiben. Heinrich fühlte immer mehr, wie der Eindruck, den die junge Verwandte in den Kinderſpielen auf ihn gemacht hatte, tiefer und tiefer in ſeinem Herzen wurzelte, und wie ihr Bild

unzertrennlich war von ſeinen Träumen der Zukunft. Ein ruhiger aber ſcharfer Beobachter, konnte er nicht umhin zu erkennen, daß Conrads Blicke jedem Schritt Hildegards folgten, daß er, der Jugendfrohe, alle Geſellſchaft mied, um in ihrer Geſellſchaft zu ſein; daß auch bei der Jungfrau manches Erröthen, mancher von ihr unbeachtet geglaubte Seufzer verkündete, ſie kämpfe mit bisher ungekannten Gefühlen. Heinrich täuſchte ſich nicht; wenn Hildegard mit ſchweſterlicher Zuneigung an ihm hing, wenn ſie in dem ernſten aber ſanften Jünglinge einen Freund ehrte, einen Berather ſuchte, ſo gehörten ſeinem Bruder wärmere Empfindungen, welche ſie ſich ſelber kaum zu geſtehen und deutlich zu machen wagte. Aber ſie konnten jenem nicht entgehn, und ein ſeiner würdiger Entſchluß ſtand in ihm feſt, ſobald er ſich Gewißheit verſchafft zu haben glaubte. Durch Verzichtung auf ſein eigen Glück wollte er das Glück derer begründen helfen, die ihm am nächſten ſtanden. Eine edle und großmüthige Entſagung übend, ehe ſie von ihm gefordert wurde, ſprach er erſt mit Conrad, vermochte dann Hildegard, ihre jungfräuliche Schüchternheit beſiegend, ſich dem Bruderherzen zu eröffnen. Nicht ſchwer war es ſodann, durch des Vaters Einwilligung die Seligkeit des liebenden Paares zu begründen. Familienverhältniſſe veranlaßten indeß, die Verbindung noch auf einige Zeit hinauszuſchieben.

Heinrich hatte nun einen ſchweren Sieg über ſich ſelbſt errungen: aber wenn er auch innerliche Befriedigung empfand, ſo konnte er doch keinen Troſt finden, und er mußte ſich ſelbſt geſtehn, daß für jetzt der fort-

geſetzte Aufenthalt auf der väterlichen Burg die Wunde ſeines Herzens immer tiefer machte, und daß die mühſam errungene Reſignation am Ende weichen mußte vor dem Drang ſeiner nicht beruhigten Gefühle. Daher hielt er es für das Beſte, ſich zu entfernen, und in der Ferne im thätigen Leben Linderung zu ſuchen; willkommen war ihm der Aufruf, der an die Ritter der chriſtlichen Welt erging, ſich unter das Banner des Kreuzes zu ſtellen, und bald ſah man ihn, nach wehmüthigem Abſchiede, den ſteilen Burgpfad hinabziehn und mit wenigen Begleitern ſich auf den Weg nach Frankfurt begeben, wohin die Gottesſtreiter beſchieden worden waren.

So vergingen mehre Monde — nur Tage ſchienen ſie dem glücklichen Paare. Die Zeit der Vermählung ſollte nun endlich beſtimmt werden, als aus dem fernen Morgenlande Kunde von Heinrich und ſeinen ritterlichen Thaten anlangte. Da blitzte in des leicht erregten Conrads Seele ein Gedanke auf: der Gedanke, daß es ihm nicht zieme, daheim zu bleiben und die Jahre ſeiner Jugend in ruhmloſer Unthätigkeit zuzubringen, während die edeln Söhne der nachbarlichen Burgen, während ſein eigener Bruder im frommen Kampfe Lorbeeren errangen. Der liebenden Hildegard konnte es nicht entgehen, daß ein Geheimniß auf ihm laſte; nachdem er endlich klar gemacht, was ihn drückte und bewegte, vermochten nicht die Thränen der Braut, nicht die ernſten Vorſtellungen des kopfſchüttelnden Vaters, der ihm vorhielt, wie verſchieden im gegenwärtigen Augenblick ſeine Pflichten von denen ſeines Bruders ſeien, ſeinen Entſchluß zu ändern. Nur noch wenige Male war die

Sonne aufgeſtiegen, und ſchon ſah ſie Conrad auf derſelben Straße, welche vor ihm Heinrich gezogen war.

Nur ſeltene und unzuverläſſige Nachrichten trafen von den Brüdern ein. Der alte Ritter ſtarb, und doppelt einſam fühlte Hildegard ſich auf Liebenſtein. Sie blickte nicht freudig mehr in die Zukunft. War auch ihr Vertrauen zu der Liebe ihres Verlobten nicht wankend geworden, ließ ſie auch ſeiner Begierde, nicht ruhmlos zu erſcheinen unter Ruhmgekrönten, Gerechtigkeit widerfahren, ſo ſah ſie ſich doch von ihm durch Berge und Meere getrennt, und nicht abzuſehen war die Zeit ihrer Wiedervereinigung. So konnte ſie ſich trüber Gedanken und Ahnungen oft nicht erwehren. Eines Tages ſaß ſie auch wieder, ihrer Gewohnheit nach, an einem Fenſter der Burg, welches eine weite Ausſicht über den tief unten ſtrömenden Rhein und die felſigen Ufer gewährte, als ſie ſah, wie eine kleine Schaar von Bewaffneten den Weg zum Liebenſtein herauf ritt und ein ihr wohlbekanntes Banner, das der Beyer, wehen ließ. Es iſt Conrad! war ihr erſter Gedanke — nach wenigen Augenblicken trat ein Ritter in das Gemach, und Heinrich ſchloß ſie, die unter Thränen lächelte beim unverhofften Wiederſehn, in ſeine Arme.

Ungenügend war die Kunde, die er ihr von ihrem Verlobten brachte, und hätte ein Verdacht in Hildegards argloſer Seele aufſteigen können, ſie hätte bemerken müſſen, daß eine gewiſſe Verlegenheit ihn hinderte, ſich frei über den Bruder auszuſprechen. Nur ſo viel vernahm ſie, daß Conrad nur kurze Zeit in Paläſtina geweilt und

bald zurückgekehrt ſei in die griechiſche Kaiſerſtadt. Weiter vermochte der Bruder nichts über ihn zu berichten.

Als Geſchwiſter, wie in vorigen Tagen, lebten Heinrich und Hildegard nun wieder auf dem einſamen Liebenſtein, welches erſterm als Erbe zugefallen war, während Sternfels dem Jüngern gehören ſollte. Nie ſtieg der Gedanke, die Jungfrau für ſich zu gewinnen, in der Bruſt des Ritters auf: er ſah in ihr nur die Braut des Bruders, er betrachtete ſich nur als ihren Beſchützer und Freund. Sein eigenes Glück hatte er längſt zu Grabe getragen: das Immergrün der Seelenruhe, welche die Reſignation edler Gemüther gewinnt, war daraus hervorgeblüht. Es waren nicht mehr die glücklichen frohen Tage der in Hoffnung und Träumen ſchwelgenden Jugend: es war die ſtille Heiterkeit, welche den Stürmen folgt. Tage folgten Tagen, und keine Kunde kam von Conrad. Aengſtliche Beſorgniß hatte ſchon lange Hildegards Frieden getrübt: tief empfundenes, aber ſtandhaft getragenes Leid ſchien auf ihr zu laſten. Ihr Zuſtand konnte der beſorgten Theilnahme des brüderlichen Freundes nicht entgehn, obſchon keine Klage über ihre Lippen kam.

Da traf endlich Nachricht vom fernweilenden Ritter ein — aber welche! Er ſei auf der Heimreiſe, hieß es, aber nicht allein: eine Gattin, griechiſchem Blute entſproſſen, begleite ihn nebſt prangendem Gefolge. Heinrich ſah ſchmerzvoll ſeine ſchlimmſten Ahnungen erfüllt, welche die bisweilen zu ihm gelangte geheime Kunde von Conrads leichtfertigem Treiben unter dem ſittenverderbten Volk der Griechen, mitten unter den berauſchen-

den Genüſſen der noch immer mächtigen und reichen Kaiſerſtadt in ihm erweckt hatten. Hildegard war die letzte, zu deren Ohr das Gerücht gelangte; ſie war die einzige, die ſich noch beſtrebte, nicht daran zu glauben. Aber ihre freiwillige Täuſchung ſollte nicht lange mehr währen. An einem milden Sommer=Abende luſtwandelte ſie einſam im Gärtchen, das mühſam auf dem nackten Felſen, durch Schutzmauern geſtützt, gebildet war, als lauter Jubel erklang und ein fröhlicher Troß die Höhe von Sternfels hinanzog. Ihr Blut erſtarrte; um nicht zu ſinken, mußte ſie ſich niederſetzen auf ein nahes Mauerſtück. Doch vermochte ſie den Blick nicht abzuwenden von dem, was ſie ſo mit banger Ahnung und Schrecken erfüllte. Die Entfernung des Pfades zur nahen Burg war ſo gering, daß ſie die Perſonen deutlich unterſcheiden konnte, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Da ſah ſie Conrad, und neben ihm eine weibliche Geſtalt, mit ſchwarzem Haar und brennendem Auge, das jenem freundlich entgegenlächelte. Einige Zeit darauf fand der Bruder, welcher vom Fenſter ſeines Gemaches aus Zeuge der Heimkehr des Herrn von Sternfels geweſen war, und welcher Hildegard zu ſuchen gegangen, ſie auf derſelben Stelle. Ohne einen Laut folgte ſie ihm in die Burg.

Als er am folgenden Morgen die Jungfrau wiederſah, war eine ſolche Veränderung mit ihr vorgegangen, daß er ſie kaum erkannte. Auf ſein eigenes Lebensglück hatte Heinrich großmüthig verzichtet, um das der Geliebten und des Bruders zu begründen, aber der lebhafteſte Schmerz und gerechte Entrüſtung ergriffen ihn,

als er die heiligſten Gefühle von ihm mit Füßen getreten ſah. Die Zeit war rauh und wild: eine Herausforderung zum Zweikampfe mit dem beleidigten Bruder flog nach Sternfels. Bei dieſer ernſten Mahnung mochte der Leichtſinnige wohl aufgeſchreckt werden aus dem Sinnentaumel und ſein Unrecht erkennen, aber Stolz und die Furcht, unmännlich zu erſcheinen vor ſeiner ſchönen Gemahlin, bewogen ihn ſich zu ſtellen. Am Fuße der Felſen, in der Nähe des Kloſters Bornhofen, trafen die Brüder auf einander mit wenigen vertrauten Begleitern. Finſterer Ernſt ſprach aus des Aeltern Zügen; Conrad wagte kaum ſeinem Blick zu begegnen und machte ſich mit den Seinigen zu ſchaffen, bis alles zum Kampfe geordnet war: ſein beſſeres Gefühl war noch nicht untergegangen, wenn auch unterdrückt durch raſche Leidenſchaftlichkeit. Endlich ſtanden die, welche bei ihrem letzten Zuſammenſein mit Thränen einer an des andern Bruſt lagen, einander gegenüber und gekreuzt waren ihre Schwerter, als eine weißverſchleierte Geſtalt ſich zwiſchen die Feindlichen warf. Heinrich, ſprach Hildegard, nachdem ſie ſich in etwa geſammelt und mühſam Herrin ihrer Empfindungen geworden, willſt du um meinetwegen zum Brudermörder werden? Conrad — und ihre Stimme zitterte — iſt das Dein Willkommen nach der langen Entfernung? Ihr Raſchen, bedenkt ihr die Folgen Eures Beginnens? Leget die Waffen nieder, ſchwöret mir, Ruhe zu halten und Frieden, jetzt wie künftig, wenn ich Euch ferne ſein werde. Mein Entſchluß ſteht feſt: morgen nimmt mich das Kloſter auf. Bewahret das Andenken einer Jugendfreundin, die nun

nicht mehr der Welt angehört. Verſöhnet euch — und dies ſei das letzte Werk, was ich hier vollbracht.

Die Schwerter der Streitenden hatten ſich bei ihrem erſten Worte geſenkt; Conrad, von tauſend Erinnerungen ergriffen und beſtürmt bei dem Anblick, bei der Stimme, die ſein Ohr traf, wagte das Auge nicht emporzuſchlagen. Stumm legte er ſeine Hand in die dargebotene Rechte ſeines Bruders, dem jede Bitte Hildegard's ein Befehl war, wie viel mehr ihre ernſten, feierlichen Worte. Aber kein freundliches Wort begleitete das Zeichen der Verſöhnung der Brüder.

Am folgenden Tage ſchon ſetzte die Jungfrau ins Werk, was ſie beſchloſſen. Ueber den Rhein geleitete ſie der brüderliche, geprüfte Freund; unter Thränen nahm ſie Abſchied von ihm auf immer. Im Kloſter Marienberg bei Boppard entſagte ſie der Welt, die ihr kein Glück zu bieten vermochte.

Tiefe Stille herrſchte auf Liebenſtein; lautes Leben auf Sternfels, wo die ſchöne Griechin nach Luſt und Willkür ſchaltete und die ganze frohe Ritterſchaft der Umgebungen in Saus und Braus um ſich verſammelte. Aber aus Conrads Seele war die Ruhe gewichen, und je weniger er bei ſeiner Gattin Antheil und entgegenkommendes Vertrauen fand, um ſo mehr empfand er, wie ſehr er ſich durch ſeine Leidenſchaft und Unbeſtändigkeit hatte verlocken laſſen vom Pfade der Pflicht. Er verſank allmählig in düſtere Träumereien und ſo konnte es nicht fehlen, daß diejenige, an die er ſein Geſchick gekettet, leicht erregbar wie der ſüdliche Karakter iſt, in der Geſellſchaft Anderer ſich mehr gefiel

als in der ſeinigen. Wenn er auch nicht an ihre Schuld glaubte, mußte er doch die Veränderung bemerken. Mit dem Bruder war er in keinen Verkehr getreten; nie hatte ſich dieſer blicken laſſen auf Sternfels, wo bei ausgelaſſenen Gelagen nicht ſelten geſpottet wurde über den mönchiſchen Burgherrn.

So war etwa ein Jahr vorübergegangen, als eines Morgens Conrad unerwartet in das Gemach trat, wo Heinrich ſaß. Der einſt ſo lebensfrohe und freudige war bleich und voll trüben Ernſtes. Ohne ein Wort zu reden, ergriff er die Hand des Bruder's, dann, nachdem er ſich niedergeſetzt, berichtete er ihm das Vorgefallene. Die Griechin war in der Nacht mit einem jungen Ritter entflohn. Ihre Liebeshändel waren nur für den Gatten ein Geheimniß geweſen.

Heinrich hatte kein Wort des Vorwurfs für den ſchon hart Geſtraften. Er drückte ihn an ſeine Bruſt, er ging willig auf ſeine Bitte ein, ihm auf Liebenſtein eine Stätte zu gewähren. Sternfels war und blieb verödet; nimmermehr kehrte der Beſitzer in die leeren Hallen zurück. Auf der nachbarlichen Burg lebten in Eintracht und ſtiller Zurückgezogenheit die Brüder.

Sanct Goar.

Auf den reichbeſetzten Tafeln des berühmten Gaſtronomen Lucullus hat der Rheinlachs gewiß nicht gefehlt. Wenn, woran nicht zu zweifeln iſt, Lucca damals ſchon ſo koſtbares Oel lieferte wie heutzutage, und Modena ſo vortrefflichen Eſſig, ſo mußte dieſer Fiſch im heißen Clima der römiſchen Campagna ein unerſetzbares Labſal ſein, und da es damals ein Leichtes war, in einer Woche von Babylon nach Conſtantinopel mit Poſtpferden zu gelangen, ſo kannte jener fantaſiereiche und elegante Praſſer ohne Zweifel ein Mittel, den Salm lebend in ſeine Küche zu ſchaffen. Da machte er denn wohl ebenſo großes Glück wie Aeneas von Butter auf der Torte der Königin Dido.

Es iſt ein betriebſames, aber im Allgemeinen armes Völkchen, welches ſich mit dem Salmfang beſchäftigt, von den ſteilen Felſenwänden umringt, zwiſchen denen

der Strom hindurchſchießt, toſend, und wie ungehalten über den engen Raum, der ihm vergönnt iſt. Das Tagewerk, mit dem ſie ſich heute abgeben, verſchaffte ihnen ſchon im ſechſten Jahrhundert nach des Heilands Geburt den Lebensunterhalt, als der fromme Einſiedler Goar ſich bei ihnen niederließ. In Aquitanien von vornehmen Eltern geboren, hatte er früh ſchon ſeinen Beruf erkannt, das Wort Gottes auf Erden zu verbreiten. Durch Gallien ziehend, gelangte er, nach manchen Mühſalen und Entbehrungen, zu den Ufern des Rheines, wo er ein armes, aber fleißiges und gutgeſittetes Volk fand, das ſeiner Lehre ein williges Ohr lieh. Hier beſchloß er zu verweilen: eine niedere Zelle bot ihm Obdach neben den Hütten der Fiſcher, für deren Wohnungen der Raum ſo beengt war, daß ſie zum Theil dicht an die Felſenwand ſich anlehnten. Nicht ſelten nahm er an den Arbeiten der Einwohner Theil, und wenn das Tagewerk vollbracht war, lagerten ſie ſich um ihn mit Weibern und Kindern, und er verkündigte ihnen die Worte und die Thaten des Erlöſers. Eine Menge Leute aus der Umgebung wurde durch den Ruf des gottesfürchtigen Mannes herbeigezogen, und bald entſtand eine kleine Ortſchaft auf dem linken Flußufer, am Fuße der gewaltigen Felſenmaſſe, welche gegenwärtig die durch Brand und Menſchenhand verwüſteten Mauern der einſt ſtarken Veſte Rheinfels trägt. Doch auch der fromme Goar wurde vom böſen Leumund nicht verſchont, und der Biſchof von Trier, der ihm feindlich geſinnt war, betrübte ihn durch Verfolgungen aller Art, bis der fränkiſche König Siegbert

von der Sache vernahm, und den Siedler zu ſich beſchied. Seine Unſchuld und ſein tugendhaftes Leben wurden hier klar erwieſen, und der König wollte ihn, an ſeines Gegners Stelle, auf den biſchöflichen Stuhl ererheben. Aber Goar, in ſeiner Einfalt und Beſcheidenheit, wünſchte nichts ſehnlicher als zu ſeinem frühern ſtillen Wohnort zurückkehren zu können. Dies geſtattete ihm denn auch Siegbert, und von ſeinen alten Freunden und Schülern umgeben, entſchlief er nach ſchweren Prüfungen im Juli des Jahres 575.

Wo Goars Zelle geſtanden, errichtete die Frömmigkeit jener Zeiten ein Kirchlein, das viel beſucht und reich beſchenkt ward, und ſich in ſpäteren Jahrhunderten der beſondern Gunſt der fränkiſchen Könige zu erfreuen hatte. Das reiche Kloſter, welches ſich bei der Kirche erhob, und zu dem viele Pilger aus der Nähe und Ferne zogen, nachdem Goar in die Zahl der Heiligen aufgenommen worden war, übte dagegen willige Gaſtfreundſchaft, und von ſeiner Wein- und Waſſertaufe und ſeinen gefüllten Fäſſern wird noch manche luſtige Geſchichte erzählt. Der Ort, welcher ſich nach dem Siedler nennt, vergrößerte ſich raſch, und wurde zu dem durch Mauern und Thürme beſchützten Städtchen, das ſeine Einwohner gut nährt und von Fremden gerne beſucht wird. Des Heiligen Name lebt auch fort in dem gegenüber liegenden St. Goarshauſen, über welchem die Ruinen eines Schloſſes thronen, das nach ſeinen Erbauern Neu-Katzenellenbogen, beim Volke indeß gewöhnlich die Katze heißt.

Lore-Ley.

(Hierzu das Bild IV., erfunden von A. Rethel, geſtochen von X. Steifenſand.)

Wild brauſt der Rhein zwiſchen Weſel und St. Goar über Klippen und Sandbänke, gleichſam zürnend der ungeheuern Felſen, die hier einander immer näher und näher rücken, ſeinen Lauf zu hemmen ſcheinen, und durch welche er mit ſtürmiſcher Haſt ſeine Bahn bricht. Nicht ohne Grauen wagt ſich ſelbſt der geübteſte Schiffer in dieſe Schlucht des Strombettes, wo ihm am ſchroffen Steine und auf Untiefen des Untergangs Gefahr droht. Naht er ſich dieſer Stelle, ſo faltet er inbrünſtig die Hände zum Gebet, auf daß ihn der Herr der Stürme ſchütze und bewahre. Der Reiſende, den des Dampfſchiffs Kiel in dieſes wüſte Gewirre trägt, in dem plötzlich alle Vegetation aufzuhören ſcheint, ſchaudert unwillkühr-lich zuſammen, beim Anblick der gewaltigen, nackten Felsmaſſen, die ſich wild übereinander, dem Laufe des beflügelten Schiffes entgegenthürmen.

Von einer der grauſigſten ſteilen Wände tönt ſeine Stimme in tauſendfachem Wiederhalle neckend, zurück, denn hoch auf demſelben thront die Nixe Lore, die jetzt zwar ſich nicht mehr in ihrer Alles bezaubern-

IV.

A. Rethel inv. X. Steifensand i. Ddorf sc.

Druck der Schulgen-Bettendorffschen Kupferdruckerei in Bonn.

den Schönheit zeigt, wenn auch der Ton ihrer ſüßlockenden Stimme im Lauf der Zeiten ſchon viele Opfer in die ſchwindelnde Tiefe des Stroms herabzog. Unter dem Schutze des ſteilangehenden Ley bergen ſich jetzt einzelne Fiſcherkähne, die hier im Mondſcheine des Salmenfangs warten und immer reicher Beute froh werden. Erzählen ſie auch noch zuweilen von der wunderſchönen Jungfrau Lore, wie ſie ſich hoch auf dem Ley im Mondſcheine zeige, und durch ihren Wunderſang ſchon manchem lüſternen Jünglinge den Untergang bereitet habe, ſo hat ſie doch noch Niemand geſehen, denn ſchon ſeit langen Jahren iſt ſie in den Rhein gebannt, weil ſie den Geliebten, den ſie ſich erkor, in den Fluten gefunden hat.

Der Pfalzgraf bei Rhein ſah ſeiner Jugend ſchöne Zeit wieder neu aufblühen in ſeinem einzigen Sohne, einem der kräftigſten und ſtattlichſten unter den Jünglingen des Rheingau's. Ihn hatte die Nixe geſehen, als er an einem lauen Sommer-Abende, unter Anleitung ſeines Waffenmeiſters, Walter, unterhalb des Felſens, der einen Vorſprung bildet, badete, und mit kräftigem Arm die im lichten Scheine des Mondes tauſendfältig ſchillernden Fluten durchſchnitt. Schon wollte ſie ihren Zauberſang anſtimmen, und ſich dem in den Fluten ſpielenden Jünglinge in ihrer blendenden Schönheit zeigen; doch rührte Mitleid ihr Herz, wenn ſie den liebreizenden Mann auch gern ganz ihr eigen genannt hätte.

Lange Zeit hörte man Nichts mehr von der Waſſerjungfrau. Ohne Gefahr zeigten ſich der Fiſcher

Kähne, ſelbſt unter dem Felſen, wo ihre Netze immer den reichſten Fang thaten, und die Nixe mit allen Fahrniſſen waren vergeſſen, des Pfalzgrafen Sohn aber ſchien in Allem, was er unternahm, das Glück zu verfolgen. Die unbändigſten Roſſe, die Niemand zwingen konnte, folgten wie die Lämmer ſeiner Fauſt, und trugen ihn über Steinklüfte, wohin auch der kühnſte Reiter ſich nicht wagte. Seine Bolzen erreichten den Steinadler in den höchſten Lüften, die Falken die er abrichtete, waren die gewandteſten, raſcheſten und treueſten. Keines Wildes Fährte entging ſeinen Hunden, und wenn er in der Gegend des Felſens, auf dem die Nixe ihren Wohnſitz aufgeſchlagen, jagte, lohnte ihm immer die reichſte Beute die Mühen des Waidwerks. Wenn er oft ſtundenlang in den Felſenſchlünden des Ley, wohin man über Dörrſcheid gelangt, ohne Beute umhergeſtrichen, lockten ihn plötzlich gar wunderliebliche Töne, und dieſen folgend, ſtieß er gewöhnlich auf irgend ein Wild, das nie ſeinem Wurfgeſchoß oder ſeiner Armbruſt entging.

War er ganz erſchöpft von der Jagd, ſo ſprudelte plötzlich zu ſeinen Füßen, wo er es gar nicht erwartete, ein heller Quell, deſſen Waſſer ihn gar wunderſam ſtärkte, oder ein reiches Erdbeerenbeet duftete ihm lieblich entgegen, wo ſonſt nur dürres Haidekraut ſpärlich fortgewuchert. Nicht ſelten bot ihm auch, wenn er ganz erhitzt und ermattet, eine anmuthige Felſengrotte, wo er ſie früher nie bemerkt, Kühlung und ein weiches Lager zum Ausruhen, und immer glaubte er dann ein gar ſüßes Singen und Klingen zu hören, welches ihn in den ſanfteſten Schlaf lullte.

Als der Junker eines Tages ſehr emſig des Waid- werks gepflogen und ſich erſt am ſpäten Abend zur Heimkehr anſchickte, ging er auf der ſonſt ihm ganz vertrauten Bahn irre. Wie er auch auf dem Felſen umher kletterte, um zu des Stromes Ufern zu gelangen, er ſchien ſich immer weiter davon zu entfernen. Bald glaubte er das Brauſen und Sauſen der Wogen zu hören, bald klang es wie fernes Saitenſpiel in ſein Ohr. Die Töne ſeines Hüfthorns, mit dem er ſeinen Jagd-Geſellen rief, hallten wie neckender Hohn von dem Felſen wieder. Mit Mühe kletterte er eine Wand empor, um ſich eine Ausſicht auf den Strom zu ver- ſchaffen; auf der Felſenkuppe angekommen, ſtand er auf einmal geblendet, denn wie glühender Frührothſchein ſtrahlte es in ſein Auge, und was ſah er, als ſich der Blick einigermaßen an die Helle gewöhnt — eine Jung- frau ſo liebreizend und hold, wie ſein Auge noch nie etwas Irdiſches geſehen. Dem Mondhimmel gleich, an dem die Sterne milde funkeln, umwob ein lichter Schleier ihr Antlitz, aus dem ein Paradies voll Seligkeiten zu ihm hinüberlächelte. Schon wollte er auf die ſchöne Jungfrau zuſchreiten, als der Gedanke an die Nixe Lore durch ſeine Seele fuhr und er, ſich andächtig be- kreuzend, zurückſchreckte. Die Helle war plötzlich ver- ſchwunden, und wie aus einem verwirrenden Traume erwachend, fand er ſich auf dem rechten Wege wieder, der hinab zur Straße führte.

Seit dieſem Abentheuer konnte ſich der Junker des Gedankens an die holde Jungfrau nicht mehr er- wehren. Wachend und träumend lebte das zauberiſche

Bild in ſeiner Seele, und ſo oft er konnte, beſuchte er die Stelle, um der ſchönen Geſtalt nur noch einmal anſichtig zu werden. Aber umſonſt. Der wonnige Anblick, das Ziel ſeiner Sehnſucht, wurde ihm nicht mehr zu Theil. Zwar klang noch zuweilen der oft vernommene Sang in ſein Ohr, und wenn er ihm lauſchend folgte, führte er ihn nur auf die Spur eines Wildes, deſſen Fährte er aber nicht mehr verfolgte, denn er dachte nur der liebreizenden Jungfrau, die ſeine Seele gefeſſelt hielt.

Sein treuer Waffenmeiſter Walter ward auch der Vertraute ſeines Sehnens und kopfſchüttelnd mahnte der Alte den Jüngling an die Gefahren, die ihm drohten, wenn er dem Trugbilde traute, und unerſchöpflich war der Alte an Mähren von Jünglingen und Männern, welche der Nixe Lore Liebreiz und Lied ſchon ins Verderben gelockt. Aus des Junkers Seele war aber das Zauber=Bild nicht zu bannen, und ſein ganzes Sinnen ging nur dahin, ſie noch einmal in ihrer Schönheit zu ſehen.

Freudig vernahm es der alte Walter, daß ſein Zögling bald an des Kaiſers Hof ziehen ſollte, um ſich hier den goldenen Sporn zu verdienen. Wie froh der Junker auch ſonſt dieſem Augenblick entgegengeſehen, der alle ſeine Jugend=Wünſche krönen ſollte, gern hätte er ihn jetzt noch fern gewünſcht; der Tag des Scheidens war aber ſchon beſtimmt, und voller Freude theilte ihm Walter die ihm ſo erwünſchte Kunde mit, denn er ſollte ſeinen Zögling an des Kaiſers Hof begleiten, und war ſchon entzückt in dem Gedanken an das Lob und die Ehre,

die ſein junger Herr vor den übrigen Hofjunkern einärndten würde. Je näher der Abſchied kam, um ſo beklommener wurde des Jünglings Herz, denn er ſollte ſcheiden, ohne die Holde noch einmal geſehen zu haben.

Fleißiger denn je übte er jetzt in den letzten Tagen das Waidwerk, aber auf ſeiner Wünſche, ſeiner Sehnſucht Ziel, harrte er vergebens. Walter ſah mit innerm Schmerz des Jünglings Kummer, deſſen Urſache ihm allein bekannt war, und den er trotz aller Bemühungen nicht zu verſcheuchen im Stande war. Als der Junker ihn daher am Abende vor ihrer Abreiſe bat, noch einmal mit ihm hinaus zum Rheine zu ziehen, um ihr Glück im Fiſchfange zu verſuchen, konnte er die Bitte nicht abſchlagen, obwohl es ihm im Innerſten grauſte vor dem Gedanken an die Nixe.

Es war ein milder Mai-Abend, die Erde lag im friſchen Brautſchmuck, wie ſehnſuchtsvoll den Bräutigam erwartend; wie Seufzer der Liebe ſtrichen die Weſte über des Rheines Spiegel. — Alles hauchte rings Anmuth und Wonne; des Himmels Pracht ſchien zu verſchmelzen mit dem lebendigen Schmucke, den der Frühling über Berg und Thal gebreitet. Selbſt die ſtummen Bewohner der Tiefe vergaßen im Wonnengefühl der Natur die Gefahren des ihrer harrenden Netzes, und die reichſte Beute ward unſern Fiſchern. Der Junker lenkte den Kahn nahe am Ufer hin, doch immer näher dem gefährlichen Felſen zuſteuernd, ohne daß Walter, des glücklichen Fangs ſich freuend, es zu bemerken ſchien. Als endlich der Mond in ſeiner ganzen Pracht hinter dem Ley emportauchte und ſein freundliches Licht

auf den Höhen und in den murmelnden Wellen zitterte, ſo daß die Fiſche in wohliger Luſt aufſprangen, da gewahrte Walter, wo ſie ſich befanden und mit den Worten: „Junker, ſeht ihr dort den Ley" entſank das eben zum Wurfe ausgebreitete Netz ſeinen Händen. „O laßt uns ans Ufer hinſteuern, bat Walter; der Junker ſchien aber kein Ohr zu haben, ſein Blick war feſt auf die Felſenplatte gerichtet, über welche der Mond ſein ganzes Lichtmeer ausgoß. Horch! es rauſchten und murmelten die Wellen wie zum Gruße, und hoch auf der Platte erſchien in vollem Zauberreize die Jungfrau, welche der Junker ſchon einmal geſehen. Die ganze Natur ſchien ſich rings in himmliſchen Wohllaut aufzulöſen, als die Nixe ihren Geſang anſtimmte und die Arme ausbreitete, als wolle ſie den Gegenſtand ihrer Liebe brünſtig umfangen. Dem Jüngling entſank das Steuer, ſein Auge ſah nur ſie, Walter's Odem ſtockte, kein Wort, keine Silbe kam über ſeine Lippen. Immer näher der Klippe glitt der Kahn, dem brauſenden Gewirre der Waſſer zu, die ſich wildſtürmend an dem Ley brachen und, auf einmal ſich hoch anthürmend, den Kahn und ſeine Führer verſchlangen, welche von dem ſüßen Zauberton befangen, in den reizenden Anblick verloren, die Gefahr nicht ahnten.

Eine mächtige Woge trug Waltern an das jenſeitige Ufer, und als das Bewußtſein ihm wiederkehrte, wähnte er aus einem Traume zu erwachen. Laut rief er des Junkers Namen, der von den Bergen wieder zu ihm herüberklang, aber vergebens harrte er einer Antwort. Was ihm ſchreckender Traum geſchienen,

war alſo ſchmerzliche Gewißheit. Thränen traten in des Alten Augen, er mußte der Trauerbote ſeyn, welcher dem unglücklichen Vater den Tod des geliebten Sohnes verkünden ſollte. Hätten ihn doch lieber die Wellen auch verſchlungen, — dies war ſein einziger Wunſch. Aber männlich gefaßt trat er vor den alten Pfalzgrafen, und brachte ihm die Kunde des Vorfalls. Des Vaters Schmerz hatte keine Worte, keine Thränen. Nach einigen Augenblicken fuhr er auf: „Wer mir die gottverfluchte Fee todt oder lebendig bringt, ihn will ich königlich belohnen.“

„Laßt mir Herr, den Troſt“ ſprach Walter „dieſes Wagniß zu beſtehen; mag mich denn auch der Tod in den Wellen finden.“

Der Pfalzgraf winkte, ihn allein zu laſſen.

Als am andern Abend der Mond aufſtieg, zogen des Pfalzgrafen Reiſige aus, Walter an ihrer Spitze, um die Nixe zu fahen. Das ganze Ley wurde umſtellt, und Walter mit den Beherzteſten hatten ſich auf der Kuppe des Ley ſelbſt gelagert. Als der Mond nun hoch über dem Felſen ſtand, erſchien auch die Waſſerjungfrau wieder, lieblich wie die Mainacht.—

Mir nach, rief Walter, in Gottes Namen, und die Zauberin kann Euch nichts anhaben. Die jüngern Kriegsknechte waren aber bei dem Anblicke der Jungfrau ganz verwirrt. „Wen ſuchet ihr?“ fragte die Nixe.

„Dich, böſe Hexe“ fuhr ſie Walter an, und ſich mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnend, ſchritt er mit den Worten: „Wo iſt der Junker?“ auf ſie zu.

Die Nixe deutete auf den Strom, deſſen Waſſer, wie vom Sturme gepeitſcht, am Felſen emporgiſchte.

Wetterwolken verhüllten Mond und Sterne, nur ſie ſtand hellleuchtend in dunkler Nacht, wie ein erhabenes Sternbild. Ungeſtüm brauſte der Wind über die Felſen, aus tiefſtem Grunde die Wellen aufwühlend.

Auch Walter ſchreckte zurück.

Ihren ſchimmernden Halsſchmuck warf die Nixe in die Flut, die ſich alſobald beſänftigte. Wie ein rieſiger Perlenkranz ſchwammen die einzelnen Perlen auf dem ruhigen Spiegel. Die Jungfrau breitete ihren Schleier in die Luft aus, reich blitzend wie Sternenſchein, und mit anmuthiger Stimme ſang ſie ihre Weiſe, in der ſie die Gewäſſer beſchwor.

Alſobald rauſchten aus der Mitte des Perlenkranzes zwei ungeheuere Wogenberge empor, ſie warf ihren Schleier von ſich und trat ſingend auf die Fluthen, die ſie ſanft in die Tiefe hinabtrugen. — Langſam ſenkte ſich der Schleier ihr nach und ergoß noch lange ein mildes Licht über den ganzen Strom, bis auch dies verſchwunden.

Walter glaubte in den Wogen das Antlitz des Junkers geſehen zu haben, er glaubte bemerkt zu haben, wie er die hinabſinkende Nixe Lore umfing, und mit ihr in den Wellen des Stromes verſchwand.

Kein ſterblich Auge hat ſeit dieſem Augenblicke die Nixe Lore mehr geſehen, aber noch naht kein Schiffer dem Felſen, den ſie bewohnt, ohne Furcht und Graus.

Die ſieben Jungfrauen.

Bei dem Städtchen Oberweſel liegen auf einem Hügel die Ruinen von Schönberg, auch Schomberg genannt. Das Schloß gehörte einſt der berühmten Familie, deren Namen jetzt mit dem der Grafen von Degenfeld verbunden iſt, während im Neckarlande, bei Eppingen, ein zweites Schomberg, in unſern Tagen entſtanden, von einer Anhöhe auf das grüne Land herabſchaut.

Es ging einmal luſtig zu auf Schönberg. Sieben ſchöne adlige Fräulein, die Töchter des Grafen Ludwig von Arnſtein, waren zum Beſuche angelangt, wie ſie denn oft auf den Rheinburgen in dieſer Gegend zu verweilen pflegten. Bald ſchaarten ſich vornehme Jünglinge in Menge um ſie herum — denn die Schweſtern waren ſchön, liebenswürdig und reich. Aber ſo freundlich ſie auch gegen Alle thaten, ſo konnte doch keiner der anweſenden Ritter ſich einer beſondern Gunſtbezeu-

gung rühmen; ja, jede ernſtere Bewerbung und Aufmerkſamkeit wurde mit einem gewiſſen Kaltſinn aufgenommen, welcher auch dem Kühnſten wenig Muth machte. Ob es den Schönen damit Ernſt war, oder ob ſie nur die Geſinnungen der Ritter ergründen wollten, wußte Niemand, gegen Adel und Familie der Freier konnten ſie nichts einzuwenden haben, denn unter ihnen befanden ſich Jünglinge aus den erſten Geſchlechtern des Rheinlandes und des fernen Ungarns, und der Wettſtreit, in dem ſie hier gleichſam auftraten, ſpornte ſie an, ihre Talente der Unterhaltung wie ihre ritterliche Gewandtheit in vollſtem Glanze zu zeigen.

Es konnte alſo nicht fehlen, daß das Leben auf der Burg und im nahen Städtchen Weſel viele Annehmlichkeit und Vergnügen darbot. Da wurde geritten, da wurde gefochten, da vernahm man Lautenſpiel und Geſang, und heitere Erzählungen. Jeder that ſein Möglichſtes, eine gute Meinung von ſich zu erwecken. Mancher, der ſonſt eben nicht geſprächig geweſen, wurde in kurzer Zeit beredt, ohne die ſtrenge Schule eines Demoſthenes durchmachen zu müſſen. Der Eine fühlte, daß ſein Arm von Tage zu Tage erſtarkte, der Andere, daß Auge und Hand ihm immer ſicherer wurden. Es ließ ſich nicht leugnen, die liebenswürdigen Gräſinnen waren gute Genien, ſo oft auch dieſer oder jener, der ſich in ſeiner Hoffnung, Eindruck auf das Herz einer derſelben zu machen, getäuſcht ſah, das Gegentheil glauben und behaupten mochte.

Als an einem Abend eine Menge Geſchichten vorgetragen worden, wie oft zu geſchehn pflegte, und dabei

die Reihe auch an die theils heiteren, theils ſchreckhaften Sagen gekommen war, die ſich an den Namen und die Entſtehung faſt jeden Schloſſes, jeden Oertchens am Rheine knüpfen, frug auf einmal der Graf von Naſſau, welcher in ſeinen Bemühungen zu gefallen gerade an dieſem Tage ſehr geringen Erfolg gehabt zu haben wähnte: Habt ihr denn ſchon die Geſchichte von den ſieben Jungfrauen gehört?

Freilich wohl, ſagten die Einen; Nein, die Andern. Erzählt ſie uns, wenn's Euch gefällig iſt, fiel die Mehrzahl ein. Nun wohl, fuhr der Naſſauer fort, ich bin gerne bereit dazu, wenn nicht irgend ein beſſerer Erzähler ſich findet — wollt Ihr nicht, Graf Iſenburg? — Nicht doch, wie ſollte ich die Mähren aus Eurer Großmutter Tagen kennen! erwiederte der Gefragte, welcher den ganzen Tag nicht von der Seite der blonden Bertha gewichen war, und mehr Luſt hatte, ſich im Anſchauen ihrer ſchelmiſchen Augen als im Berichten alter Kunden zu vertiefen. — So ſei es denn, nahm der erſtere wieder das Wort: im Voraus muß ich aber verſichern, daß jedes Wörtchen Wahrheit iſt, was ihr vernehmen werdet.

Auf der Burg, wo wir uns gegenwärtig befinden, lebten vor vielen Jahren ſieben wunderſchöne Schweſtern. Eine Schilderung ihrer Reize und Vorzüge will ich nicht unternehmen, ob ich gleich nie treffendere Vorbilder dazu finden könnte, als in dieſem Augenblick. Aber ſo ſchön ſie waren, ſo Felſenhart waren ihre Herzen. Sie ſchienen nicht zu wiſſen, was Liebe heißt; Jagd und Spiele waren ihre Vergnügungen; erklangen

ihre Zithern, ſo war es nur von ritterlichen Thaten oder von den Geſchichten alter Frauenkraft und Hoheit. Vergebens, daß die ganze junge Ritterſchaft des Landes wetteiferte, ſie zu gewinnen: Schönheit, Tapferkeit, Jugend, Kenntniſſe — alles war für ſie wie nicht vorhanden. Sie achteten auf nichts, oder ſie ließen ihrer muthwilligen Laune auf Koſten der Freier ungeſtörten Lauf; ſie ſchienen heute gerührt, um morgen mit doppelter Härte und Grauſamkeit zurückzuſtoßen. So geſchah es denn, daß gar mancher ſich verletzt und zürnend wegwandte und die Schlimmen auf ewig zu fliehn beſchloß — aber ſeine Stelle blieb nicht lange leer; bald war ein Andrer da, um dieſelben Erfahrungen zu machen, und mit blutendem Herzen das böſe Geſchick zu verwünſchen, das ihn, Ruf und Warnung zum Trotz, in den gefährlichen Kreis geführt hatte. Als nun aber endlich die Herren die Geduld verloren und die Schweſtern anlagen, ſie möchten ſich erklären: ſo ſchienen dieſe ſich zu beſinnen, und bald wurde den Harrenden die Antwort ertheilt, ſie würden eine beſtimmte Auskunft erhalten, wenn ſie ſich am folgenden Morgen im großen Saale einfinden wollten. Die, welche ſich für am meiſten begünſtigt hielten, konnten kaum die Nacht erwarten, und am andern Tage waren Alle im ſchönſten Putze, und goldene Ketten, glänzende Waffen, prächtige Reiherfedern, kurz alles was ins Auge fiel, wurde hervorgenommen und angelegt. Die Thüren des Saales wurden endlich geöffnet, die Ritter traten ein, und es war luſtig anzuſehn, wie ſie ſich Alle in die maleriſchſten Stellungen zu bringen ſuchten, um die Blicke auf

ſich zu ziehn. Es währte ſo eine Weile — die Erſehnten erſchienen immer noch nicht — und ſchon begannen der Eine und Andere unruhig zu werden, als auf einmal lautes Gelächter von den Fenſtern des Saales erſcholl. Alle ſtürzten hinzu — in demſelben Augenblicke ſtieß ein Kahn vom Ufer, und in ihm ſaßen die ſieben Schönen, welche ſich ſpöttiſch gegen die Freier verneigten und ihnen ein Lebewohl zuriefen.

Was für Geſichter die Gefoppten ſchnitten, und wie ſie laut und heimlich die Spröden verwünſchten, will ich gar nicht beſchreiben. Aber dabei blieb es nicht — ſie wurden gerächt, ehe ſie es vermutheten. Während noch Alle hinausblickten, ereignete ſich plötzlich eine ſchreckliche Szene: der Kahn ſtieß unverſehens auf einen Felſen und ſank. Wehegeſchrei trat einen Augenblick lang an die Stelle der freudigen Töne — weiße Gewänder ſchwammen noch einige Sekunden auf der Oberfläche — dann war Alles verſchwunden. Bleiches Entſetzen im Geſicht, blickten die Zurückgebliebenen einander an, und ein: Herr Jeſus Chriſt! bebte auf mancher Lippe. Von dieſer Zeit an bemerkten die Schiffer bei niedrigem Waſſerſtande auf dem Fleck, wo dieſer Vorfall ſich zutrug, ſieben Felſenſpitzen, an denen die Welle ſich brach. Sorgfältig mieden ſie die Klippen, welche ſie die ſieben Jungfrauen nannten, aber noch macher Nachen ſoll dort den Untergang gefunden haben, wenn die Fluth hoch ging und der Schiffer des Weges nicht durchaus kundig war.

Hiermit endigte der Graf von Naſſau ſeine Geſchichte. Wir wiſſen nicht, welchen Eindruck ſie auf

ſeine ſchönen Zuhörerinnen machte, aber wir haben in Chroniken geleſen, daß die reizenden Gräfinnen von Arnſtein in der Blüthe ihrer Jahre glänzende Ehebündniſſe eingingen. Pfalzgräfin von Tübingen wurde die Eine, Gräfin von Iſenburg die Andere, nach Ungerland zogen zweie. Auch Burg Naſſau, die von waldiger Höhe auf das freundliche Thal herabblickt, durch welches die Lahn ſich windet, ſah bald eine junge Gebieterin innerhalb ihrer ſtattlichen Mauern.

Der Pfalzgrafenſtein.

Ehe der Orleansſche Erbfolgekrieg das ganze Rheinland ſchonungslos verwüſtete, und die Uebel, welche der dreißigjährige Krieg herbeigeführt hatte, die unglücklichen Bewohner in verdoppeltem Maße empfinden ließ, war Stahleck eine anſehnliche Burg und Bacharach eine wohlbefeſtigte Stadt. Größtentheils in Trümmern liegen jetzt die 16 hohen Thürme, welche die Mauer beſchützten, die von der Stadt aus, welche ſie auf der Flußſeite umgab, ſich zum Schloſſe hinanzog; auf dem Abhange des Hügels ſieht man noch jetzt das halbzerſtörte Gemäuer der Wernerskirche, mit ſchönen gothiſchen Fenſterbogen, aber ohne Dach und dem unvermeidlichen Untergange raſch entgegengehend. Sie wurde zum Andenken an einen Knaben Werner, aus dem Oertchen Warmsrode gebürtig, erbaut, welcher zu Ende des achten Jahrhunderts von den in dem be-

nachbarten Oberweſel wohnenden Juden geraubt und gemartert, und dann an dieſer Stelle begraben wurde.

Auf der Burg Stahleck, von wo man auf Stadt und Strom und auf die vielen Weinberge, welche Bacharachs Namen berühmt gemacht haben, hinabblickt, pflegten die rheiniſchen Pfalzgrafen öfters ihre Zeit zu verbringen. So that auch Conrad von Hohenſtaufen, der Halbbruder Kaiſer Friedrich des Rothbarts, welcher dem kinderlos geſtorbenen Herrmann von Stahleck in der Pfalzgrafenwürde folgte und zu deren nachmaliger Bedeutung den eigentlichen Grund legte. Dem um dieſe Zeit mächtigſten und blühendſten deutſchen Fürſtenhauſe angehörend, reich und angeſehn, ſchien er faſt keinen Wunſch hegen zu können, deſſen Erfüllung ſich nicht hoffen ließe. Eines aber fehlte an ſeinem Glück: er ſah keine Söhne um ſich emporblühen; die beiden, welche ſeine Gemahlin Irmengard von Henneberg ihm geſchenkt, waren in der Kindheit verſtorben, und nur eine Tochter, Agnes mit Namen, ihm geblieben, die nun die Erbin ſeiner meiſten Beſitzungen werden ſollte.

Als Agnes heranwuchs, war es natürlich, daß viele vornehme Herren und Fürſten ſich um ihre Hand bewarben. Unter dieſen war auch Heinrich von Braunſchweig, Heinrich des Löwen Sohn, und zu einer Zeit, als der alten Feindſchaft zwiſchen Hohenſtaufen und Welfen durch Bündniß und Verſchwägerung ein Ende gemacht ſchien, wurde die Verbindung des jungen Paares beſchloſſen. Aber ehe der Zeitpunkt herankam, den man beſtimmt hatte, traten neue Umſtände und Mißverhältniſſe ein, welche den frühern Plan aufgeben

ließen, umſomehr, da andere Ausſichten ſich darboten, welche dem Ehrgeize des Pfalzgrafen mehr zuſagten und ſchmeichelten.

Der König von Frankreich, Philipp Auguſt, welcher den Kreuzzug nach dem gelobten Lande gemacht hatte, hielt um Agneſens Hand an. So willkommen nun dieſer Antrag dem Vater war, ſo wenig behagte er der Tochter: ſie hatte den Braunſchweiger liebgewonnen und wünſchte keinen andern zum Gatten zu haben, als ihn, der ihr durch der Eltern Willen beſtimmt geweſen war. Heinrich, der ſich im Lager des Kaiſers befand, wandte alle Mittel an, die ihm zu Gebote ſtanden, um von dem, was auf Stahleck vorging, Nachricht zu erhalten: eine Vertraute hatten die Liebenden an der Pfalzgräfin, welche der Heirath mit dem franzöſiſchen Könige nicht hold war, und die Wünſche des Welfenherzogs begünſtigte, wodurch ſie das Glück ihres einzigen Kindes zu begründen hoffte.

Um dieſe Zeit traf es ſich, daß der Pfalzgraf ſich veranlaßt ſah, die Burg auf einige Tage zu verlaſſen. Irmengard, nachdem ſie noch einmal die Geſinnung ihrer Tochter erhorſcht und dieſe feſt und entſchloſſen befunden, benutzte die Gelegenheit; nach Stahleck im Geheimen beſchieden, war der glückliche Heinrich bald in der Nähe ſeiner Geliebten. Der Burgpfaff, von der Pfalzgräfin aufgefordert, legte noch an demſelben Tage die Hände des jungen Paares ineinander. In größter Stille wurde die Hochzeitfeier begangen, aber deſto inniger war die Seligkeit der Stunden und Tage, die ſie nun mit einander verlebten.

Es währte nicht lange, ſo kehrte der Pfalzgraf zurück. Irmengard, auf einen ernſten Auftritt gefaßt, ging ihm entgegen. Herr, ſprach ſie, ein Falke kam hergeflogen, mit braunem Haupt und weißer Kehle. Gut gekrümmt zu mächtigem Fange ſind ihm Klauen und Schnabel, und die Schwungfedern reichen ſo weit, daß man wohl ſieht, ſein Vater habe ihn auf hohem Horſt erzogen. Dieſen Vogel, nie ſaht ihr einen ſchönern, habe ich gefangen und behalten. Und mit dieſen Worten führte ſie ihn in das Gemach, wo Heinrich und Agnes ſich befanden. Beide warfen ſich ihm zu Füßen. Conrads Zorn kannte Anfangs keine Grenzen, doch behauptete er dem Welfen gegenüber ſcheinbare Ruhe und Hoffnung. Mit wenigen Worten kündigte er ihm an, er möge ſofort die Burg verlaſſen: die Verbindung ſei ohne ſeine Einwilligung geſchehen, er möge nicht erwarten, eine abgenöthigte Zuſtimmung zu erlangen. Bitten und Thränen der Gattin und Tochter vermochten nichts über ihn, der junge Herzog war troſtlos, ſich von Agneſen trennen zu müſſen, und das unter ſolchen Verhältniſſen! Aber er beruhigte ſich allmählig mit dem Gedanken, daß die Erbitterung des Vaters nachlaſſen, und dieſer ihn doch als Eidam aufnehmen werde. Irmengard war nahe daran, ſich Vorwürfe zu machen, daß ſie ſelbſt die Sache auf dieſen Punkt gebracht, denn ſie beſorgte, der Pfalzgraf werde um Trennung der Ehe nachſuchen. Trübe Stille herrſchte auf Stahleck. Heinrich war weggezogen, die Frauen überließen ſich ihrem Gram, Conrad beobachtete ſtrenges Stillſchweigen und ließ ſich nur beim Mittagsmahl blicken.

Während den andern Stunden ſah man ihn häufig ausreiten.

Eine kleine Strecke unterhalb Bacharach, der Stadt Caub gegenüber, ragt aus dem Strome eine Felſenplatte hervor, welche ein ſonderbar geſtaltetes Gebäude trägt, das dem Schiffenden auf den es umſpülenden Fluten zu ſchwimmen ſcheint. — Breit iſt die Baſis, vielſeitig der Bau, maſſiv das Mauerwerk, klein und niedrig die Thüre, zu welcher einige Stufen führen. Eine Menge viereckiger, ſpitzer Thürmchen, zum Theil auf Vorſprüngen ruhend und mit kleinen Fenſtern verſehen, umgeben den in der Mitte emporſteigenden Hauptthurm, deſſen kuppelförmiges Dach eine Leuchte ziert. Von dieſem Thurme herab erklang in früheren Tagen der Ton der Glocken, welche das Herannahen von Schiffen verkündeten, die hier den Rheinzoll zu erlegen hatten. Ein tiefer Brunnen gibt gutes Waſſer; mehre kleine Gemächer und Gewölbe befinden ſich im Innern dieſes ſonderbaren, auch jetzt noch gut erhaltenen Schloſſes. Es iſt der Pfalzgrafenſtein, kurzweg auch die Pfalz genannt.

Vor dieſem Gebäude lag eines Morgens das Schifflein Conrads von Hohenſtaufen. Er hatte ſeine Tochter Agnes dahingeführt und ihr mit wenigen Worten angekündigt: die Stromveſte werde ihr Wohnſitz ſein, bis er weiteres über ſie beſchloſſen. Mit Gelaſſenheit ergab ſie ſich in ihr Schickſal. An dem Fenſter des niedrigen Kämmerleins ſitzend, das für ſie beſtimmt war, blickte ſie hinaus über den Waſſerſpiegel und auf die Hügelketten des Ufers, und dachte an ihren fernen

Gatten. Nur ſelten durfte Irmengard die Einſame beſuchen. Einſt kam ſie wieder, aber nicht allein — als Pilger gekleidet trat Herzog Heinrich hinter ihr ein. Trauer und Entbehrung vergangener Tage waren in dieſem einen Momente vergeſſen. Aber nur auf kurze Zeit onnten ſie das Glück der Wiedervereinigung genießen.

Der Pfalzgraf war unterdeſſen auf andere Geſinnungen gekommen. Am Hofe des Kaiſers durch dieſen ſelbſt gedrängt, Heinrichs Ehe mit Agneſen für nichtig erklären zu laſſen, erwachte ſein Vatergefühl und er konnte es nicht über ſich gewinnen, ſein einziges Kind unglücklich zu machen. Die Erwägung der Nachtheile, welche durch eine ſo heftige neue Verfeindung mit dem Hauſe der Welfen entſtehen könnten, legte auch ein Gewicht in die Wagſchale. Noch aber hatte er ſich über nichts gegen Irmengard geäußert, als dieſe ihm die Nachricht brachte, Agnes hoffe Mutter zu werden. Damit war die Verſöhnung beſiegelt. Aber nur mit einem Erben auf dem Arme wollte er die Tochter wieder einziehn ſehn auf Stahleck — dieſe blieb auf ihrer Felſeninſel, aber nicht mehr einſam und traurig, denn nun brauchte der Welfenherzog nicht mehr in der Verkleidung zu ihr zu ſchleichen. Heinrich von Braunſchweig, der Lange genannt, folgte Conrad von Hohenſtaufen in der Pfalzgrafenwürde, die nach ihm auf ſeinen gleichnamigen Sohn überging. Von der Zeit der ſchönen Agnes her, ſoll ſich die Sitte erhalten haben, daß die rheiniſchen Pfalgräfinnen ihr Wochenbett in dem kleinen Schloſſe halten mußten. Manche bezweifeln jedoch, daß Letzteres geſchehen ſei: nur die Sage bewahrt die Erinnerung.

Die Teufelsleiter.

Unter den edeln Geſchlechtern, deren Namen man in der mittelalterlichen Geſchichte des Rheingaues findet, war das der Gilgen von Lorch eines der angeſehenſten. Einer aus dieſer Familie hatte während der Zeit, wo der ganze deutſche Adel zu den Kreuzzügen entboten ward, ebenfalls Theilnahme angelobt; aber er that es nur nach langer Ueberredung und wider Willen, und mehr weil er die Unehre ſcheute, welche durch eine Weigerung ſich an ſeinen ritterlichen Namen geheftet haben würde, als aus Frömmigkeit und Herzensdrang. Ja, ſein Herz war es eben, was ihn zurückhielt. Seit kurzem mit einem ſchönen und edeln Fräulein verlobt, konnte er es nicht über ſich gewinnen, ſich von ihr loszureißen. Als er endlich dennoch das Kreuz nahm, zweifelte Mancher an der Aufrichtigkeit ſeines Entſchluſſes.

Und was man vorausgeſehn hatte, geſchah. Noch hatte das Heer der Gottesſtreiter die Gauen Deutſchlands nicht verlaſſen, als Gilgen unter dem Vorwande von Krankheit zurückblieb. Wenn auch ſein Gewiſſen ihm Vorwürfe machte: Leidenſchaft übertäubte ſie. Der Drang, die Geliebte wiederzuſehn, ſchien während der kurzen Abweſenheit ſo heftig geworden zu ſein, daß Pflichtgefühl und Furcht vor Schande ihn nicht zu überwinden vermochten.

Aber ſchlimme Kunde harrte des ungeduldig Eilenden bei der Heimkehr. Diejenige, um derentwillen er den guten Ruf aufs Spiel geſetzt, die er freudig in die Arme zu ſchließen glaubte, war verſchwunden. Nach der ſteilen Felswand des Kedrich, der ſich über Lorch erhebt und auf deſſen Spitze eine unzugängliche Burg ſtand, wieſen Alle, die er, athemlos und verzweifelnd, nach der Verlornen frug. Ein wüſter Geſelle, der in jenem Neſte hauſte, und deſſen Bewerbungen um Gertruden zurückgewieſen worden war, hatte auf den Augenblick gewartet, wo der Schutz ihres Verlobten ihr fehlen würde: ein wohlberechneter und raſchausgeführter Ueberfall brachte ſie in ſeine Gewalt, und als Lärm entſtand um die Geraubte, ſahen die beſtürzten Dorfbewohner ſchon oben auf den Felſen ihr flatterndes Kleid, während der Entführer und ein Paar ſeiner Gehülfen die machtlos Ringende mit ſich fortführten zu dem ſichern Schlupfwinkel.

Wie ein Wahnſinniger durchirrte Gilgen während den nächſten Tagen die Gegend. Viele ſprach er um Beiſtand an gegen den Räuber, aber ſie machten ihm

begreiflich, wie wenig Menſchenkraft und Menſchenwille hier vermöchten, und wie er nichts anders thun könne, als ſich in Geduld faſſen, um zu ſehn, ob die Standhaftigkeit der Gefangenen den Räuber, der jeglicher Aufforderung ſpottete, endlich auf andere Gedanken bringen werde. Aber, Geduld und Ergebung, wo ſollte Gilgen die hernehmen? Der Umſtand, daß man ihm merken ließ, wie man den ganzen Vorfall als eine Strafe des Himmels für die Verletzung ſeines Gelübdes betrachte, ſo allgemein auch Gertrudens Geſchick betrauert ward, trug nur dazu bei, ſeine Erbitterung und ſeinen Groll zu mehren, ſtatt ihn zu reuigem Inſichgehn zu vermögen.

In dieſer Stimmung befand er ſich, als er eines Abends von einem Ritt durch die ſich kreuzenden und verſchlingenden Thäler zurückkehrend, welche bei Lorch münden, nahe bei den Felſen des Kedrich hielt. Indem er mehre Minuten lang die ſteile Höhe hinaufblickte und mit jedem Augenblicke die Unmöglichkeit irgend eines Anſchlags zur Befreiung der Geliebten klarer vor ihm ſtand, durchzuckten blitzähnlich ſeine Seele Empfindungen, welche den Chriſten des Namens, den er führt, unwürdig machen. Einen gräßlichen Fluch zwiſchen den Zähnen murmelnd, wandte er ſein Roß, um den Heimweg anzutreten, als ein Unbekannter ihm auf dem ſchmalen Pfade entgegentrat. Gilgen ſchauderte zuſammen, denn er hatte eine Ahnung, wem dies verzerrte Geſicht angehören könne. Von einer plötzlichen dumpfen Furcht ergriffen, wollte er vorbeireiten, aber der Andere ließ ihn nicht unangeredet vorüber, und wie gebannt blieb das Pferd auf der Stelle ſtehn.

Ritter, ſprach eine tonloſe Stimme, kann ich euch helfen? Keine Antwort erfolgte. Ich weiß, was ihr begehret, was ihr wünſchet, fuhr jener fort; aber ſchaut auf! Verſucht's, reitet die Klippen hinauf: einem tapfern Ritter wie ihr ſeid, kann ja nichts unerreichbar ſcheinen.

Kehre zur Hölle zurück, du Hund! ſchrie Gilgen ergrimmt über den Hohn, und ein gewaltiger Schwerthieb ſchien das Haupt des Unbekannten zu ſpalten — aber ein heiſeres Lachen ließ ſich vernehmen, und die dünne Geſtalt ſtand auf dem vorderſten Felſen. Nehmt Vernunft an, hieß es weiter; ich allein kann euch zu dem verhelfen, was ihr verlanget, vertrauet euch mir an, und heute noch iſt die ſchöne Gefangene die eure.

Wie Espenlaub erbebte der Ritter bei dem Gedanken, daß er an der Schwelle des ewigen Unterganges ſtehe; er ſchwankte und wollte dem Roſſe die Sporen geben, um dem Verſucher zu entfliehn. Da krächzte die Stimme: Morgen iſt die Braut für euch verloren! Jetzt noch könnt ihr ſie gewinnen! Tobende Leidenſchaft erfüllte Gilgens Gemüth: der Pakt mit dem Fremden war geſchloſſen. Der Mond trat hervor und goß ſein Licht über die zackigen Felſenmaſſen aus. Friſch auf, du kühner Reiter! rief die Stimme — Gilgen ſah ſich allein, der Sturmwind heulte und peitſchte zerriſſene Wolken über den ſchwarzblauen Sternenhimmel. Laut auf wieherte das Roß, als es den Sporn fühlte und war mit einem Satze auf dem ſchwindelnden Pfade. Mit der einen Hand hielt der Ritter den Zügel ſtraff geſpannt, mit der andern hatte er das Schwert gezogen. Eine Windsbraut ſchien das Thier emporzutragen:

auf Stellen, nur für der Gemſe Tritt gemacht, haftete ſein Huf; unerſchrocken ſaß Gilgen im Sattel, wenn er auch rücklings hinabzuſtürzen drohte. Der Lärm hatte die Wenigen, die ſich auf der Burg befanden, auf die Mauer gerufen: ſtarr vor Schrecken blickten ſie hin und wagten ihren Augen nicht zu trauen, als der wilde Reiter, durch Ruf und Ferſe das Thier ermunternd, ſich geſpenſterhaft zu ihnen heraufarbeitete. Der Augenblick war da: auf dem Thurme erblickte Gilgen die weiße Geſtalt Gertrudens — noch ein Sprung, die letzte, toddrohende Klippe hinan, und die Spitze war erreicht — das Thor erſtürmt und der Räuber lag, eine blutende Leiche, vor des Rächers Füßen am Boden. Eine Minute ſpäter, und Gilgen hielt Gertruden in ſeinem Armen.

Aber ſein Glück, das frevelhaft erkaufte, ſollte nicht von Dauer ſein. Kaum war er wiedervereinigt mit ihr, um die er irdiſchen Ruhm darangeſetzt und ewige Seligkeit, ſo welkte ſie dahin, wie eine Blüte beim Wehen des Wüſtenwindes. Nach ihrem Tode machte Gilgen durch eigne Hand ſeinem Leben ein Ende. — Die Bewohner Lorchs zeigen noch mit Grauſen auf den faſt unerſteigbaren Pfad, der von jenem Ereigniſſe den Namen der Teufelsleiter führt, und bewahren auf ihrem Rathhauſe den Zaum des muthigen Roſſes.

Das Wisperthal.

Hinter Lorch liegt ein wildes, einſames Thal, mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn Viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherlei Weiſe geneckt und geängſtigt und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorſchein. Vor mehrern Jahrhunderten begab ſich's, daß drei kecke junge Geſellen in der Rheingegend luſtreiſten. Es waren Söhne reicher Kaufherren aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch hörten ſie von dem wunderlichen Thale, und faßten alsbald den Entſchluß, daſſelbe zu beſuchen. Muthig arbeiteten ſie ſich durch die Wildniß, und gelangten, nach einer halben Stunde, zu einer ungeheuern Felſenmaſſe, welche faſt die Geſtalt eines Schloſſes hatte. Auch waren oben ſchmale, ſpitzzulaufende Fenſter eingehauen, wie die Fenſter eines Doms.

Aus einem der Fenſter ſchauten, neben und übereinander, drei wunderſchöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes „Bſt!“ zu, und dieſe ſagten untereinander: „Das ſieht nicht ſo grauſig aus, wie man uns geſagt hat. Die ſchönen Jungfrauen mögen wohl Langeweile haben, wir wollen hinauf, und ihnen die Zeit verkürzen.“ Der Fels hatte zur Seite eine ſchmale Thüre. Die drei Geſellen gingen hinein, und kamen durch einen langen dunkeln Gang an eine Treppe. Dieſe führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finſterniß war hier ſo groß, daß man die Hand vor den Augen nicht ſehen konnte. Nach langem Herumtappen gerieth einer der Wandrer an eine Thüre, und öffnete ſie. Ein Glanz von tauſend Kerzen flimmerte ihnen entgegen, und blendete ihr Geſicht. Sie befanden ſich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt waren. Zwiſchen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. „Seyd uns willkommen“, riefen die drei Jungfrauen und reichten ihnen die Hände entgegen, aber die Geſellen waren in großer Verlegenheit, denn ſtatt der drei ſahen ſie mehr als hundert ſchöne Mädchengeſtalten; aus jedem Spiegel ſchauten welche hervor, und boten den Fremden die Hände zum Gruß und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete ſich in einer Niſche der Halle eine Spiegelthüre, und ein hochgeſtalteter Greis trat heraus, in ſchwarzem Gewand, und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu, und ſagte: „Ihr ſeyd wohl gekommen, meine Töchter zu freyen? Ich will

nicht knickern, denn ich bin kein Kaufherr, und einem jeden von Euch tauſend Pfund Goldes zur Ausſteuer geben. — Da lachten die Mädchen noch mehr, und die jungen Leute wußten nicht, was ſie denken oder ſagen ſollten. „Nun ſo nehme ſich ein jeder die Seinige!“ rief endlich der Alte mit donnernder Stimme.

Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu, und indem er ihr die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an und ſagte: „Ich will's Euch bequemer machen.“ Er führte jetzt einem jeden eine der Jungfrauen zu, und wie unheimlich es auch den Geſellen um's Herz ſein mochte, ſo ſiegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht, und ſie entbrannten alle drei in verderblicher Glut zu den Töchtern des Alten. „Ich erlaube Euch, Eure Bräute zu küſſen, ſagte dieſer.“ Sie ließen ſich das nicht zweimal ſagen, aber die Küſſe bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr. „Jetzt müßt Ihr aber auch eine Probe Eurer Liebe geben,“ fing der Greis wieder an. Meine Töchter haben ſeit geſtern Abend ihre drei Schooßthiere verloren; das eine iſt ein Staar, das andere ein Rabe, das dritte eine Elſter. Wahrſcheinlich ſitzen ſie draußen im Walde. Ihr möget ſie daran kennen, daß der Staar ein Räthſel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elſter aber die Geſchichte ihrer Großmutter erzählt, ſobald ſie darum gefragt wird. — Geht nun, Ihr wackern Freyer, und holt die lieben Thierchen, die fromm ſind, und ſich gern fangen laſſen.“

Die drei Geſellen thaten nach den Worten des Greiſes. Ungefähr eine Viertelſtunde von der Felſenburg fanden ſie die drei Vögel nebeneinander auf dem Aſt einer abgeſtorbenen Eiche ſitzen.

„Staarmatz, ſag' uns dein Räthſel," rief einer der Geſellen. Der Staar flog herab, ihm auf die Schulter, und ſagte:

„Sprich, was ſitzt Dir im Geſicht,
Und Du ſiehſt's im Spiegel nicht?"

„Rabe, Rabe, ſing dein Liedlein," rief der Zweite. Der Rabe ſang, mit etwas heiſerem Ton:

1.

„Einſt in's Schlaraffenland zogen
Drei Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vor's Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein."

2.

„Gar hungrig kehren die Pfaffen
Wieder um in's Vaterland,
Und ſchwören: Bei den Schlaraffen
Sey doch kein Funke Verſtand,
Sonſt müßten die gebratenen Vögel klein,
Die Mäuler aber viel größer ſein."

Kaum hatte der Vogel ſein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baum herab flatterte, und ſich dem zweiten Geſellen auf den Kopf ſetzte. — Elſter, Elſter, erzähl' mir die Geſchichte von Deiner Großmutter," rief jetzt der Dritte. Die Elſter warf ſich in die Bruſt

und erzählte: Meine Großmutter war eine Elſter, und legte Eyer, und daraus wurden wieder Elſtern, und wenn ſie nicht geſtorben wäre, ſo lebte ſie noch. — Mit dieſen Worten ſchlug ſie ihre Fittige und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherren waren nicht wenig erfreut, die Probe ſo leicht beſtanden zu haben, und ſie eilten Hals über Kopf der Felſenburg zu — welche ſie auch mit einbrechender Nacht erreichten.

Als ſie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu ſehen, und eben ſo wenig von den ſchönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung, und in drei Niſchen ſtanden drei Tiſche, mit Wein und Speiſen beſetzt. Drei uralte, zahnloſe Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen, und reichten ihnen die welken Hände zum Gruß. „Ach, unſere lieben Freier,“ krähten ſie, wie aus einem Munde und umarmten die betroffenen Jünglinge ſo herzlich, daß es dieſe kalt und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen an, durcheinander zu ſchnattern und zu klappern, der Staar ſagte ſein Räthſel her, der Rabe ſang ſein Liedlein und die Elſter erzählte die Geſchichte von ihrer Großmutter. Kurz es war ein Gequiek und Gepiep, daß Niemand ein Wörtchen verſtehen mochte.

Jedes Mütterlein ergriff jetzt ſeinen Auserwählten beim Arm, führte ihn an einen der drei Tiſche, und ſprach mit ihm von den goldenen Tagen, die ſie mit einander verleben wollten auf der Felſenburg.

Auch die drei Vögel ſangen und ſchwatzten in einem fort. Die Geſellen fühlten weder Hunger noch Durſt, doch ließ ſich jeder einen Becher köſtlichen Weins aufnöthigen, und kaum hatten ſie den geleert, als ein tiefer Schlaf ſich ihrer bemächtigte.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel, als ſie erwachten. Sie lagen im dichten Geſtrüpp, am Fuß einer wildzerriſſenen Felſenwand, und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen und ſich ins Freie zu arbeiten. Voll Scham und Aerger nahmen ſie den Weg durch das Thal zurück, aber von allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünſchte Bſt, Bſt, herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchen's ihnen zuwinke. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene ſaßen die drei Vögel auf einer alten Ulme, und der Rabe ſang ſein Lied, und der Staar ſagte ſein Räthſel, und die Elſter erzählte ihre Geſchichte. Einer der Geſellen, der nun wieder keck wurde, weil er freies Feld vor ſich ſah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüberging: „Guter Freund, kannſt Du uns wohl ſagen, was dieſe verwünſchten Vögel eigentlich meinen?" — „Wenn Ihr mir's nicht übel nehmen wollt," antwortete der Bauer, „ſo deute ich Euch den Scherz. Das Räthſel des Staar's geht auf eine Naſe, wie ſie wohl Mancher ſchon bekommen hat, die aber, zum Glück, Niemand ſehen kann. Der Rabe mit ſeinem Lied will ſagen, man ſoll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elſter erzählte eine Geſchichte, die Eure Enkel vielleicht auch einmal von Euch erzählen

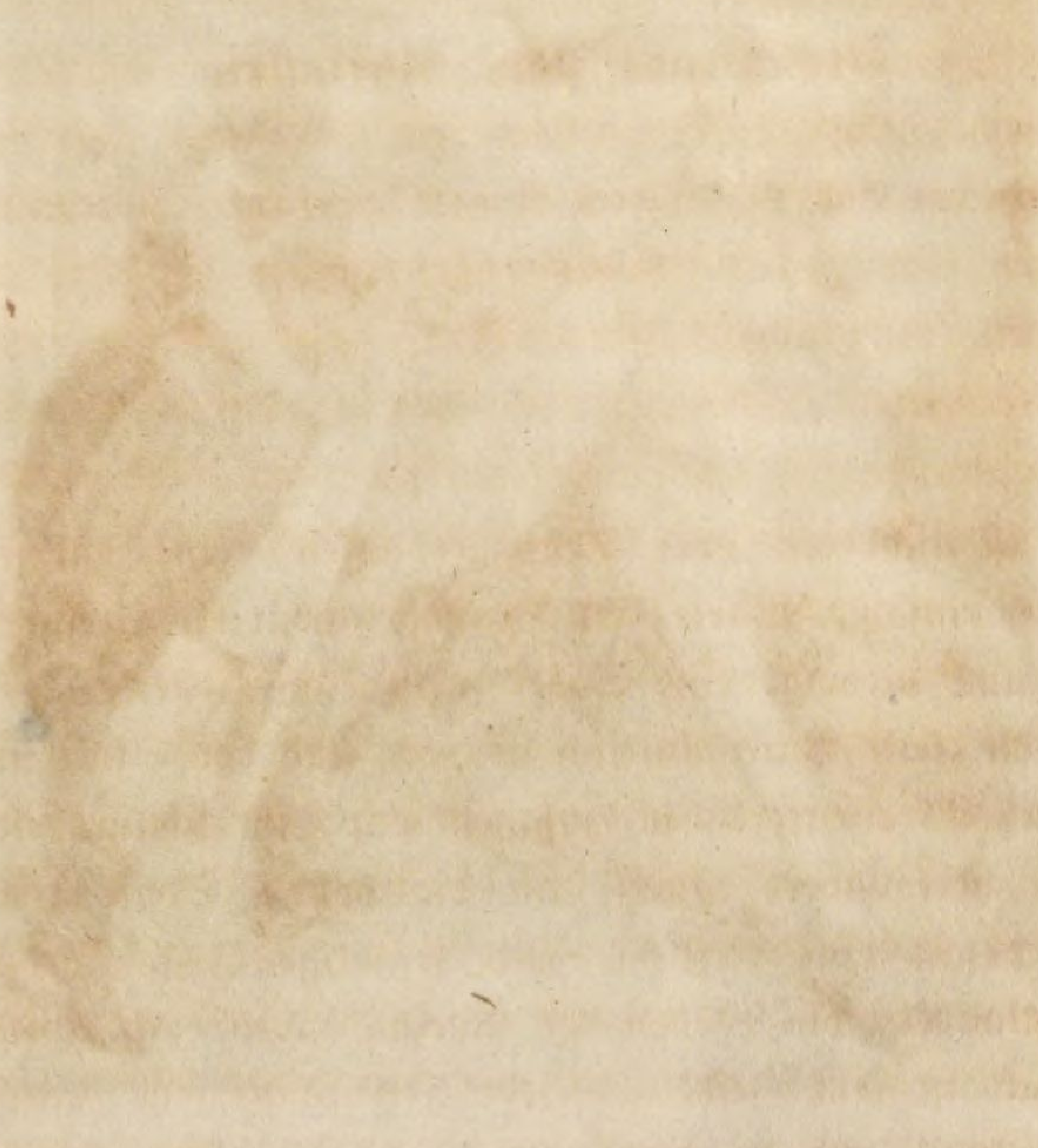
werden. — Die drei Geſellen ſahen ſich einander fa
etwas einfältig an, und vermaßen ſich hoch und theuer
nie auf ein Bſt zu hören, und wenn es aus dem ſchön
ſten Munde kommen ſollte.

V

Sonderland del — Eduard Schuler sculp

Carlsruhe durch Kunst-Verlag

[illegible]



[illegible]

Die Braut vom Rheinſtein.

(Hierzu das Bild V, erfunden von Sonderland, geſtochen von Ed. Schuler.)

Es iſt nicht ein öder Trümmerhaufen, eine halbzerſtörte, einſame Warte, ein Brandgeſchwärzter Steinreſt, der uns diesmal eine Sage zuruft aus jenen Tagen, wo die feſte Burg ſtattlich prangte und der Stolz und Schutz ihrer ritterlichen Inſaſſen war; ihr ſchauet vielmehr verwundert hinauf an die hohen Steinmaſſen, auf denen eine zierliche und mächtige Feſte thront, ihr glaubet, die Wellen des Rheins haben euch zurückgeſpült in jene Zeit, wo jede Felſenſpitze eine Ritterburg trug, wo in jedem ſchattigen Thale ein Kloſter ſtand, von frommen Mönchen oder jungfräulichen Nonnen bewohnt, wo jede Bergeshöle einen ehrwürdigen Klausner beherbergte, und wo in ſtillen Gründen die Elfen und Kobolde beim Mondesglanz den luftigen Reigen tanzten.

Es iſt die alte Burg Rheinſtein, die ihr erblicket. Aus den Trümmern, in welche die Gewalt der Ze t und die Zerſtörungswuth der Menſchen ſie verwandelt, iſt ſie herrlich und mächtig wieder erſtanden. Von der hohen Warte weht ſtolz herab das Banner des königlichen Hauſes, aus welchem der edle, fürſtliche Beſitzer und Wiederherſteller der Burg entſproſſen. Und nicht Verderbendräuende Wurfgeſchoſſe, noch geſchwungene Flamberge, noch geſenkte Hellbarden wehren euch den Eingang, wenn ihr beſchauen wollet die Zellen und Gemächer der Burg; die Fallbrücke ſenkt ſich und die eichene Pforte öffnet ſich gaſtlich eurem Eintritt, der greiſe Pförtner hat Pickelhaube und Panzer abgelegt und geleitet euch gern durch die alterthümlichen Räume bis hinauf auf die Zinne, wo euren ſtaunenden Augen das herrliche Rheinthal mit ſeiner grünen Gegenwart und ſeiner in grauen Ruinen nachlebenden Vergangenheit ſich ausbreitet.

Die Sage erzählt uns, daß vor langen Zeiten, in den erſten Jahren des vierzehnten Säkulums, ein Ritter Sifrid von Rheinſtein auf der Burg hauſte, der in ſeiner Jugend ein gar wildes und wüſtes Leben geführt, auf einem ſeiner häufigen Raubzüge auch ein wunderſchönes Mägdlein aus dem Frankenlande ſeinen Eltern entführt und daſſelbe mit anderer reichen Beute auf ſeine ſtarke und wohlverwahrte Veſte gebracht habe. Nach dieſer Zeit aber habe der wilde Waffenlärm, welcher ſonſt ohne Aufhör in der Burg getobt, urplötzlich ein Ende genommen, viele Mannen und Knechte hätten die Dienſte des Ritters verlaſſen, weil dieſer

beſchloſſen habe, hinführo keine Raubzüge mehr zu thun, ſondern in Frieden daheim zu bleiben und den Reſt ſeiner Jahre zuzubringen in Ruhe und gemächlichem Leben. Dem war's auch ſo, und es hatte die Liebe zu der ſchönen Jungfrau dies alles in Sifriden bewirkt. Er ehelichte ſie auch bald nach dieſem und ſie führten ein ſtilles und zufriedenes Leben.

Es dauerte aber nicht lang, daß Freude und Trauer zugleich auf die Burg hereinbrachen, denn die ſchöne Jutta ſchenkte ihrem Gemahle ein Mägdlein, geſegnete aber wenige Stunden darauf das Zeitliche. Der Ritter Sifrid war außer ſich vor Betrübniß und Schmerz und ward von dieſer Zeit an ganz finſter und menſchenſcheu, ſo daß bald alle Gäſte die Burg mieden und des Thurmwarts Horn einroſtete. Sifrid aber lebte fortan nur dem Andenken an ſeine heimgegangene Gattin und der Erziehung ſeines einzigen Töchterleins, das er wie ſeinen Augapfel liebte und in Zucht und Frömmigkeit auferzog, auch in allen weiblichen Künſten unterweiſen ließ.

Darüber verſtrichen Jahre und Gerda war zur Freude ihres alternden Vaters herangewachſen, und einer zarten Blume zu vergleichen an Lieblichkeit und Tugend. Und Pilger, die auf ihren Zügen wohl hin und wieder in einer unfreundlichen Nacht, Herberge heiſchend und erhaltend, in die Burg einkehrten, verbreiteten in allen Gauen ringsumher die Kunde von der Annuth und Holdſeligkeit des Burgfräuleins auf dem Rheinſtein, betheuernd, daß keine ſchönere Jungfrau zu finden ſey im ganzen Rheingau. Solche Kunde

aber regte in manchem jungen Ritter und Edelknecht die Luſt auf, das holde Mägdlein zu ſchauen und zu minnen, und war ein luſtiges Rennen und Reiten nach dem Rheinſtein, und war ſchier, als ob dem alten Sifrid Fehde angeſagt worden wäre, ſo zogen die Ritter in Schaaren, mit glänzenden Rüſtungen und wehenden Helmbüſchen angethan, dem Rheinſteine zu. Aber dem alten Ritter ward bange ob des Heranſtürmens ſo vieler Freyer, und er runzelte die Stirn und ließ den ſtattlichen Herren ſammt und ſonders ſagen, ſie möchten nur wieder heimziehen und ſich einſtellen auf dem großen Turnier, welches der Biſchof von Mainz hatte anſagen laſſen, und er wolle auch daſelbſt ſein mit ſeiner Tochter und ſie werde dann wählen, wer ſich am tapferſten und männlichſten auswieſe.

Nicht gar lange Zeit nachher fand auch das beſagte Turnier ſtatt und waren dazu viele Ritter und ſchöne Frauen von nah und fern nach Mainz gekommen, und auch der Ritter Sifrid hatte ſich, ſeinem Verſprechen getreu, mit ſeiner Tochter Gerda daſelbſt eingefunden.

Und es erwies ſich, was die Pilger von ihr verkündigt hatten, daß ſie den Preis der Schönheit davon trug, über alle die Frauen und Jungfrauen, und Aller Augen hafteten auf ihrem Antlitz und alle Zungen prieſen ihre Anmuth.

Es waren aber vornemlich zwei Ritter, welche von des Mägdleins Liebreiz dermaßen entzückt waren, daß ſie ſich hoch und theuer vermaßen, es zu erkämpfen, und ſchwuren, Gut und Blut daran zu ſetzen. Es

waren dieſes der junge Kuno von Reichenſtein, hochgeſchätzt von Fürſten und Rittern wegen ſeiner Tapferkeit und adlichen Sitten, und Kurt von Ehrenfels, älter als Jener, ebenfalls ein tapferer Degen, aber mehr gefürchtet als geliebt wegen ſeiner rauhen und finſteren Gemüthsart, die ihm auch den Zunamen des Böſen erworben hatte. Beide waren übrigens dem Ritter vom Rheinſtein verwandt und hatten die ſchöne Baſe bei ihrer Ankunft in Mainz begrüßt und eifriges Bemühen gezeigt, ihre Gunſt zu erwerben. Doch haftete Gerda's Blick lieber auf dem offenen, heitern Antlitz Kuno's, als auf dem rauhen, ſonnverbrannten und bereits was weniges durchfurchten ſeines Nebenbuhlers. Ihr Vater mochte auch wohl ihre Herzensmeinung errathen, denn er ſagte ihr mit freundlichen Worten, daß er dem wackerſten von beiden Freyern geſtatten wolle, um ſie zu minnen.

Es geſchah aber ein großer Jammer, denn Gerda's brünſtige Gebete, auf daß Kuno obſiegen möchte, wurden nicht erhört, vielmehr mußte derſelbe, nachdem er ſich mit Ruhm und Tapferkeit auf dem Plan herumgetummelt und viele Gegner in den Sand geſtreckt hatte, der größeren Körperſtärke Kurt's des Böſen unterliegen. Dieſer ſtand nun nicht an, ſeine Bewerbung beim Ritter Sifrid zu machen, welcher ihn auch alſogleich der Tochter zuführte, erklärend, daß er ihm als Eidam genehm und willkommen ſey. Schön-Gerda war durchaus nicht dieſer Meinung, und obwohl ſie dem Willen ihres Vaters nicht zu widerſtreben wagte, ſo rief ſie doch im einſamen Kämmerlein unter heißen Thränen ihre

Schutzheilige um Befreiung von dem unerwünſchten Bräutigam an, gleichzeitig bittend, daß deſſen Stelle durch den geliebten Kuno beſetzt werden möchte.

Dieſes Mal ſchien das Gebet der frommen Jungfrau ein geneigteres Gehör zu finden, indem ſich folgende, wunderbare Geſchichte begab, welche die Wünſche der liebenden Gerda auf eine unerwartete Weiſe krönte.

Nachdem nämlich der Ritter Kurt von Ehrenfels nach kurzer Bewerbung das freiwillige Jawort Sifrids und das gezwungene ſeiner Tochter erhalten hatte, nachdem auch der arme Kuno, an ſeinem Glücke verzweifelnd, den Entſchluß gefaßt hatte, ſich einem von mehreren Fürſten und Herren beſchloſſenen Zuge nach dem heiligen Lande anzuſchließen, in der Hoffnung, im Sarazenenblute die qualvolle Erinnerung an ſein verlornes Lieb zu ertränken, war endlich der Tag herangekommen, der zu Gerda's Vermählung mit dem von Ehrenfels beſtimmt worden war. Schon ſtand das holde Mägdlein, bräutlich geſchmückt, doch nicht bräutlichen Antlitzes, in dem Ritterſaale des Rheinſteins; bleich war ihre Wange und thränenmüde ſenkten ſich ihre Augenlider zu Boden. Der Myrthenkranz in ihren braunen Locken ſchien dem Jammer der Trägerin Hohn zu ſprechen und das reichdurchwirkte ſeidene Gewand, wie die blitzenden Edelſteine an Hals und Armen, ſahen aus wie der Schmuck eines Opferlammes, das man zum Altare führen will.

Schon hörte man das Geräuſch von dem Anzuge des Bräutigams, der mit einem glänzenden Gefolge

von Rittern und Knappen am Fuße des Felſens angekommen war, da entfloh Gerda, unfähig dem übermächtigen Drang ihrer Gefühle zu widerſtehen, dem Kreiſe ihrer Zofen und Geſpielinnen und eilte hinaus auf den Söller, von welchem ſie ſo oft die ſehnſüchtigen Blicke nach dem Reichenſtein ausgeſendet hatte.

Hier ſank ſie halb bewußtlos, faſt ohnmächtig nieder, heiße Thränen überſtrömten Wange und Buſen, die flehend ausgeſtreckten Hände hoben ſich bald zum Himmel, der in ſeiner ruhigen Heiterkeit ihrer nicht zu achten ſchien, bald gegen den Reichenſtein hin, auf deſſen Zinne ein Verzweifelnder ſtand, der nicht ihr, nicht ſich zu helfen wußte. Da that ſich die Thür des Söllers auf, und heraustrat der finſtere Kurt, deſſen Antlitz noch viel düſterer wurde, als er die Braut einem Andern zugewandt ſah, als er drüben auf der nahen Burg die Geſtalt des gehaßten Nebenbuhlers erblickte, und drohend ſtreckte er die geballte Fauſt dem Reichenſteiner entgegen, während er mit der andern das verzagende Mägdlein ergriff, es emporriß und, einen Fluch zwiſchen den Zähnen murmelnd, es eilig davonſchleppte.

Wenig Minuten darauf mußte der von Schmerz und Wuth erfüllte Kuno ſehen, wie die unglückliche Gerda auf ein Roß gehoben ward, und von ihrem Bräutigam und ihrem Vater geleitet, von einem Haufen von Reiſigen umgeben, der Kapelle des heiligen Clemens zuritt, welche zwiſchen beiden Burgen am Ufer liegt und worin bereits der Prieſter harrte, um das Brautpaar einzuſegnen und zu verbinden auf ewig.

Kuno, ſeiner nicht mehr mächtig, ſtürzt hinunter zum Burgthor, mit dem Schwert in der Fauſt will er ſich die Geliebte erkämpfen, oder den Tod finden; ſchon öffnet ſich ihm das Thor; den Blick zur Geliebten hingewendet, iſt er im Begriff ſein Pferd zu beſteigen, — Da hemmt ein wunderbarer Anblick ſein Beginnen, regungslos bleibt er ſtehen, den Ausgang der ſeltſamen Szene vor ihm in ſprachloſem Staunen erwartend.

Denn ſehet, — das Roß, welches die Braut trägt, wild und ungeſtüm erhebt es ſich, Feuer ſprüht aus den aufgeſperrten Nüſtern, und mit kräftigem Hufe zur Rechten und Linken ausſchlagend und Ritter und Knappen niederwerfend, ſprengt es in blitzſchnellem Laufe voran, die erſchrockenen Begleiter weit hinter ſich laſſend, der Kapelle vorbei, die von Furcht und Hoffnung bebende und ſich um den Hals des errettenden Thieres feſtanſchmiegende Gerda dem Geliebten entgegentragend.

Schneller als er den Fuß aus dem Steigbügel heben kann, iſt ſie bei ihm angelangt, in unbeſchreiblichem Entzücken eilt er auf ſie zu, hebt ſie mit kräftigen Armen vom ſchäumenden Roſſe, und trägt ſie jubelnd in die Burg, eine heißerſehnte, beglückende und beglückte Beute. —

Mit Mühe hatte ſich der von ſo außerordentlichem Ereigniß überraſchte Sifrid von dem Boden erhoben, auf den er ſo unſanft geworfen worden war; der vom heftigeren Sturze ſchwerverwundete Ritter von Ehrenfels wurde von ſeinen Knappen wehklagend zurückgetragen, und bald ſah man einen Nachen langſam über den Rhein fahren, der einen Sterbenden trug.

Der alte Sifrid aber erkannte in dem wunderbaren Begebniß den Willen des Himmels, und er ſandte hinüber auf den Reichenſtein und ließ Kuno ſagen, daß er zu ihm kommen möge mit ſeiner Tochter, und daß er ihn annehmen wolle zum Eidam, dieweil es der Himmel alſo wolle.

Nicht gar lange Zeit nach dieſer Begebenheit ſah man wiederum zwei feſtliche Züge nach der Clemenskapelle wallen, und daſſelbe muthige Roß, das früher eine troſtloſe Braut trug, brachte diesmal, ſtill und fromm einhergehend, eine hochbeſeligte Jungfrau zu der Pforte des Kirchleins, aus welchem ſie, einen klaren Liebeshimmel auf dem Antlitz und im Herzen, an der Hand des glücklichen Kuno von Reichenſtein hervortrat, der die junge Gattinn mit klopfendem Herzen in die Hallen ſeiner Väter einführte.

Sanct Rupert.

Unter der Regierung Karls des Großen oder Ludwigs des Milden lebte ein mächtiger Herzog am Rhein, welcher das ganze Land zwiſchen der Selz, der Blies, der Simmer und der Heimbach von Bingen bis nach Lothringen beherrſchte. Er hatte eine gar ſchöne und ſittſame Tochter, Bertha mit Namen. Dieſe vermählte er an den zwar tapfern, aber noch wilden Fürſten Roland oder Robolaus, in der Hoffnung, ihn durch dieſe Verbindung zur chriſtlichen Religion zu bringen. Der jungen Fürſtin Reize feſſelten auch eine Zeitlang den unbändigen Krieger, allein bald trieb ihn die wilde Luſt zum Kampfe und zu andern Weibern, und Bertha mußte von ihm alle nur möglichen Unbilden eines rohen Gemüthes ertragen. Dem ohngeachtet zog ſie ſich duldend in ſtille Einſamkeit zurück, und klagte nur dem Himmel ihre Noth. In der Bitterkeit ihres Kummers.

rief ſie öfters aus: „Ach Gott! Wann werde ich einmal von der Tyrannei dieſes Unholds befreit werden!" Da aber die Unarten des Gatten durch ihre Zurückhaltung eher zu- als abnahmen, gelobte ſie das Kind, das ſie von ihm unter dem gepreßten Herzen trug, dem himmliſchen Vater, und gab ihm, als es zur Welt kam, den Namen Rupert oder Ruhwert.

Von nun an hing Bertha mit ganzer Seele an ihrem Söhnlein, und ſuchte ihn zu einem frommen chriſtlichen Helden zu erziehen. Da ſie die rohe Kriegsluſt ihres Gatten als die Haupturſache ihres erduldeten Unglücks anſah, ſo flößte ſie dem kleinen Rupert mehr die Tugenden der chriſtlichen Sanftmuth und Liebe, als die des alten heidniſchen Heldenthums ein. Dadurch machte ſie aber das Herz ihres Gatten ſich und ihrem Kinde mehr abhold, als geneigt. Er verhöhnte die Erziehung, welche ſie ihrem Sohne gab, weil er ſie für weibiſch hielt, und warf ſich deſto frecher in den Armen ſeiner Buhldirnen und Kebsweiber herum. Er lag von nun an beſtändig zu Felde in heimiſchen und fremden Fehden, und blieb endlich in einer Schlacht, vom Feinde erſchlagen.

Nach ſeinem Tode verließ Bertha das Schloß Laubenheim an der Nahe, wo ſie bisher ſo viel Kummer ertragen mußte. Sie nahm ihren geliebten Sohn Rupert in die Arme und zog mit ihm nach Bingen, um von aller Welt entfernt, in der Einſamkeit zu leben. Kaum wurde dieſer Entſchluß in dem Lande bekannt, als ſogleich eine Menge von fürſtlichen und ritterlichen Freyern zu ihrem Schloſſe ritten, um das Herz und

die Hand einer eben ſo ſchönen als reichen Wittwe zu erhalten. Allein Bertha verwarf alle Anträge, ſo vortheilhaft und lockend ſie auch für eine junge Frau geweſen ſein mögen, und widmete ihr Leben nur dem Dienſte Gottes und der Erziehung ihres Sohnes. Dieſer wurde auch ſo mächtig von der mütterlichen Lehre ergiffen, daß er ſogar die üblichen Ritterſpiele ſeiner Zeit hintanſetzte, und nur der Wohlthäter armer Kinder ſeyn wollte. Wenn er einen Haufen ſolcher leidenden Knaben zuſammengebracht hatte, führte er ſie vor Bertha und ſagte: „Siehe, Mutter, Deine Kinder!“ Dieſe antwortete hierauf, die Geſinnungen des jungen Heiligen billigend, „Mein lieber Sohn, es ſind auch Deine Brüder!“ Seine Sorge für die Armen ging ſo weit, daß, als die fürſtliche Wittwe ſich in ihrem Schloſſe eine Hauskapelle erbauen laſſen wollte, er auf die Armen deutete, mit den Worten des Evangeliums: „Brich erſt den Hungrigen Dein Brod, bedecke erſt die Nackenden mit Deinen Kleidern, und führe die verlaſſenen Fremdlinge in Dein Haus, denn dieſe ſind die lebendigen Tempel des heiligen Geiſtes!“

So ſehr er ſich nun durch dieſe guten Werke die Liebe der Armen und des frommen Volkes erworben hatte, ſo verächtlich wurde er dadurch dem Adel und den fürſtlichen Leuten des Landes. Die jungen Edelknaben, welche ihn häufig beſuchten, wollten faſt nicht mehr mit ihm umgehen. Sie gaben ihm zu verſtehen: „daß es ſeinem hohen Stande angemeſſener wäre, ſich mit ihnen in Ritterſpielen zu üben, als ſich durch den Umgang mit ſolchen Bettelbuben zu entehren.“ Allein

alle dieſe Spottreden der Edelknaben konnten den jungen Fürſten nicht abhalten, ſeine bisherige Lebensart fortzuſetzen und den armen Kindern ſeine Wohlthaten angedeihen zu laſſen.

Nur von himmliſchen Seligkeiten und Kronen entzückt, wandte er ſeine Blicke von dem irdiſchen Glanze ſeiner fürſtlichen Hoheit und richtete ſie nach dem Himmel.

Unter ſo frommen Gedanken ſchlief er eines Abends auf einem bemooſten Felſen am Ufer des Rheines ein, und ihm erſchien im Traume folgendes Geſicht: Er ſahe an dem Ufer einen ehrwürdigen Greis, aber mit einem gar freundlich-ſchönen Angeſicht ſtehen, und um ihn her ſprangen viele muntere Knaben ins helle Waſſer des Rheins. Der Alte wuſch einen jeden ganz rein, und ſo kam er in einer ſchönern Geſtalt aus den Fluten hervor. Als Rupert eine Zeitlang dieſer Handlung zugeſehen hatte, erhob ſich aus dem Fluſſe eine gar reizende Aue. Sie war mit den ſchönſten Blumen und Kräutern beſetzt und aus ihnen duftete ein köſtlicher Wohlgeruch, welcher die ganze Gegend umher erfüllte. Am Rande war die Aue mit mancherlei Bäumen und Gebüſchen umgeben und an denſelben prangten die köſtlichſten Früchte. Auf den Aeſten, mit weißer und röthlicher Blüthe geſchmückt, flatterten muntere Vögelein herum, in den ſchönſten Farben glänzend, und in dem Gebüſche ſangen andere, ſüßer als die Lerchen und Nachtigallen. Als nun der Alte die Knaben alle gewaſchen hatte, führte er ſie über den Rhein auf das

ſchöne Eiland, bekleidete ſie mit weißen Gewändern und wies ihnen die Blumen und die Früchte zum Genuſſe an. Rupert, von dem ſchönen Schauſpiele hingeriſſen, wandte ſich bittend zu dem Greiſe und ſagte: „O laß mich doch auch mit den Kindern auf dieſer ſchönen Aue weilen!“ Dieſer aber antwortete: „Hier iſt deine Bleibensſtatt nicht; Du haſt Dir durch Deine guten Werke eine Brücke zum Himmel gebaut, wo Du unter Engeln wohnen wirſt. Das Brod, welches du bisher den Armen gegeben, wird Dir dort ein Himmelsbrod, und die Kleider, womit Du ſie bedeckt haſt, ein Kleid der Unſchuld werden.“

Unter dieſen Worten des Alten ſah der heilige Rupert aus den blühenden Bäumen der Inſel einen glänzenden vielfarbigen Regenbogen von einer Seite bis zur andern ſich zum Himmel wölben. Auf ihm flatterten tauſend und tauſend ſchöne, liebliche Engelein mit goldenen Fittigen auf und ab. Ganz oben ſaß in einer Lichtwolke, mit Strahlen umgeben, das Chriſtkindlein und vor ihm knieete ehrerbietig der kleine Johannes, ihm ein zartes, reines Lämmlein vorführend, womit ſie ſpielten. Hierauf kamen zwei Engel geflogen, und brachte dem kleinen Chriſt das Kleid, was kurz zuvor der heilige Rupert einem armen Knaben geſchenkt hatte. Er ließ ſich damit von den Engeln bekleiden, und als er es ganz angezogen hatte, ſagte er: „Sehet, dies iſt das Kleid, welches mir der kleine Rupert geſchenkt hat; dafür will ich ihn auch dereinſt mit dem Glanze der Heiligkeit umgeben.“ Im höchſten Gefühle der Andacht und Wonne wollte der heilige

Knabe ſeine Hände nach dem Chriſt-Kindlein ausſtrecken; allein die Erſcheinung verſchwand, er erwachte, und vor ihm knieete der arme Knabe, um ihm für das geſchenkte Kleid zu danken.

Als Rupert alſo erwacht war, nahm er den Knaben mit ſich und erzählte ſeiner Mutter den Traum. Dieſe freute ſich ſehr des heiligen Geſichts, er aber faßte von nun an den Entſchluß, nach Rom zu dem Grabe der heiligen Apoſtelfürſten zu wallen, und dort ſein Leben dem Himmel zu weihen. Da Bertha merkte, daß ihr Sohn entſchloſſen ſey, ſie zu verlaſſen, um in ſeinem noch zarten Alter eine ſo weite Reiſe vorzunehmen, wurde ſie ſehr betrübt und ſagte ihm mit vielen Thränen: „Bedenke doch, mein liebſter Sohn, daß ich dich mit Schmerzen geboren habe, und auf dir die Erhaltung unſeres edlen Fürſtenſtammes beruht. Wie will ich ohne Dich die Einſamkeit meines Wittwenſtandes ertragen? Ich habe Dir für Arme und Nothleidende unſere Schätze willig hergegeben, wie kannſt Du Gott beſſer und nützlicher dienen, als durch Wohlthaten und Almoſen? Bleibe doch bei deiner Mutter, und erhalte mir meine Hoffnung und die Hoffnung unſeres fürſtlichen Geſchlechtes!“ Durch dieſe mütterlichen Vorſtellungen wurde Rupert gerührt, und er verſprach der betrübten Bertha, ſie nicht zu verlaſſen.

Indeß hatte er bereits das Alter erreicht, wo in dem jugendlichen Herzen die erſten Gefühle der Liebe und Mannbarkeit erwachen, und Bertha ſchmeichelte ſich, bald in ihm den frommen Stammvater eines großen

Fürſtenhauſes und den chriſtlichen Helden gegen die Ungläubigen zu finden. Sie umgab ihn daher mit edlen Jünglingen und Fräulein, um ihn durch deren Umgang an ritterliche Thaten und fürſtliche Geſinnungen zu gewöhnen. Dieſe ermahnten ihn auch: „daß er als Erbe eines Herzogthums und großer Reichthümer ſein Leben nicht durch niedere Beſchäftigung mit Bettlern und Landſtreichern verächtlich machen dürfe. Sie ſagten ihm: daß es nun Zeit ſey, durch Uebung in Waffen und edlen Sitten den Preis der Ehre und der Minne zu erkämpfen.“ So wollten die fürſtlichen Jünglinge ſeinen Ehrgeiz reizen; die Fräulein aber warfen nicht ungern ihre Augen auf einen Prinzen, welcher Anſprüche auf eine ſo hohe Würde und große Güter und Reichthümer hatte. Dieſes alles aber, ohne den geiſtlichen Helden zu reizen, beſtimmte ihn viel feſter in dem Vorſatze, ſeine Wallfahrt nach Rom zu beſchleunigen, um dadurch, wie er glaubte, dieſen Fallſtricken des Teufels zu entgehen. Statt des ſtolzen Fürſtenmantels zog er ein einfaches Pilgerkleid an und ſtatt der geprieſenen Waffen ergriff er einen Pilgerſtab und wallte zu der heiligen Stadt, wo er am Grabe der Apoſtelfürſten das Gelübde ablegte, ſein Herzogthum zu verlaſſen und ſeine Güter unter die Armen zu vertheilen.

Nachdem er in Rom das Grab der heiligen Apoſtelfürſten geküßt hatte, kam er, durch ſchlechte Speiſen und eine ermüdende Reiſe geſchwächt, in die Arme ſeiner traurigen Mutter zurück, ſtiftete neue Krankenhäuſer, die er ſelbſt bediente, und lebte mehr wie ein Einſiedler, als ein Fürſt. Dieſe anſtrengenden Beſchäfti-

gungen untergruben ſeine ohnedies ſchon geſchwächte Körperkraft. Er wurde von einer zehrenden Krankheit befallen, und ſtarb bald nach ſeiner Zurückkunft ſchon im zwanzigſten Jahre ſeines Alters. Sein Körper wurde zu Bingen begraben, ſeine Herrſchaften und Güter kamen an Fremde oder ſeine Verwandte.

Die heilige Hildegard.

Auf dem linken Ufer der Nahe, zu welchem von dem Städtchen Bingen aus die Druſus-Brücke über den Strom führt, erhebt ſich der Rupertsberg. Hier ſoll, ſo berichtet die Legende, der h. Rupert, gottesfürchtig, ernſt und wohlthätig ſchon im jugendlichen Alter, mit ſeiner Mutter Bertha eine Kirche gebaut und in ihr die letzte Ruheſtätte gefunden haben, als er erſt zwanzig Jahre alt, von dieſer Welt abgerufen ward. Von ihm erhielt der Berg ſeinen Namen, und lag, nachdem das Land durch die Einfälle der räuberiſchen Normannen entvölkert worden, lange Zeit wüſt und öde.

Es war im Jahre 1089, als einem frommen, edeln Paar, Hildebert und Mathilde von Bökelheim, die auf der Burg Sponheim, nicht ferne von Kreuznach lebten, eine Tochter geboren wurde, welcher ſie den Namen

Hildegard gaben. Der Graf Meinhard von Sponheim hatte ein Kind, Hiltrude, mit jener faſt von gleichem Alter; ſie wuchſen zuſammen auf, Geſpielinnen in den Kinderjahren, Novizen im Benedictiner-Kloſter Diſſibodenberg, deſſen Aebtiſſin Jutta, des Grafen Schweſter, war. Von der Welt hatten ſie nichts anders geſehn, als das Vaterhaus und die ſtillen Kloſtermauern: es koſtete ſie daher weder Kampf noch Entſagung, dem Beiſpiel der frommen Jutta zu folgen und im zarten Jugendalter den Schleier zu nehmen.

Hier lebte, abgeſchieden von allen äußern Einflüſſen, nur den gottesdienſtlichen Uebungen und wohlthätigen Werken hingegeben, Hildegard viele Jahre lang. Sie hatte wenig Unterricht genoſſen, wie die Mehrzahl ihres Geſchlechts, ſelbſt die Kunſt des Schreibens war ihr fremde und ſie wußte nichts von dem was vorging außer ihrer Zelle, der Kirche und dem Garten, von wo ſie vielleicht ohne Sehnſucht das maleriſche Thal und die waldigen Hügel anblickte. Aber frühe ſchon war ihr Geiſt thätig, und, ſei es daß eine von Natur lebendige Fantaſie in dem ruhigen, betrachtenden Leben Nahrung fand und, Wirklichkeit und Dichtung verbindend, Bau auf Bau emporthürmte, oder daß der Herr, zu warnen und zu lehren in unruhvollen, bedrängten Zeiten, in ihr die Sehkraft der Propheten des alten Bundes wieder aufleben ließ: in der ungeſtörten Einſamkeit offenbarten ſich ihr geiſtliche und weltliche Dinge, wie ſie waren und noch geſchehn ſollten, und ſie hatte nicht Raſt noch Ruhe vor den Bildern, die ihre Seele erfüllten.

Anfangs wagte ſie nicht kundwerden zu laſſen, was in ihr vorging. Wenn auch geängſtigt durch die ſich immer wiederholenden Geſichte, durch die Stimmen, welche mächtig in ihrem Innern wiederhallten, ſuchte ſie doch mit jungfräulicher Scheu und Zaghaftigkeit ihre gewaltige Aufregung zurückzudrängen, ſich einzulullen in eine künſtliche Ruhe. Aber der Geiſt in ihr war ſtärker als ſie. Der fieberhafte Zuſtand, in dem ſie ſich fortwährend befand, zehrte ihr Kräfte auf; ihre Empfänglichkeit für alle äußeren Eindrücke wurde krankhaft geſteigert, und endlich ſank ſie, ſchwerleidend, auf das Lager hin, das ſie in angſterfüllten Nächten mit heißen Thränen benetzte. Da konnte ſie dem Drange ihrer Seele nicht widerſtehen und entdeckte ihrem Beichvater den Zuſtand ihres Innern. Sie fühlte damit eine Centnerlaſt von ſich abgewälzt: ihre Krankheit ließ nach, ihre Kräfte kehrten, wenn auch langſam, zurück. Noch während der Geneſung theilte ſie ihren Umgebungen einen Theil der Offenbarungen mit, die ihr gemacht worden waren und die wichtigſten Angelegenheiten in Gegenwart wie Zukunft von Kirche und Reich betrafen.

Der Ruf dieſer Vorgänge verbreitete ſich bald. Die Weiſſagungen der kranken Nonne, von der Niemand zuvor etwas wußte und die nicht über die Schwelle des abgeſchieden liegenden Kloſters hinausgekommen war, erregten überall das größte Erſtaunen, um ſo mehr da man vernahm, wie fromm und heilig ſie lebte. Aber auch damals ſchon fehlte es nicht an ſolchen, welche ſie und ihre Ausſprüche verlachten und Alles für die Ausgeburt einer überreizten Einbildungskraft und leere

Traumbilder ausgaben. Unterdeſſen war die Aebtiſſin Jutta geſtorben, und Hildegard ward an deren Stelle gewählt. Die Menge der Novizen, welche auf dem Diſſibodenberge in ihrer Nähe zu weilen verlangten, nahm ſo zu, daß bald kein Raum mehr vorhanden war, die Ankommenden aufzunehmen. Da faßte Hildegard den Entſchluß, ein neues, großes Kloſter zu bauen, und als ſie darüber nachſann, welchen Ort ſie zur Ausführung dieſes Vorhabens wählen ſolle, gab ihr Gott den Gedanken ein, ſich niederzulaſſen auf dem Rupertsberge bei Bingen. Sie gehorchte. Im Jahre des Heils 1148 ſtand ein ſtattliches Kloſter auf der erkornen Stelle, durch die freundliche Theilnahme ihrer Verwandten und der ganzen Umgegend raſch gefördert. Dahin begab ſie ſich mit einem Theil der bei ihr lebenden gottgeweihten Jungfrauen.

Der Geiſt der ſie erfüllte, fuhr fort zu ihr zu reden und ihr in einem myſtiſchen Spiegel zu zeigen, was ihre leiblichen Augen nicht ſehen konnten. Da wurde ſie die Zerwürfniſſe gewahr, welche, zwiſchen Papſt und Kaiſer entſtanden, das römiſche Reich an den Rand des Abgrundes brachten. Sie verkündigte, wie Macht und Ehre ſich mindern würden, Gehorſam und Unterthanentreue auflöſen, Frömmigkeit und Zucht verſchwinden. Die Kaiſer würden mehr auf eigenen Vortheil bedacht ſein als auf das Wohl des Ganzen, deßhalb würde das Volk ſich abwenden und von ihnen trennen, Zwietracht würde entſtehn und Frieden und Blüthe verderben, die guten Sitten würden untergehn in der allgemeinen Zerſtörung, wobei auch die Kirche und der Glaube ver-

lieren müßten, und Alles leiden in einem unſeligen Chaos. Des hohenſtaufiſchen Hauſes ganze traurige Geſchichte ſtand vor Hildegard's prophetiſchem Geiſte in Flammenzügen geſchrieben.

Der unſelige Streit, welcher damals die durch Schismen getheilte Macht der Kirche ſchwächte, verhinderte nicht, daß in der Chriſtenheit Gedanke und Plan eines neuen Kreuzzugs ſich entwickelten, Hülfe zu leiſten den bedrängten Brüdern im gelobten Lande. Mancher mochte vielleicht in der Theilnahme an einem ſolchen Unternehmen Troſt ſuchen für die Wehen der Zeit. Papſt Eugen III., aus dem Orden der Ciſterzienſer, hielt 1148 eine Kirchen-Verſammlung in der alten Stadt Trier. Ihn begleitete ſein Lehrer, Bernhard, Abt von Clairvaux, damals ſchon im Rufe der Heiligkeit ſtehend, welche ſpäter allgemein anerkannt ward. Die Welt hatte keinen begeiſtertern Gottesſtreiter, keinen eifrigern Verfechter der Reinheit der Chriſtuslehre: die Reinheit ſeiner Grundſätze und ſeines Wandels war männiglich bekannt, drum entſchied ſein Wort in den wichtigſten Angelegenheiten, welche Kirche und Staat betrafen. So lenkte er, in das Rheinland gekommen, auch dieſe Verſammlung, an der eine Menge frommer und gelehrter Männer Theil nahmen.

Es war hier, wo die Weiſſagungen der Aebtiſſin vom Rupertsberg zur Sprache kamen. Ihre Schriften, welche ſie ihren Mitſchweſtern dictirt, wurden geprüft; Abgeordnete wurden nach dem Kloſter geſandt, um ſich von der Wahrheit an Ort und Stelle zu überzeugen. Das Lob der Seherin war das einſtimmige

Ergebniß und Urtheil. Der Papſt, Bernhards Ermunterung folgend, ſchrieb ihr einen liebevollen Brief, in welchem er ſeine höchſte Verwunderung über das Ereigniß ausdrückt, wie Gott in dieſen Tagen neue Wunder geſchehn laſſe und ſo ſeinen Geiſt über ſie ergoſſen habe, daß ſie Geheimnißvolles ſehe, begreiſe und verkünde, wie er von den glaubenswürdigſten Perſonen und aus ihren eignen Schriften vernommen. Er pries ſie glücklich und ermahnte ſie, die Gnade die in ihr ſei, durch Demuth zu bewahren, weil der Herr den Stolzen entgegen, den Demüthigen aber geneigt ſei, und fortzufahren, mit ihren Schweſtern fromm zu leben nach der Regel des h. Benedictus.

Der Abt von Clairvaux begab ſich nun ſelbſt nach dem Rupertsberge. Von ihm erhielt Hildegard ein Gebetbuch, ein Meſſer und einen Ring mit der Umſchrift: „Ich leide gern.“ Willig folgte ſie den Eingebungen des heiligen Mannes. Ihr ſtilles Kloſter verlaſſend, predigte ſie in den Städten des Rheinlandes, in den Kirchen wie auf den öffentlichen Plätzen vor dem Volke, es ermahnend und ermunternd zur Theilnahme am Zuge nach Jeruſalem. So gelangte ſie nach dem Elſaß, nach Frankreich, ſelbſt über die Alpen. Die, welche eben noch war wie das Kind, welches nie das Vaterhaus verlaſſen, fühlte nun den Muth in ſich, aufzutreten als Mahnerin zu Buße und zum frommen Werke fremden Völkern.

Braucht es wohl geſagt zu werden, wie ſehr mit jedem Tage Hildegards Ruhm wuchs, auch nachdem ſie zurückgekehrt war in ihre enge Zelle; wie tauſende von

Mächtigen wie Kinder ihren Rath und Beiſtand begehrten, wie man ihrem Wort und ihrer Lehre folgte in Dingen von der höchſten Wichtigkeit? Auf dem Rupertsberge fuhr ſie fort, die ihr anvertraute Gemeinde zu leiten in gottſeligem Wandel, während ſie ihre Viſionen und Offenbarungen, das Buch von der Erkenntniß des Weges zum Heil, vom Leben der Verdienſte von den göttlichen Werken, ihre Geſänge und Homilien aufzeichnen und Sendſchreiben an Friedrich Barbaroſſa und Papſt Eugen, an Erzbiſchöfe, Prälaten und Gemeinden erließ. Und hier, ihre ächte, kindliche Gottesfurcht bewahrend, lebte und wirkte ſie bis zu einem hohen Alter, als Mutter geliebt, als Lehrerin befolgt, als Heilige verehrt.

Der 17te September des Jahres 1179 war der Tag, an welchem die von Gott geliebte Frau dieſe Erde verließ. Tauſende und wieder Tauſende ſtrömten herbei, die Leiche zu ſehn. Sie ward in der Kloſterkirche zur Ruhe beſtattet. Nachdem im dreißigjährigen Kriege auch dies Gebäude wie ſo viele andere in Trümmer geſunken war (die Schweden verbrannten es im J. 1632) wurden Hildegards ſterbliche Reſte nach dem Kloſter Eibingen gebracht, wo auf Veranſtaltung des Kurfürſten von Mainz die Benedictinerinnen vom Rupertsberge eine Zuflucht fanden.

Der Mäuſethurm.

Da wo, aus dem Strome unterhalb Bingen eine Reihe weißer Klippen gefahrdrohend emporragt, nur einen ſchmalen Raum, das ſogenannte Binger-Loch, der Durchfahrt vorſichtiger Schiffer geſtattend, wo von dem einen Ufer die Ruine Ehrenfels herüberſchaut und unweit, auf dem andern, der ſchöne Rheinſtein den Schiffer grüßt, erhebt ſich inmitten der ſchäumenden Fluthen ein finſteres, halbzertrümmertes Gemäuer. Es iſt der Hatto's-Thurm. Wie das Haus eines Böſen, wie das Denkmal eines ungeheuern Frevels erſcheint er dem ergriffenen Beſchauer, und wie rächende Geiſter, entſendet von der ſtrengwaltenden Nemeſis, umflattern zahlloſe Schaaren von Eulen und Fledermäuſen die einſame Warte.

Mäuſethurm nennt die Sage jenes Gemäuer, von welchem der Schiffer mit Grauen das Geſicht abwendet und betend hinüberlenkt, wo aus der Felswand des Ufers ihm, im heiligen Bilde der Noth-Gottes, Rath und Tröſtung zuwinkt.

Einſt lebte zu Mainz ein Erzbiſchof, Namens Hatto, deſſen Herz rauh und hart war und unempfänglich gegen die Noth der Bedrängten. Um dieſe Zeit entſtand am Rhein und rings in der Gegend eine große Hungersnoth, dergeſtalt, daß viele Menſchen umkamen in ſolchem Jammer. Der Biſchof aber, deſſen Speicher gefüllt waren mit brodgebendem Korn, öffnete dieſelben dem Wucher, aber nicht dem Bedürfniß der Armen ſeines weiten Sprengels.

Als nun die Noth ſeiner Unterthanen größer und größer wurde, liefen ſie in Schaaren zuſammen und flehten den gefühlloſen Mann an um Erbarmen und Nahrung, und als dies umſonſt war, murrten ſie und ſtießen in ohnmächtiger Wuth Flüche aus über den Tyrannen. Und ob ſein Herz nicht rege wurde von Mitleid, wurde es doch rege von Zorn, und er ergrimmte und ſchickte ſeine Schergen aus, die Murrenden zu fangen und ſperrte ſie in eine große Scheuer und ließ Feuer daran legen. Und als das Feuer die Unglücklichen ergriff und ihr Todesgeſchrei herantönte an den Pallaſt, herauf an die Ohren des Unmenſchen und derer, die mit ihm ſaßen an der üppigen Tafel, rief er in teufliſchem Hohne: Hört ihr die Kornmäuslein pfeifen da unten?

Aber ſtille ward es unten und der Zorn Gottes glimmte auf aus der Aſche der rauchenden Gebeine ſeiner gemordeten Kinder. Und die Sonne verhüllte ihr Antlitz, dunkel ward es im Saale und die entzündeten Kerzen vermochten die Dämmerung nicht zu verſcheuchen, welche den finſtern Mann von nun an umlagerte. Und ſiehe, es fing an ſich zu regen im Saale, und aus allen Winkeln und aus den Ritzen des Fußbodens und zu den Fenſtern herein und von der Decke herab krochen und liefen zahlloſe Schaaren nagender Mäuſe und erfüllten alsbald alle Gemächer des Pallaſtes, und ohne Scheu ſprangen ſie auf die Tiſche und benagten die Speiſen vor den Augen der erſtaunten Verſammlung. Und immer neue kamen hinzu, und die ſchnell getödtete Anzahl verdoppelte ſich im Augenblick, und nicht die Broſamen blieben verſchont auf der Tafel und nicht der Biſſen, der zum Munde geführt wurde.

Da ergriff Furcht und Entſetzen Alle die dieſes ſahen, und alle Freunde und Anhänger, und ſeine Knechte und Mägde flohen die Nähe des Gottgeächteten.

Der Biſchof aber, dem Zorne des beleidigten Himmels zu entrinnen wähnend, beſtieg ein Schiff und fuhr den Rhein hinab bis zu jenem Thurme, welcher rings von den Wellen des Stroms beſpült wird, wo er ſich ſicher wähnte vor ſeinen unerſättlichen Peinigern. Aber Tauſende krochen aus allen Wänden mit Gepfeife hervor; vergebens erſtieg er, bebend vor Angſt, ſtumm vor Entſetzen, die höchſte Warte; — auch dahin folgten ſie ihm und heißhungrig fielen ſie den unmenſchlichen Spötter an.

Blutige Spuren waren bald Alles, was von ihm geblieben, den der göttliche Zorn gerichtet.

Dieſes iſt die Sage von jenem einſamen Thurme mitten im Rheine.

Die ſieben Wächter.

Kriegesſturm tobte um den Rhein. Die Windsbraut hatte die ſchwarze Wolke, welche ſich verderben-ſchwanger zuerſt über den Wyſchehrad gelagert, von Böhmens Fluren über Deutſchlands geſegnete Auen gepeitſcht; eingeäſcherte Städte, verlaſſene Burgen, Trümmerſtätten, wo Dörfer, Oeden wo blühende Felder geweſen, zeigten nach Oſten und Weſten, nach Norden und Süden den Pfad, den das Ungewitter, ſeiner Blitze ſich entladend, in allen Richtungen kreuzend, genommen. Da war nichts als Zerſtörung und Elend, als Brand und Verödung, als Todesfurcht und Glaubenshaß.

Wer hat nicht, aus dem milden, paradiſiſchen Rheingau kommend, an Bingen vorüberfahrend, deſſen Wohnungen und Thürme ſich in Rhein und Nahe ſpiegeln,

den Mäuſethurm bemerkt, von dem die Sage Erzbiſchof Hatto's grauſige Geſchichte berichtet? Einſam hebt ſich die verlaſſene, kleine Veſte aus der ſie umtoſenden Brandung, da wo der Strom von ſeinen grauen Felſenufern enger eingeſchloſſen wird, rechts, auf Klippen ſich niſtend, Burg Ehrenfels, links die Trümmer des Vautsbergs, den unſere Tage in mittelalterlichen Formen wiedererſtehn ſahen.

Ueber verderbendrohend Geſtein hinweg wälzt ſich die Fluth in ihrem geſchmälerten Bette; vorſichtig lenkt der Schiffer den Nachen, um dem Strudel zu entgehen; kreiſchend ſchwirret ein Heer von Vögeln um den alten, verwitternden Thurm, den jede Welle wegzuſpülen droht, der aber Jahrhunderte hindurch allen Trotz geboten hat.

Es war das Jahr 1639. Die Hälfte der Einwohner Bingens war geflohen oder vernichtet; von Klopp, der ſtarken Burg, vom Ehrenfels wehte das Banner mit den drei Kronen des Nordlands, welches die Schaaren Herzogs Bernhards von Weimar dort aufgepflanzt hatten. Nur auf der Spitze des Mäuſethurms flatterten noch die Kur-Mainziſchen Zeichen. Sieben Krieger waren als Beſatzung zurückgelaſſen worden: die Gefahr eines Angriffs, die iſolirte Lage des Thurmes, ſicherten ſie eine Zeitlang, während die Burgen umher und die Städtchen in des Feindes Gewalt geriethen. Aber der Schwede konnte es nicht ertragen, ſich von dem verächtlichen Rattenneſt, wie man's nannte, lange trotzen zu laſſen.

Auf der damals noch mit Zinnen umgegebenen Warte ſaßen zwei der Wächter. Es waren alte, verſuchte Krieger, rauh wie das Handwerk, in dem ſie ergraut, gewöhnt an den Anblick des Blutes wie der Flamme: feſt wie der Stein, welcher den Thurm trägt, und treu ergeben dem Herrn, der ſie zu deſſen Vertheidigung geſandt.

Vom Rheine war der eine, aus des Frankenlands grünen Ebenen der andere. Sonderbar hatte der Zufall auch die übrigen fünf zuſammengewürfelt: jeder wußte eine andere Heimath zu nennen, aber eines großen Feldherrn Fahne hatte ſie in wenigen Jahren vereinigt und durch des Krieges Wechſelfälle waren ſie endlich hiehergeführt worden. Als die Beiden da oben ſaßen und über die Waſſerfläche hinwegſchauten, und vom Tilly und Friedländer, von Magdeburgs Plünderung und der Lützener und Nördlinger Schlacht oft wiederholte Geſchichten wieder erzählten, ſahen ſie's am Strande bei Bingen ſich regen und bewegen.

Lanzen und Hellebarden ſchimmerten, Böte wurden gelöſt, bewaffnet Volk ſtieg in ſie hinein. Drei Fahrzeuge mit Kriegern gefüllt trieben den Rhein herab, indem ſie das blau und gelbe Banner im Winde wehen ließen.

Der Führer der kleinen Schaar eilte, auf den Ruf der Beiden, die Wendeltreppe hinauf. Er zweifelte nicht einen Augenblick, daß es auf ihn abgeſehen ſei. Raſch ertheilte er ſeine Befehle. Die niedere, eiſenbeſchlagene Thür, welche in das Erdgeſchoß führte, war immer verſchloſſen: ſie wurde mit allem, was ſich

auffinden ließ, von innen verrammelt. Drei der Wächter blieben unten, die vier übrigen beſetzten die Platform. Die Fahrzeuge kamen heran; aus dem vorderſten erſcholl die Aufforderung, ſich zu ergeben: ein Hagel von Steinen und Kugeln war die Antwort. Schon hatte man zwei der Böte befeſtigt; ſchon war ein Theil der Mannſchaft auf die kleine Felſeninſel geſprungen, welche den Thurm trägt.

Die Feldſchlangen, welche die Schiffe mit ſich führten, unterhielten ein fortwährendes Feuer gegen die Mauern. Donnernd fuhren Kolben- und Balkenſtöße wider die Pforte an, mancher von den Angreifenden wurde durch die ſicher berechneten Schüſſe niedergeſtreckt, welche aus den Mauerpforten hervor, von den Zinnen herabpfiffen; manchen trafen die Steine, welche das eigene Geſchütz losriß. Aber die feindliche Macht war zu überlegen; ein Theil des obern Geſchoſſes ſtürzte in Trümmern herab, während das Gebälk zu brennen anfing; die Thüre konnte nicht länger widerſtehen — ſie erbebte, ſie krachte, ſie ſtürzte, und in wenigen Augenblicken lagen die Braven, die unten geſtanden, blutend am Boden.

Wilder und heftiger noch entbrannte nun der Kampf im Innern. Der Raum war eng, ſchmal und ſteil die Treppe: mehr als ein Schwede büßte den Angriff mit dem Leben. Aber ein zweiter und dritter trat an die Stelle des Fallenden — die vier Krieger im Thurm hatten keine Verſtärkung zu erwarten. Ihre Kraft ſchwand, ihre Wunden bluteten. Einer ſank nach dem Andern: nur der Letzte ſtand noch, ein grauer Wallen-

ſteiniſcher Fußknecht. Wie Wetterleuchten fuhr ſein Schwert im Kreiſe; über Feindes- und Freundesleichen hinweg gelang es ihm das Freie zu gewinnen.

Nur eine Handbreit Felſenufer trennte ihn von der weißſchäumenden Fluth. Drohend war ſein Stahl noch den Feinden entgegengeſtreckt, welche einen Augenblick inne hielten, ſtaunend über ſeine Tapferkeit, nicht wiſſend, was er zu beginnen denke. „Dein Leben iſt geſichert!“ rief die Stimme des Führers. „Ergib dich.“ — Nichts von Ergebung! „war die Antwort.“ „Treu bleib' ich meinem Herrn und meinem Glauben.“ Und ehe ſie noch den Angriff auf den Einzelnen erneuern konnten, warf er ſich mit erhobenem Schwerte in die Fluth, und rauſchend ſchlugen die Wellen über den Unterſinkenden zuſammen.

Heinrich IV. auf Klopp.

(Hierzu das Bild VI, erfunden von H. Plüddemann, geſtochen von A. Zſchokke.)

Wer hat nicht, in den Geſchichten des deutſchen Volks leſend, das trübe Schickſal Heinrichs des Vierten beklagt, das tauſendfache Unheil beweint, welches er faſt immer zur Unzeit hartnäckig oder nachgiebig, gutmüthig oder ſchwach, über ſein Land, ſeine Anhänger und ſich ſelbſt heraufbeſchwor? Von Jugend an irregeleitet und ſchlechtberathen, herriſch und unvorſichtig, zu ſeinem Unglücke einem Manne gegenübergeſtellt, deſſen Charakter alle Eigenſchaften vereinigte, welche dem Kaiſer abgingen, war ſeine ganze Regierung eine ununterbrochene Kette von momentanem Sieg und faſt anhaltender bittrer Demüthigung, von Kampf und Empörung, von Leiden und verrätheriſchem Undank von Seiten derjenigen, welche ihm vor allen Treue ſchuldeten.

VI

Plüddemann del. A. Zschokke sculp.

Carlsruhe durch Kunst-Verlag

Die unerhörte Schmach, welche der ſtolze Gregor ſeinem Gegner in der Burg zu Kanoſſa zugefügt hatte, wenn auch gerächt durch des Papſtes nachmalige Niederlage, war nicht abgewaſchen, nicht vergeſſen. Achtung und Vertrauen waren verloren, und ſchwer wiederzugewinnen. Am kaiſerlichen Hofe ſelbſt herrſchte böſer Unfriede, der älteſte Prinz war von des Vaters Feinden gewonnen worden, als Gegner ſtanden Beide ſich gegenüber, bis den gedemüthigten Sohn ein früher Tod in der Stadt Florenz abrief. Da reizten ſie auch Heinrich, den andern Prinzen, an dem der Kaiſer ſtets mit der zärtlichſten Liebe gehangen, und den er im Dome zu Aachen hatte krönen laſſen. Als er Alles verſucht, den Bethörten zu Reue und Pflicht zurückzuführen, bot er den Heerbann gegen den Empörer auf, mit dem die Mehrzahl der geiſtlichen Fürſten und ein ſtarker Anhang waren. Bei Regensburg, wo es zur Entſcheidung kommen ſollte, machte der Kaiſer eine neue Erfahrung vom Unbeſtand der Menſchen. Schnöde verließen ihn die Meiſten der Seinen, und er ſah nur in der Flucht ſein Heil. Da traten die Fürſten als Vermittler des Streites auf, und ſammelten ſich in Mainz zu einem Reichstag, die Mehrzahl heimlich entſchloſſen, den alten Kaiſer zur Abdankung zu nöthigen. Aber nun ſchien der junge Heinrich ſein unchriſtliches Betragen zu bereuen. Als er vernahm, daß der Vater mit den Seinen am Rheine harrte, ging er ihm entgegen. In Coblenz trafen beide zuſammen; ſie umarmten ſich und weinten, einander Vergeſſen und Gehorſam gelobend. Und ſo ritten ſie vereint auf Bingen zu, wo

der Kaiſer die Vorbereitungen zu ſeinem Einzuge in Mainz treffen ſollte.

Auf einem Hügel dicht hinter Bingen auf dem Dreieck, das Rhein und Nahe bilden, liegt die einſt ſehr ſtarke Burg Klopp, aus einem Römercaſtell entſtanden, welches Druſus Germanius zum Schutze des Grenzſtromes anlegte. Mauer und Thürme ſind nun in Trümmer geſunken, ein freundlicher Garten umgibt die einmal für unüberwindlich gehaltene Veſte, zu welcher der Wanderer hinanſteigt, ſich an der herrlichen Ausſicht über den anmuthigen Rheingau und das düſter pittoreske Rheinthal, über das alte Bingen und die fruchtbare Niederung zu ergötzen, durch welche die Nahe von Kreuznach herbeiſtrömt.

Das nämliche wundervolle Rundgemälde, ſtatt der moosbedeckten Ruinen unſrer Tage auf fernen und nahen Hügeln mit zinnenbewehrten Thürmen und hohen Mauren geſchmückt, lag am Weihnachtstage im Jahre des Herrn 1105 vor einem Manne ausgebreitet, der aus dem ſchmalen ſpitzbogigen Fenſter eines Gemaches auf Klopp über Stadt und Strom hinwegſchaute, unempfindlich für den Reichthum und die Schönheit der ihn umgebenden Natur, die jetzt, ernſt und düſter in ihrem Winterkleide mit der Farbe ſeines Gemüths übereinſtimmte. Leiden und Mühſeligkeiten ſchienen mehr denn das Alter ſein Haar gebleicht zu haben, gebeugt aber noch imponirend war ſeine Geſtalt; noch nicht erloſchen der Glanz des kühnen Auges. Aber dies Auge war

nun durch bittre Thränen verdunkelt. Es war Heinrich der Vierte. Statt in Mainz auf dem Reichstage zu ſein, ſaß er auf Klopp: die Stimme der Natur im rauhen Buſen unterdrückend, hatte ſein Sohn ihn dort verrätheriſch eingeſchloſſen, fürchtend, die Mainzer würden ſich zu Gunſten des alten Kaiſers erklären, welchem ſie immer mit Liebe angehangen hatten, und das Werk des Kronenraubs hindern, das er im Sinne trug. Durch Liſt hatte er, Reue heuchelnd, den Vater auf die Burg gelockt. Die kummervollen, ſtrafenden Worte, mit welchen dieſer ihn beim Scheiden angeredet, blieben ohne Eindruck; die wenigen treuen Gefährten, welche ihrem Herrn gefolgt waren und ſich der unnatürlichen That widerſetzen wollten, ließ er vor ſeinen Augen durch die Ueberzahl der Seinigen gewaltſam zu Boden werfen, feſſeln und mißhandeln, und in das Burgverließ bringen. —

Nicht lange hatte der Kaiſer ſo geſeſſen, ſeinen trüben Gedanken hingegeben, ſo vernahm er Trompetenklänge und Roßgewieher in den engen Gaſſen des zu ſeinen Füßen liegenden Städtchens, es regte und rührte ſich unten von Rittern und Reiſigen, und Alles ſchien auf die Ankunft hoher Gäſte zu deuten. In dieſem Augenblick ging die Pforte des Gemaches auf, und der an derſelben Wache haltende Krieger trat leiſe ein, ſcheu nach allen Seiten ſich umſehend. Was willſt Du? frug Heinrich; „Was ſoll das Getöſe bedeuten, das ich da unten im Orte vernehme? — Die geiſtlichen Fürſten ſind's, Herr Kaiſer, man ſagt, ſie ſeien gekommen, Euch zu nöthigen, die Krone niederzulegen,

auf daß Euer Sohn ſie trage. Verrathet mich nicht, Herr, ich kann Euch einen Weg zur Flucht zeigen, der Euch ſicher aus der Burg hinweg führen wird."

Das Gefühl ſeiner Würde erwachte von Neuem in dem mishandelten Herrſcher. „Ich fliehe nicht," ſagte er, entſchloſſen ſich erhebend. Sie mögen kommen, ſie werden's nicht wagen, die Räuberhände an ihren Kaiſer und Herrn zu legen, — aber wer biſt Du, welcher da, wo ich es am wenigſten erwartete, ſich als Helfer und Retter dem anbietet, welchen alle Welt verläßt?

„Noch ein Jüngling, war ich zu Worms gegenwärtig, als man vor vielen Jahren Euch das Ritterſchwert umhing, und damals gelobte ich mir, Euch zu folgen auf Euren Lebenspfaden, wie es mir auch immer ergehen möchte. Als gemeiner Fußknecht diente ich unter dem Zähringer, als ihr vor den empörten Sachſen aus der Harzburg flohet. Ich ſchlug mit Euch die Merſeburger Schlacht gegen den Pfaffenkönig, da nahmen ſie mich gefangen, und nach langen Drangſalen war ich genöthigt, mich vom Mainzer anwerben zu laſſen. Aber ich halte doch feſt an der dem rechtmäßigen Kaiſer gelobten Treue."

Eine Thräne benetzte das Auge des Greiſes, an welchem diejenigen meineidig geworden, welche ihm zunächſt ſtanden, welche durch Bande des Blutes an ihn gefeſſelt waren. „Ich danke dir," ſagte er nach einigem Beſinnen, „bewahre mir deine Ergebenheit, vielleicht kommt ſie mir noch zu gute in dieſen Nöthen." Mit dieſen Worten trat er in ein Nebengemach, deſſen Thüre er verſchloß. Bald darauf hatte der Burghof

ſich mit Volk angefüllt, ſchwere Schritte und Sporngeklirr erſchollen auf der ſteinernen Treppe. Von ihren Räthen und mehrern Rittern begleitet, traten die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln in den Saal, ſie hielten es nicht für nöthig Einlaß zu begehren bei dem, deſſen einſt heilig geachteter Würde Hohn zu ſprechen ſie gekommen waren. Sie ſahen ſich um. Heinrich war nicht zugegen. Da ging die Nebenthür auf und vor ihnen ſtand der, welchen ſie ſuchten. Der Kaiſermantel wallte von ſeinen Schultern herab, die Krone Carls des Großen ſchmückte ſein greiſes Haupt, ſeine Rechte hielt das goldene Zepter des Reichs, um ſeine Lenden war das ſchwere Kaiſerſchwert gegürtet, mit entſchloſſener Haltung und Miene trat er den Ankömmlingen entgegen, die im erſten Moment der Ueberraſchung ſcheu vor des Kaiſers Majeſtät zurückwichen.

„Was willſt Du hier, Ruthard von Mainz, — was kommſt Du zu ſuchen, Erzbiſchof von Köln? frug Heinrich die Eingetretenen. Betroffen ſchwiegen ſie einen Augenblick, aber der Mainzer, allen Groll zuſammenfaſſend, welchen er Jahrelang gegen den getragen, welchem er nun gegenüberſtand, und zu deſſen Verderben, wie des Sohnes Empörung er das Hauptwerkzeug geweſen, ſammelte ſich bald. Wir ſind gekommen, Euch abzufordern, was Euch nicht mehr gehört. Heinrich der Fünfte iſt unſer König durch Recht und Wahl, ihm legten wir den Eid der Pflicht ab. Erſtattet ihm, was ihr nicht ferner tragen dürft, ihr, den die Kirche aus ihrer Gemeinſchaft geſtoßen."

Bei dieſen Worten ſtreckte er die freche Hand nach dem Mantel aus, der von des Kaiſers Schulter herab⸗ſank, während die am Eingang des Saales und auf der Treppe ſtehenden Ritter den Ruf: „Es lebe unſer König, Heinrich der Fünfte“ erſchallen ließen, welches aus dem Burghofe hundertſtimmig wiederholt wurde. Da verließ den mißhandelten Greis die Entſchloſſenheit, die er eben noch mühſam gemuſtert; ſtumm und ohne Klage ließ er es geſchehen, daß man ihn der Inſignien der Reichswürde beraubte, daß die Diener der Kirche frevelnd die Hand an ihn legten.“ —

Bald nach dieſem unwürdigen Auftritt, welchen die Geſchichte gerne mit dem Schleier des Vergeſſens be⸗decken möchte, ward der willenloſe Monarch nach dem nahen Ingelheim abgeführt und die prächtige Pfalz Carls des Großen ſah das traurige Schauſpiel der Er⸗niederung deſſen, welcher auf dem Throne jenes Star⸗ken und Mächtigen geſeſſen. Als Heinrich auf dem Wege dahin ſich einmal umſah nach denen, welche ihn begleiteten, bemerkte er unter ihnen auch den Reiſigen, der Wache gehalten an ſeiner Thür zu Klopp. Als er nicht lange darauf noch einmal Deutſchland aufrief zu ſeinem Beiſtand gegen den unnatürlichen Sohn, beglei⸗tete dieſer ihn auf der Flucht vom Orte ſeiner Gefan⸗genſchaft.

Brömſer und Giſela.

Kein Ort des Rheingau's vereint die Reize der maleri=ſchen Lage mit den redenden Zeugen einer thatenkräftigen Vorzeit, wie Rüdesheim. An den Berg gelehnt, wel=chen Carl der Große zu Ingelheim, ſein Frühlingsla=ger haltend, mit Frankreichs Reben bepflanzte, und von deſſen Gipfeln der Blick ein Panorama umfaßt, das italiſch=germaniſchen Charakter an ſich trägt, prangt es noch mit ſeinen vier Burgen und ſeinem fränkiſchen Saalhof, und erinnert, nicht blos durch Sage und Na=men, ſondern durch Denkmale vergangener Jahrhun=derte, an jene Familie der Brömſer, die aus dem Lilienzweige der Herren von Rüdesheim entſprang. Geſchichte und Tradition ſcheinen ſich das Wort gegeben zu haben, ſchweſterlich zum Ruhme dieſes Namens bei=zutragen.

Es war die Zeit, als zu Speyer Bernhard von Clairvaux das Kreuz predigte; viele Ritter und Volk gehorchten den Worten des frommen Mannes, und waren bereit, ihr Leben und Gut zur Befreiung der heiligen Erde aufzuopfern, wo der Erlöſer gewandelt und das herrliche Werk der Erlöſung vollbracht hatte. Hans Brömſer war einer der erſten unter denen, welche das rothe Kreuz auf ihren Mantel hefteten. Schmerzlich war ihm der Abſchied von ſeiner lieben Tochter, — ſein Weib hatte er ſchon verloren — aber ihn ermunterte der Gedanke, daß er für die Ehre des chriſtlichen Glaubens ſtreite. Manch Abentheuer wurde erlebt, ehe der Fuß der kriegeriſchen Pilger den heiligen Boden Paläſtina's berührte; bald mußten die Sarazenen die kräftigen Schläge der Deutſchen empfinden; aber vor Allen zeichnete ſich Brömſer durch Tapferkeit aus, und ſein Name ward unter den Franken geehrt, und gefürchtet von den Ungläubigen.

Nahe bei dem Lager der Chriſten lag eine Felſenhöhle. In ihr ſprudelte eine kühle Quelle, welche die Krieger mit friſchem Waſſer verſah. In dieſer Höhle hatte ſich aber ſeit einiger Zeit ein Lindwurm gelagert, Jedem Tod drohend, der dem Borne nahete, um ſich an ſeinem Strahl zu laben. Niemand wollte ferner zur Quelle hingehen, und ein drückender Waſſermangel trat im Lager ein. Der Herr von Rüdesheim ſah die Noth der Seinen und erbarmte ſich ihrer; in Stahl gehüllt ſchritt er in Chriſti Namen zur gefürchteten Höhle. Kaum ward der Wurm einen Menſchen gewahr, ſo erhob er ſich mit Ziſchen und fuhr mit weit geöffnetem

Rachen auf den Ritter zu, um ihn zu packen. Doch Brömſer war des Angriffs gewärtig: im Augenblick ſaß die Klinge dem Unthier im Nacken, und als es heulend zurücktaumelte, da ſtieß er ihm ſein Schwert in die Weichen; zwei Streiche, und das Lager war von ſeinem Schrecken befreit: zuckend lag der Drache in ſeinem Blute. Kaum aber hatte der Tapfere ſein Schwert gereinigt, da überfiel ihn, aus einem Hinterhalte hervordringend, ein Haufen Ungläubiger. Der vorderſte, der auf Brömſer eindrang, ſtürzte ſogleich, von ſeinem Stahl getroffen, zu Boden, und ſchon war das Schwert gegen einen andern gehoben, als er von hinten mit einer Schlinge niedergeriſſen, geknebelt und im Triumphe einem nahen Schloſſe zugeführt ward, auf deſſen Zinnen der Halbmond den Kreuzherren Trotz bot.

Da ſaß nun der Held in Ketten, in ſeinem traurigen Kerker, mußte den aus der Ferne zu ihm dringenden muthigen Schlachtruf ſeiner Freunde hören, und hier in unthätiger Ruhe durch das Gitterfenſter den Tapferen zuſehen, an deren Spitze er zu ſtreiten gewohnt war. Unmuthig und ſeufzend wandte er ſich ab und empfand um ſo lebhafter alles Elend der Gefangenſchaft, je glühender in ihm der Durſt nach Thätigkeit war. Er ſtreckte ſich auf ſein hartes Lager hin, um im Schlafe Ruhe für ſein unruhig pochendes Herz zu finden: es ward ihm gewährt, aber nur noch mehr regten ihn Traumbilder auf. Giſela, ſeine heimgelaſſene Tochter, ſtand vor ihm, hob die frommen, blauen Augen bittend zum Himmel, und ſtreckte ſehnſüchtig die Arme nach dem geliebten Vater aus. Brömſer erwachte, aber mit

ihm auch die Sehnſucht nach dem theuren Heimath-ſtrande, und in heißer Aufwallung that er das Gelübde, dem Himmel ſeine einzige Tochter zu weihen, wofern ihn Gott aus dieſer Noth befreite und ihn an den ſchönen Rhein zurückführte. Und Gott erhörte ihn. Mit dem Dämmern des jungen Tages erſtürmte das Chriſtenheer das ſtolze Schloß und Brömſer war gerettet.

Wer iſt der Pilger, mit Stab und Muſchelhut, der betend und ſingend, rüſtigen Schrittes vorwärts ſchreitet, der die lombardiſche Ebene ſchon hinter ſich gelaſſen hat, und von ewigem Eiſe umringt den Saumpfad herabſteigt, welcher über des Gotthard's Höhen ins Schweizerland führt? Geſenkt iſt ſein Haupt, aber nicht vom Alter, — lebendig iſt das Auge, dunkelgefärbt Antlitz und Hände, wie bei Einem, der lange unter des Südens Sonnenſtrahlen gewandelt. Hans Brömſer iſt's. Sehnſucht hat ihn nicht länger im Morgenlande gelaſſen — an der Alpen Schnee erkannte er die Heimath wieder, und bald begrüßte er an des Breisgau's Grenze den Rhein, an den die Erinnerungen eines ganzen Lebens ihn feſſelten. Und als er am ſtolzfluthenden Strome die Burg ſeiner Väter erblickte, da wallte ſein Herz über, er ſank an's Ufer hin und benetzte es mit heißen Thränen, und dankte Gott mit vollem Herzen, daß er ihn wieder zur Heimath geführt. Der Drang der Gefühle ließ ihn nicht raſten: er ſtand auf und näherte ſich ſeiner Burg, und gewahrte auf dem Söller eine Jungfrau, welche über den Strom und die im duftigen Gold der Abendſonne ſchimmernde Land-

ſchaft hinblickte; ihr weiches, blondes Haar ward vom koſenden Weſt gewiegt, der mit ihrem weißen Schleier ſpielte. Es war Giſela: die Knospe hatte ſich zur blühenden Roſe entfaltet. Der Pilger trat in den Burghof: man erkannte ihn nicht, denn ſein tief auf die Brauen gedrückter, breitgeränderter Hut und ſein langer Bart veränderten ihn, und mancher Frühling war ſeit ſeinem Scheiden verfloſſen; er verlangte zum Schloßherrn geführt zu werden — man erwiderte ihm, der ſei zum heiligen Grabe gewallt und Niemand daheim, als deſſen einzige Tochter. Vom Hausmeiſter geleitet, ſtieg er die hohe ſteinerne Treppe hinan, ſchritt durch den Saal, den die Rüſtungen und Kampfpreiſe ſeiner Väter füllten und ſah bald ſein Kind vor ſich. Im Augenblicke, wo ſie ſich nach dem Kommenden umwandte, riß er ſeinen Hut ab — „Giſela!" — ein Schrei — und ſie lagen ſich in den Armen.

Der erſte Rauſch, die erſte Wonne des Wiederſehns war vorüber. Der Ritter eilte durch alle Gemächer ſeiner Burg, freute ſich beim Wiederbegrüßen der treuen Diener, die er in ihr zurückgelaſſen, beim Wiederſehen der Gegenden und Orte, deren Bild unvergänglich ſeiner Erinnerung eingeprägt blieb. Erſt jetzt konnte er die nöthige Ruhe gewinnen, die ſtürmiſchen Gefühle meiſtern, um ſich mit ſeinem Kinde zu beſprechen, von Allem, was ſich während der langen Trennung mit ihr, mit ihm ereignet hatte. Aber auf beiden Seiten ſchien ein gewiſſer Zwang die willige Hingebung, das rückhaltloſe Vertrauen zwiſchen Vater und Tochter zu hindern. War es das Fremdwerden

das jahrelange Abweſenheit ſelbſt befreundete, liebende Herzen im Augenblick des Wiederſehens empfinden läßt — entſprang es aus andern Gründen — ein Etwas ſchien bei Beiden den vollen Erguß ihrer Empfindungen ſtörend zu hemmen.

Als ſie ſo da ſaßen, auf das Treiben der Bewohner des noch ärmlichen Städchens, auf die Nachen und Frachtſchiffe blickend, welche an Hatto's Thurme den Zoll für die Rheinfahrt entrichteten, welchen zu jenen Zeiten jeder Herr einer Handbreit Landes verlangte, bog plötzlich in ſcharfem Trabe ein Roß um die Ecke der Burgmauer; im innern Hofe angelangt, ſchwang ſich ein junger Ritter aus dem Sattel und war bald auf dem Erker, wo die Beiden ſich befanden. Er wollte auf Giſela zueilen — ihre zaghafte Verwirrung, der drohende Blick des Mannes, der neben ihr ſaß und in demſelben Moment aufſtand, feſſelten ſeinen Fuß an den Eingang. Giſela faßte ſich. „Es iſt der Ritter von Falkenſtein, mein Vater" ſagte ſie, während der betroffene Jüngling näher trat. Brömſer empfing ihn kalt — er ahnte, was ihn herführe, er ſah Giſela's Erröthen, und die Erinnerung an das, was er in der Stunde der Trübſal dem Himmel gelobt hatte, ſtand lebhaft vor ſeiner Seele. Nicht minder überraſcht und geängſtigt war der Falkenſteiner, der nichts von des Alten Rückkehr wußte; — nur kurze Zeit währte die Unterhaltung, das Mädchen getraute ſich keine Silbe an ihn, er keine an ſie zu richten — und wortkarg und unfreundlich entließ Brömſer den unwillkommenen Beſucher.

„Giſela," begann ernſt der Vater, nachdem der letzte Hufſchlag des ſich entfernenden Roſſes verklungen war, „was wollte der Ritter hier?" Sie antwortete nicht. „War er häufig auf der Burg? — Giſela, mein Kind," ſagte er milder, ihre Hand nehmend, „faſſe Vertrauen zu deinem Vater und gib Antwort auf ſeine Fragen. Wie konnteſt Du, wie konnte die Pflegerin deiner Jugend, der ich dich bei der Abreiſe anvertraut, dies geſtatten?" Da ermannte ſie ſich und beſchloß die Wahrheit zu geſtehen. „Zürnet mir nicht, Vater," ſprach ſie. „Alles will ich euch bekennen. Oft ſah ich Otto, als ich noch halb Kind war — er iſt edel und ritterlich. Alle wollen ihm wohl: ſollte ich's nicht —" fügte ſie erröthend hinzu, „wenn ich aus eines Jeden Munde ſein Lob vernehme?"

Brömſer war aufgeſtanden; eine heftige Bewegung kämpfte in ſeinen Zügen, in denen ſich der Streit zwiſchen Rührung und der ſtarren Härte ſpiegelte, welche durch ein langes Leben im wüſten Waffenhandwerke ſeinem Gemüthe eigen geworden.

„Giſela," ſprach er ſtrenge, „du darfſt den Falkenſteiner nie wiederſehen: von einem Verhältniſſe zwiſchen dir und ihm kann nicht die Rede ſeyn." — „Vater, Vater! ſprich das harte Gebot nicht aus," lallte die Erſchrockene; „Otto iſt mein Verlobter!"

Ein „Ha!" und eine krampfhaft geballte Fauſt waren die ganze Antwort. Aber bald meiſterte er, obgleich mühſam, ſeine Leidenſchaft und zwang ſich, im Innern kochend, zu ſcheinbarer Gelaſſenheit und Ruhe. „So viel wagteſt du ohne mich, ohne mein Beiſein!"

fuhr er mit angenommener Kälte fort. „Es thut mir leid um dich, aber du ſelbſt haſt dir die Folgen zuzuſchreiben. Du biſt nicht mehr frei: eine höhere Fügung hat dein Schickſal beſtimmt. Von Kerkernacht umfangen, von der Rache der Ungläubigen bedroht, gelobte ich, dich dem Himmel zu weihen, wenn ich meine Freiheit wieder erlangte. Gott erhörte mich — dein Schickſal iſt unwiderruflich beſtimmt.“ Da warf Giſela ſich zu des Ritters Füßen, und umklammerte ſeine Kniee. „Vater,“ ſchluchzte ſie, „willſt du nicht, daß ich Otto's Gattin werde, ſo gönne mir nur ein Kämmerlein in deiner Burg. Hier, wo du mich auf deinen Armen trugſt, hier will ich dich in deinem Alter pflegen; nur ſtoße mich nicht von dir: in den öden Kloſtermauern muß ich vergehen!“

Da hielt Brömſer ſich nicht mehr — die flehenden Worte waren für ihn verloren, der Widerſpruch reizte den Heftigen. „Wähle das Kloſter, in welchem du den Schleier nehmen willſt; des Vaters Fluch würde die Ungehorſame treffen.“ Mit dieſen Worten verließ er den Erker; betäubt ſank die Unglückliche auf den Boden nieder. Als ſie wieder zu ſich kam, war ihr Geiſt verwirrt — wie ein drohendes Geſpenſt ſtand das Bild des Kloſters vor ihr, ſie konnte nicht ertragen, dem geträumten ſüßen Lebensglück auf immer entſagen zu müſſen. Wie Wahnſinn ergriff ſie der Gedanke. — Dunkel umgab ſie, Nacht erfüllte ihr Gemüth, erſchreckend ſchwebte der Fluch ihr vor. Unten hörte ſie das dumpfe Brauſen des Fluſſes, mit dem der Donner zuſammenſtimmte, der ſchon lange leiſe um das Gebirge rollte; es erfaßte ſie

ein kalter Todesſchauer, ſie wollte ihrer Qual entfliehen, und ſtürzte ſich von der Höhe in die Fluth des Rheines, die ſchäumend über ihr zuſammenſchlug. Brömſer ſieht in der Dämmerung ein weißes Gewand flattern und hört einen ſchweren Fall im Waſſer; eine furchtbare Ahnung ergreift ihn; den Namen ſeiner Tochter rufend, eilt er auf den Erker, und gewahrt beim Wetterleuchten eine weiße Geſtalt, welche von der Strömung getrieben wird. „Giſela! Giſela!“ Wind und Brandung überſtimmten ſeinen Angſtruf, dem nur der Donner Antwort gab.

Gram und Gewiſſensbiſſe ließen dem einſt ſo kräftigen Manne keine Ruhe mehr und nagten an ſeinem Leben: überall ſchien ihn der Geiſt ſeiner unglücklichen Tochter zu verfolgen, und ihn des Mordes anzuklagen. Zur Sühne gelobte er ein Gotteshaus zu bauen; aber mehrere Fehden, in die er ſich abſichtlich verwickelte, um im wilden Schlachtengedräng Linderung für ſein gequältes Gewiſſen zu ſuchen, ließen ihn ſeinen Vorſatz auf lange verſchieben. Einſt lag er in tiefem Schlummer in ſeinem Bette, da erſchien ihm im Traume der Lindwurm, den er in Paläſtina erlegt; drohend, wie vor Jahren, war des Unthiers Rachen gegen ihn geöffnet, aus dem die geſpaltene Zunge gierig hervorſchoß; aber in verklärtem Scheine ſchwebte Giſela’s Geſtalt in das Gemach, hob die Linke drohend gegen den Drachen, daß er alſobald entwich. Wehmüthig blickte ſie den ſchlafenden Vater an, und wie ein Frühlingnebel war die Erſcheinung in Nichts zerfloſſen. In demſelben Augenblick fielen mit dumpfen Geklirr die Sklavenketten, welche

Brömſer einſt in Paläſtina getragen und von dort mitgebracht hatte, von der Wand. Zitternd vor Schrecken fuhr Brömſer aus dem Traume empor. Das Morgenlicht ſah durch das kleine Fenſter herein: kaum hatte er über den wunderbaren Traum nachgedacht, ſo wurde gepocht, und einer ſeiner Knechte brachte ihm ein kleines unſcheinbares Bild des Gekreuzigten. Als dieſer nämlich auf dem Felde gepflügt hatte, ſcharrte der Ochſe etwas aus dem Grund: es war ein Chriſtusbild, und der Mann betheuerte hoch und theuer, es habe nach Hülfe gerufen. Brömſer erinnerte ſich nun wieder ſeines Gelübdes, und ſah das Wunder als eine Ermahnung an, es zu vollführen. Auf derſelben Stelle im Walde, wo der Auerochſe das Cruzifix gegraben, ließ er eine Kirche nebſt einem Kloſter bauen, und nannte es Noth Gottes, und von ferne und nah wallten Pilger zu dem wunderthätigen Gnadenbilde.

Kapuzinermönche bewohnten Jahrhunderte lang das nun entweihte einſame Kloſter, das nicht ferne von dem weinreichen Aßmannshauſen am Walde liegt. Frommen und Neugierigen zeigten ſie dann die verknöcherte Zunge des Ungeheuers, das der heldenmüthige Stifter im gelobten Lande erlegt und die Ketten, welche er während ſeiner Gefangenſchaft getragen hatte.

Karl und Elbegaſt.

Ingelheim d. i. Engelheim, woſelbſt Karl d. Gr. eine Pfalz hatte, deren Glanz und Pracht die Zeitgenoſſen nicht genug zu rühmen wiſſen, verdankt ſeinen Namen nachſtehender wunderbaren, und wie der Dichter der Hiſtorie van Koninkende van Elegaſt *) verſichert, ganz wahren Begebenheit, zu deren hiſtoriſchem Verſtändniß hier nur vorausgeſchickt werden möge, daß ſich, wie Alberich in ſeinem Chronikon zum J. 788 erzählt, unter Anführung Harderichs (in der vorliegenden Sage Eggerich genannt) gegen König Karl eine mächtige Verſchwörung der Auſtraſier bildete, nach deren Entdeckung (durch die Erſcheinung eines Engels herbeigeführt) viele verſtümmelt oder verbannt wurden. —

*) Die vorliegende Sage iſt eine freie, jedoch möglichſt getreue Bearbeitung dieſes altniederländiſchen Gedichtes, nach der Ausgabe von Hoffmann von Fallersleben im 4ten Theile der Horae Belgicae.

Es war an einem Abend, als König Karl zu Ingelheim am Rhein, woſelbſt er Hof hielt, ſich niedergelegt und eben einzuſchlafen begann. — Da erſchien ihm ein heiliger Engel, weckte ihn mit ſüßen Worten und ſprach: „Steht auf edeler König, legt eiligſt euere Kleider an, waffnet euch und geht ſtehlen; alſo befiehlt euch Gott, der im Himmelreich Herr iſt; noch in dieſer Nacht müßt ihr ſtehlen, wofern ihr nicht Thron und Leben verlieren wollet; darum nehmet euern Speer ſammt euerm Schilde, beſteigt eiligſt euer Roß und ſäumet nicht.“ Dieſe Rede befremdete den König gar ſehr; weil er aber Niemanden ſah, ſo wähnte er geträumt zu haben und kehrte ſich nicht weiter daran. Da ſprach der Engel abermals: „Steht auf, Karl, und geht ſtehlen, alſo befiehlt euch Gott durch mich; anders verliert ihr euern Leib.“ Mit dieſen Worten ſchwieg er. Der König aber war noch mehr beſtürzt als das erſte Mal und dachte bei ſich: Was iſt's wohl, das dies Wunder meint? Iſt es das Drücken des Alps, das mich quält und ſolches Phantom erzeugt? — Du himmliſcher Herr, was ſollte mir noth thun zu ſtehlen? Ich bin ſo reich, kein Mann auf dem Erdboden, weder König noch Graf, iſt ſo reich an Gut und Hab, alle müſſen mir unterthan ſein und zu meinen Dienſten ſtehen. Mein Land iſt ſo groß, man findet nirgends ſeines Gleichen, und rings iſt es mein eigen, bis hin nach Köln an dem Rhein und fort bis Rom hin gehört alles dem Kaiſer; ich bin Herr, mein Weib iſt Herrin, im Oſt bis zur wilden Donau, im Weſt bis zur wilden See, dazu habe ich Gallizien und das

Land Hiſpanien, das ich ſelber mir gewann mit meiner Hand und die Heiden daraus vertrieb; was ſollte mir noth thun zu ſtehlen! Warum entbietet Gott mir ſolches? Ungern breche ich ſein Gebot; aber ich vermag es kaum zu glauben, daß Gott mir die Schande zugedacht, daß ich anfangen ſolle zu ſtehlen. — Während er noch ſo lag und hin und her, fort und zurück dachte, befiel ihn wieder der Schlaf, ſo daß er ein Weniges die Augen ſchloß. — Da begann der Engel wieder: „Wollt ihr Gottes Gebot überhören, Herr König, ſo iſt es um euch geſchehen; es wird euch an euer Leben gehen; thut alſo befohlener Maßen und geht ſtehlen und werdet ein Dieb. — Habt ihr auch jetzt darob großes Ungemach, ſo wird es doch nachmals euch lieb ſeyn.“ Mit dieſen Worten fuhr der Engel von dannen, und Karl ſprach bei ſich: Gottes Gebot, ſein Wort, will ich nicht außer Acht laſſen; ich will Dieb werden und bringt es auch Schande und ſollt' ich auch hangen bei der Kehle. Gleichwohl hätte ich viel lieber, daß mir Gott nähme, was ich von ihm zu Lehen habe, beides Burg und Land, und ich müßte mich nähren mit Schild und Speer, wie einer, der nichts hat und auf Abenteuer lebt; das wäre mein Wunſch eher, dann daß ich nun muß ſtehlen gehen ſonder einiges Zögern, ſo ich nicht Gottes Huld verwirken ſoll. Nun, ich muß mir ein Herz faſſen. Ich wollte, ich wäre unbemerkt aus dem Pallaſte und koſtete es mir ſieben der ſchönſten Burgen auf dem Rheine. Was ſoll ich nur den Rittern und Herren ſagen, die hier liegen in den Gemächern, daß ich in dieſer düſtern Nacht, allein, ohne

Jemandes Beiſtand, in ein Land ziehe, das mir fremd iſt und unbekannt? — Mit dieſen Worten machte König Karl ſich bereit, und kleidete ſich in ſeine koſtbaren Gewande und legte die Waffen an; denn es war alſo ſeine Sitte, daß er die Waffen, — die beſten ſo man je ſah, — mit ſich zu Bette nahm, darinnen er lag. Als er alſo gewaffnet war, durchſchritt er den Pallaſt; da war kein Schloß, noch Thüre, noch Pforte, die ſich ihm nicht öffnete; wohin er wollte, mochte er gehen; Niemand war da, der ihn ſah, denn die Dienerſchaft lag rings in feſtem Schlafe, nach Gottes Willen, der ſolches alſo eingerichtet wegen des Königs Ergebenheit. Nachdem der König die Schloßbrücke hinter ſich hatte, ging er vorſichtig zum Stalle, darinnen er ſein edeles Roß wußte und ſein prächtiges Reitzeug. Ohne längeres Zögern ſattelte er und ſaß auf. Wie er zur Pforte geritten kam, ſah er da den Wächter und die Pförtner, die wenig ahnten, daß ihr Herr ihnen ſo nahe war, und feſt ſchliefen nach Gottes Willen. Der König ſtieg ab und öffnete die Pforte, die verſchloſſen war, und führte ſein Roß geräuſchlos und unbemerkt heraus. Als er nun wieder in Sattel und Zeug ſaß, betete er für ſich hin: „O Gott, der du auf Erden gekommen, um uns alleſammt zu erlöſen, o mögeſt du in meinem Geleite ſein in dieſer finſtern Nacht, und an mir deine Macht offenbaren. Demüthig wende ich mich zu dir." Während der edele Mann alſo betete, verſank er in Gedanken, wo er am beſten hinreiten möchte, um zu ſtehlen. Da kam er in einen Wald, der nicht gar weit entfernt war; der Mond ſchien ſehr kalt, die Sterne

glänzten am Himmel, es war eine ſchöne Nacht. „Sonſt war ich gewohnt,“ ſo dachte der König bei ſich, „vor allen Dingen die Diebe zu faſſen, die den Leuten mit Liſt ihr Gut ſtehlen und rauben; jetzt fühle ich, wie denen zu Muthe ſein mag, die von Abenteuern leben; ſie wiſſen wohl, daß ſie Leib und Gut verwirken; kann man ſie fangen, ſo hängt man ſie und ſchlägt ihnen das Haupt ab, oder ſie ſterben noch ärgern Tod. Wie groß muß ihre Angſt oft ſein! Nimmermehr in meinem ganzen Leben werde ich Menſchen wegen kleinen Schadens ſterben laſſen. — Ich habe Elegaſt um kleiner Sachen willen aus meinem Lande vertrieben,*) der nun oft ſeinen Leib zu Pfand ſetzt, um zu gewinnen, wovon er lebe; er mag wohl manche Sorge haben, denn er hat nicht Land noch Lehen, noch irgend eine andere Zuflucht und muß mit Stehlen ſeinen Unterhalt ſuchen, nachdem ich ihm Land und Gut, deſſen er Herr war, genommen und ihn hinausgeſtoßen habe mit ſeinen Rittern und Knappen. — Dieſe folgen ihm jetzt alle aus Armuth; ich aber dulde ſie nirgends und wer ſie herbergte, würde Burg und Lehen verwirken. — Er hat keine andere Zufluchtsſtätte als Wildniſſe und Wälder. — Das iſt aber wahr: er beraubt keinen armen Mann, der von harter Arbeit lebt, dem Pilgrim und dem

*) Elegaſt, b. Frauenlob Alegaſt, im Titurel Elbegaſt genannt, erſcheint in den altdeutſchen Dichtungen als äußerſt ſchlauer, doch gutmüthiger Dieb, der den Vögeln die Eier aus der Brut ſtahl und nicht leiden mochte, wenn er einen alten Knaben bei einer jungen Maid oder ein altes Weib bei einem jungen Burſchen ertappte. —

Kaufmann läßt er das Seinige; allein Niemand anders iſt ſicher vor ihm. Biſchöfe, Kanoniche, Aebte, Mönche und was nur Pfaffe heißt, kömmt, wo er dergleichen ertappen kann, übel weg. — Er hebt ſie aus dem Sattel, daß ſie auf die Heide fallen und nimmt ſich alsdann Maulthier und Pferde, Gold, Silber, Kleider und Alles, was ſie mit ſich führen. So hält er ringsum Jagd auf die reiche Beute. Seine Liſt iſt mannigfaltig. Niemand kann ihn fahen, obgleich Mancher deshalb Alles aufgeboten hat. — Ich möchte in dieſer Nacht wohl ſein Geſelle ſeyn. „O Herr Gott, hilf mir dazu!“ Mit dieſen Worten ritt der König weiter und hörte nicht, wie ein Ritter angeſprengt kam, der ihn einholen zu wollen ſchien. Schwarz waren deſſen Waffen wie Kohlen, ſchwarz war Helm und Schild, ſchwarz der Panzerrock, ſchwarz war das Roß, darauf er ſaß; auch kam er einen ſonderlichen Pfad quer durch den Wald geritten. — Als der König ihn auf ſich zukommen ſah, ſegnete er ſich und war in Furcht, denn er wähnte, es wäre der Teufel, weil er ſo ſchwarz war, und befahl ſich dem allmächtigen Gott. Gehe es mir ſchlimm oder gut, ich muß das Abenteuer beſtehen; jedoch weiß ich im Voraus, es iſt der Teufel und Niemand anders, denn wäre es von Gott, ſo wäre es nicht ſo ſchwarz; Alles iſt ja ſchwarz, Pferd und Mann. Ich fürchte, es nahet mir Unheil und bitte Gott, daß er wache, damit dieſer mir nicht ſchade.“ Der ſchwarze Ritter aber, als er den König näher kommen ſah, dachte in ſeinem Sinne: „Der iſt verirret hier und hat ſeinen Weg verloren; ich will das von

ihm hören; er ſoll aber ſeine Waffen laſſen, die dem Anſchein nach die beſten ſind, ſo ich in ſieben Jahren geſehen; ſie leuchten wie der Tag von Steinen und Gold. Von wannen kam er in den Wald? Der iſt kein armer Mann, der ſolche Waffen trägt und ſolches Roß reitet, ſo ſtark und ſchön von Gliedern.“ Als ſie nun zuſammen trafen, ritten ſie ohne Gruß einander vorbei, der eine beſah den andern wohl, allein ſie ſagten kein Wort. Der mit dem ſchwarzen Roß hielt, ſobald er beim König vorbei war, ſtille und dachte bei ſich: „Wer mag der wohl ſein, daß er mich nicht grüßt, da er mir begegnet und um kein Ding nicht fraget. Ich glaube, daß er auf böſen Wegen iſt. Wäre ich deſſen ſicher, daß er käme um zu ſpioniren, daß er mich oder die Meinen in Leid bringen wollte beim König, deſſen Gunſt ich verloren: er möchte die Nacht ohne Schaden mir nicht entkommen. Was hätte er nöthig hinter Buſch und Strauch zu jagen, wenn er mich nicht ſuchte? Bei dem Herrn, der mich erſchaffen! er entreitet die Nacht mir nicht; ich werde ſeine Stärke prüfen; ich will ihn ſprechen und kennen lernen, und mag er ſein wer er will, ich will ſein Roß gewinnen und was er an hat und ihn mit Schimpf und Schande nach Hauſe ſchicken, den Dummbart! Hiermit warf er ſein Roß herum, und folgte dem König nach. Sobald er ihn eingeholt, rief er laut: „Halt, Ritter! wohin reitet ihr? ich will wiſſen, was ihr hier ſucht und jagt und zu ſchaffen habt? Eher entreitet ihr mir nicht von hier und wärt ihr noch ſo kühn und noch ſo verſteckt euere Sprache; berichtet es mir, ihr thut wohl daran.

Ich will wiſſen, wer ihr ſeid und wohin ihr reitet um dieſe Zeit, und wie euer Vater heißt; ich kann es euch nicht erlaſſen.“ Da antwortete der König: „Ihr fraget mich ſo manches Ding, daß ich nicht weiß, wie euch berichten. Lieber will ich, daß wir fechten, dann ich es euch gezwungen ſagte. Wahrlich, ich hätte viel zu lange gelebt, wenn mich ein Menſch zwingen ſollte, von Dingen, die ich nicht wollte, zu berichten, um meinen Leib zu wahren. — Geh es mir gut oder übel, wir wollen dieſen Streit zwiſchen uns beiden kürzen und mit den Waffen entſcheiden.“ — Des Königs Schild war verdeckt, denn er wollte ihn nicht offen führen wegen des Zeichens, ſo darauf ſtand, damit man nicht merke, daß er der König wäre. Sie warfen nun ihre Roſſe ſtark und ſchnell herum; beide waren wohl gewaffnet und ihre Speere ſtark. Es war ein umzäunter Ort; ſie trafen ſich beide mit ſolchem Haß aufeinander, daß die Roſſe ſich bäumten. Männlich griffen ſie hierauf zum Schwerte, kampfbegierig, und fochten eine lange Zeit, daß man darüber eine Meile hätte gehen können. Das Schwert des Schwarzen war ſtark und ſchnell und ſeine Streiche gewaltig, ſo daß der König ſchon beſorgt ward und wieder wähnte, es wäre der Teufel ſelbſt. Da ſchlug er dem Schwarzen auf den vorgehaltenen Schild, daß dieſer in zwei Stücke flog, als wenn es Laub von einem Baume wäre. — Der Schwarze aber ſchlug auf den König, die Schwerter gingen auf und nieder auf die Helme, auf die Panzer, und glitt auch mancher Hieb ab, ſo war doch kein Harniſch ſo gut, daß nicht das rothe Blut durch die eiſernen Panzerhemde

vordrang. — Das war ein Dröhnen von Streichen! Die Späne flogen von den Schilden, die Helme auf ihren Häuptern bogen ſich voll von Scharten und Spalten, ſo ſcharf waren die Schneiden der Schwerter. Der König dachte in ſeinem Herzen: „Der iſt der Waffen gut kundig! ſoll ich aber meinen Namen ſagen? ich müßte mich des ewig ſchämen, nimmermehr erwürbe ich Ehre.“ — Hiermit führte er nach dem Schwarzen einen ſo gewaltigen Streich, daß dieſer vom Roß taumelte. Es war damit aber noch kein Friede zwiſchen beiden. Der Andere ſchlug auch nach dem König und that einen ſo gewaltigen Schlag auf deſſen Helm, daß das Schwert in zwei Stücke flog. Wie der Schwarze nun ſah, daß er ſein Schwert verloren hatte, rief er: „Pfui, daß ich je ward geboren! Wozu mag ich wohl leben? Niemals habe ich ein gutes Glück gehabt, und ſoll es nimmermehr haben. Womit ſoll ich mich jetzt wehren? Ich gebe nicht zwei Birnen für mein Leben, nun ich mit leeren Händen daſtehe.“ Da däuchte es dem Könige Schande, zuzuſchlagen, indem er das Schwert, in zwei Stücke gebrochen, auf dem Felde liegen ſah, und er dachte bei ſich: „es iſt keine edele Rache, einem zu ſchaden, der ſich nicht wehren kann.“ Während ſie nun ſtille hielten, war ihr Sinnen mannichfaltig; der eine dachte, wer der andere wohl ſein möchte. „Bei dem Herrn, der mich erſchaffen!“ ſprach endlich Karl, der König, „ihr berichtet mir ein Ding, Herr Ritter, um das ich euch frage; wie heißt ihr und wer ſeid ihr? Nun ich mit Ehren weiter ziehen kann, werde ich euch von hinnen reiten laſſen, ſobald ich euern

Namen weiß.“ Der Schwarze entgegnete: „Ich bin dazu bereit, ſo ihr mir kund gebt, was euch Noth thut, bei Nachtzeit hieher zu kommen, und zu weſſen Verderben ihr wachet.“ Da ſagte Karl, der edele Mann: Antwortet mir zuerſt, ich ſage euch ſodann, was ich hier ſuche und warum ich nicht bei Tage reiten darf; denn es iſt nicht ohne Noth, daß ihr mich alſo gewaffnet ſehet, und ich werde euch ſagen, wie es kömmt, ſo ihr mir eueren Namen nennt, des ſeid verſichert.“— „Herr,“ antwortete Ritter Elegaſt, — denn kein anderer war der Schwarze, — „es iſt mir nicht zum Beſten ergangen; ich habe Gut und Land verloren, das ich vor dem hier hatte, durch Unglück, wie es Manchem thut. Sollte ich euch ganz kund machen, wie meine Sachen gekommen ſind, es ſollte euch viel zu lange dünken, eh’ ich euch das Ende geſagt!“ Als dies der König hörte, ward er frohen Muthes und ſagte: „Ritter, iſt’s euch bequem, ſo nennt mir nun eueren Namen und wie ihr euch ernährt. Bei Allem, was Gott lieb hat, und bei ihm ſelber zuvor, von mir habt ihr nichts zu befahren!“ — So wißt denn, Herr, ich heiße Elegaſt, und das, wovon ich lebe, muß ich ſtehlen. Seit ich Hab und Gut verloren und König Karl mich aus meinem Lande vertrieben, habe ich mich in Wildniſſen und Wäldern aufgehalten; den Lebensunterhalt müſſen reiche Leute hergeben: Biſchöfe und Kanoniche, Aebte und Mönche und was nur Pfaffen heißt. Meine zwölf Geſellen ſind im Walde; ich ritt auf Abenteuer aus und habe ein bitteres gefunden, wannen ich mein Schwert verloren und auch meinen Theil Schläge

habe, mehr denn ich je in einer Nacht von einem Manne gewann. Nun ſagt mir, Ritter, wie ihr heißt und wer euer Feind iſt. Iſt er von ſolcher Macht, daß ihr bei Nacht reiten müßt? Könnt ihr euere Widerſacher nicht bezwingen? Ihr ſeid doch der Waffen gut kundig!" Der König dachte in ſeinem Herzen: „Gott hat mein Beten erhört, nun muß er mich ferner berathen, dies iſt der Mann, den ich gerade wünſchte, daß er mitreite in dieſer Nacht. Gott hat ihn mir zu rechter Zeit geſandt. Nun muß ich lügen aus Noth. — Bei Gott, der mich berufen, ſprach er dann zu Elegaſt, an mir habt ihr ein ſicheres Geleite, einen ſtätigen Freund und Frieden. Ich will euch meine Lebensweiſe ſagen; was hilfts, Freunden verhehlen? Ich habe ſo viel Gut geſtohlen, daß, wäre ich gefangen, man wahrlich mich nicht entgehen ließe." — „Nun ſagt mir, Ritter, wer ihr ſeid?" — „Ich will euch meinen Namen ſagen," ſprach der König, ſo es euch genehm iſt, ich bin geheißen Adelbrecht. Ich pflege zu ſtehlen in Kirchen und Klöſtern und in allen Gotteshäuſern; ich ſtehle, was mir vorkömmt und laſſe Niemand ungeſchoren, Reich noch Arm; ich achte auf kein Jammern und nehme lieber dem Armen ſein Gut, denn ich ihm das Meine gäbe. So habe ich mich ernähret und habe nun einen neuen Hinterhalt gelegt, um einen Schatz zu heben, den ich weiß. Ich verſehe mich euerer Hülfe dazu. Der Schatz iſt übel gewonnen, Gott wird es uns nicht verargen, wenn wir ein fünfhundert Pfund davon nehmen. Er liegt in einem Caſtell, dahin mir die Wege kund ſind. Nun ſagt mir, Ritter, ob ihr die Nacht

mein Geſelle ſein wollt auf dieſer Jagd. Was wir zuſammen erbeuten, wollen wir bergen, bis es tagt, dann werde ich theilen und ihr ſollt wählen dürfen. „Elegaſt entgegnete: Sagt an, lieber Geſelle, wo liegt der Schatz? Des muß ich kundig ſein, oder ich folge euch keinen Fußbreit.“ — „So will ich es euch denn berichten,“ antwortete Karl, „der König hat ſolchen großen Schatz“ — Wie der König ſagte, daß er ſich ſelber beſtehlen wolle, ward Elegaſt unwillig und ſagte: „Das möge Gott verhüten, daß ich in meinem Leben dem König Schaden zufügen ſollte! Hat er mir auch durch böſen Rath mein Gut genommen und mich vertrieben, ſo werde ich ihm doch mein ganzes Leben gut Freund ſein nach meinen Kräften und in ſeinen Schaden nicht willigen, dieweil er nach Recht Herr iſt; ich müßte mich ja ſchämen vor Gott.“ Als dies der König hörte, ward er froh in ſeinem Herzen, daß ihm Elegaſt, der Dieb, wohl wollte und ihn lieb hatte und dachte: Möchte er mit Ehren zurückkehren, er ſollte ſo viel haben, daß er ſein Lebtage ehrlich davon leben könnte, ohne Stehlen und Rauben. — Nach dieſen Gedanken, worin er war, frug er Elegaſt, ob er nicht leiden wollte, daß ſie unter ſich beide auf Raub ausgingen in dieſer Nacht; er thäte gern ſein Beſtes dazu, ſo er ihn mitreiten laſſe. Elegaſt ſagte: „Ja, ſehr gern, wofern ihr nicht euern Scherz habt. Bei Eggerich von Eggermonde, der des Königs Schweſter hat, da mögen wir ohne Sünde ſtehlen; es iſt eine Schande, daß er lebt. Er hat Menſchen verrathen und in großen Schaden gebracht und auch ſeinem Herrn, dem König,

ſollte er Leib und Ehre nehmen, möchte es nach ſeinem Willen gehen, das weiß ich. Und doch hat er vom Könige Land und Sand, Burg und Lehen und mancherlei Ding; es möchte ihm wenig ſchaden, wenn wir von dem Seinigen zehrten. Dahin wollen wir reiten, ſo es euer Wille iſt.“ Der König war bereit dazu. Sie kamen nun auf ein Feld, da fanden ſie einen Pflug ſtehen. Der König ſtieg ab und nahm ſich die Pflugſchaar. Er dachte in ſeinem Sinn: „die iſt gut zum Handwerk! Wer in Burgen einbrechen will, muß ſich ſolche Dinge beſorgen, die er dazu bedarf.“ Dann ſaß er unverweilt auf und folgte Elegaſt, der ein Weniges vor war, indem er ſein Roß ſpornte. Als ſie vor die Veſte kamen, die die ſchönſte und beſte war, ſo irgend je an dem Rheine ſtand, ſprach Elegaſt: „Hier laßt uns halten. Nun ſehet, Adelbrecht, was dünkt euch, wie wir es am beſten machen? Ich will nach euerem Rathe handeln; mir wäre es leid, geſchäh euch Schaden, daß man hernach ſagen möchte, es kam Alles von dieſem Manne.“ Der König antwortete auf dieſe Rede: „Ich kam niemals, daß ich wüßte, in den Hof noch in den Saal, und würde es mir ungelegen ſein, ſollte ich nun hineingehen; es ſteht daher an euch.“ Elegaſt ſagte: „Es iſt mir recht; ich will ſchon bald ſehen: ob ihr ein geſchickter Dieb ſeid. Laßt uns ein Loch in die Mauer machen, da wir hindurch kriechen mögen.“ Das gefiel ihnen beiden wohl. Sie banden ihre Roſſe an und gingen ohne einigen Laut zur Mauer. Elegaſt zog ein Eiſen hervor, um damit die Mauer aufzubrechen. Nun langte auch der König die Pflugſchaar vor. Da

lachte Elegaſt und ſagte: „Dergleichen ſah ich noch nirgends zu ſolcherlei Arbeit gebrauchen!“ — „Mag wohl ſein!“ verſetzte der König; ich kam auf dem Rheine gefahren, — es iſt nun ſchon der dritte Tag, — um auf Erwerb auszugehen; da mußte ich mein Eiſen laſſen; es entfiel mir auf der Straße, als man mich verfolgte, und weil ich Schande halber nicht umkehren durfte, ſo war ich meines Eiſens quitt, und nahm dieſes, das ich im Mondſchein an einem Pfluge fand. Elegaſt ſagte: „Es iſt fürderhand gut genug; hernach laßt ein anderes machen.“ Sie ließen nun das Reden und machten das Loch. Elegaſt verſtund ſich beſſer darauf als der König, ſo groß und ſtark dieſer auch war. Als ſie nun das Loch gebrochen hatten und hineingehen ſollten, ſprach Elegaſt: „Ihr könnt hier draußen Alles in Empfang nehmen, was ich euch bringen werde.“ Denn er wollte es nicht zugeben, daß der König hineingehe, ſo ſehr beſorgte er Schaden für ihn, weil dieſer ihm kein gewandter Dieb däuchte. Gleichwohl wollte er Lieb und Leid und ſeinen Gewinn mit ihm theilen. — Der König blieb alſo draußen und Elegaſt ging hinein. Dieſer zog nun ein Kraut aus und that es in den Mund; wer ſolches hatte, verſtund, was Hähne krähen und Hunde bellen. Da hörte er, wie ein Hahn und ein Hund in ihrem Latein ſagten, der König ſtehe draußen vor dem Hofe. Elegaſt ſtutzte und dachte bei ſich: „Wer mag das ſein? Sollte der König hier draußen halten, ſo meine ich, daß mir Unglück nahet. Ich bin verrathen, oder mich drückt der Alp!“ Er ging nun zurück, wo er den König gelaſſen, und erzählte ihm,

was er vernommen. Da ſagte Karl: „Was ſollte wohl der König hier thun? Wollt ihr Hühnern glauben oder was ein Hund bäffzt, ſo iſt euer Glaube nicht feſt. Mich dünkt, daß ihr mir Fabeln erzählt. Wozu beunruhigt ihr mich?“ „Hört ſelber,“ ſprach Elegaſt und ſteckte dem König ein Kraut in den Mund, das vor ihm ſtand. Da krähte der Hahn wieder und ſagte wie zuvor, daß der König da wäre, allein er wiſſe nicht wie nahe. „Wie nun, Geſelle, ſprach Elegaſt, ich will bei der Kehle baumeln, ſo der König nicht in der Nähe iſt.“ Da ſagte Karl: „Pfui, Geſelle, fällt euch das Herz? Ich wähnte, daß ihr kühner wäret.“ — Wohlan, ſprach Elegaſt, ich will an’s Werk; gebt das Kraut her, was ſollte es euch fruchten?“ — Der König ſuchte hin und her in ſeinem Munde; als er es aber nicht finden konnte, ſprach er: „Was iſt mir geſchehen? Mich dünkt, ich habe mein Kraut verloren, das ich doch feſt zwiſchen meinen Zähnen hielt. Bei meiner Treue, das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Da lachte Elegaſt wieder und ſagte: „Seid ihr ein ſo arger Dieb? Wie kömmt’s nur, daß man euch nicht fängt, ſo oft als ihr ſtehlen geht? Daß ihr lebt, iſt wahrlich ein großes Wunder, ihr wäret ſonſt lange todt. Geſelle, ich habe euer Kraut geſtohlen! Ihr wißt kein Haar von Stehlen!“ Der König dachte: er ſpricht wahr! — Indeſſen ließen ſie das Reden. Elegaſt befahl ſich Gott und ſchloß dann alle Schlöſſer auf, kleine und große, und ging, wo der Schatz lag, ehe es jemand hörte oder ſah, und holte ſo viel, als ihm gut däuchte. — Da wollte nun Karl von dannen reiten, Elegaſt aber hieß

ihn warten. Er wollte nach einem Sattel gehen, der in der Kammer ſtand, darin Eggerich und ſein Weib lag, das ſchönſte Geſchirr, das man je ſah, daran hundert große Schellen hingen, die alle von rothem Golde waren und klingelten, wenn Eggerich ritt. „Geſelle, ſeid klug und wartet! Ich will ihm noch ſeinen Sattel ſtehlen und ſollte es mir meinen Hals koſten!“ Das war dem König ungelegen; er hätte lieber den Gewinn vom Sattel entbehrt, denn daß Elegaſt wieder zurückkehrte. Als Elegaſt nun zu dem Geſchirr kam, gaben die Schellen einen ſolchen Klang, daß Eggerich dabei aus dem Schlafe aufſprang und rief: „Wer iſt da an meinem Geſchirr?“ Er wollte ſein Schwert ziehen, hätte die Frau es nicht gewehrt, die ihn frug: „Was haſt du vor? Quält dich der Alp? Hier iſt Niemand hereingekommen, denn wir beide. Es iſt etwas Anderes, das dich beunruhigt.“ — Sie ermahnte und beſchwor ihn nun, daß er ihr ſein Vorhaben entdecke, und frug ihn, warum er ſeit drei Nächten nicht ſchlafen und ſeit drei Tagen nicht eſſen könne.

Frauenliſt iſt mannichfalt,
Seien jung ſie oder alt.

Sie lag ihm ſo lange an, daß er ihr geſtand, er habe des Königs Tod geſchworen, und diejenigen, ſo dies auszuführen beſtimmt ſeien, würden in Kurzem kommen; zugleich nannte er ſie ihr bei Namen. Dies hörte Elegaſt Alles und hielt es im Herzen feſt. Die Frau aber ſagte: „Mir wäre viel lieber, daß man euch bei der Kehle aufhängte, dann ich das erleben ſollte.“ Da ſchlug Eggerich ihr ſo plötzlich vor Naſe und

Mund, daß ihr ſogleich das Blut hervorſtrömte. Sie richtete ſich nun auf und hielt ihr Antlitz über die Bettlehne. Elegaſt nahm dies wahr, kroch leiſe hinzu und empfing in ſeinem Handſchuh das Blut der Frau, um es vor den König zu bringen, damit er ihn warne vor dem Unglück. Darauf ſagte er ein Gebet, womit er alle ſchlafen machte, die irgend da waren, und als er ſein Wort ohne Furcht geſprochen, ſo daß ſie beide feſt ſchlie-ſen, ſtahl er Eggerichs Sattel und ſein Schwert, das dieſer lieb und werth hatte und machte ſich ſeiner Wege aus dem Hofe zu ſeinem Pferde und zum König. Dieſer war ſehr erzürnt und fragte, wo er ſo lange verweilt hätte. „Es iſt meine Schuld nicht,“ ſagte Elegaſt; „bei Allem, was Gott leben läßt, es iſt ein Wunder, daß mir das Herz nicht bricht. Geſelle, dies iſt das Geſchirr, wovon ich euch ſprach; haltet es, ich will gehen und Eggerich das Haupt abſchlagen oder mit einem Meſſer tödten, da er bei ſeinem Weibe liegt. Das leide ich nicht um alles Gut der Welt; ich werde ſchnell wiederkehren.“ — Da beſchwor der König ihn, daß er ihm ſage, warum er ſo ſehr betrübt und aufgebracht ſei. „Was fehlt euch? Habt ihr nicht bei zehnhundert Pfund und auch das Geſchirr, darum ihr ginget?“ — „Ei, Herr, es iſt ein ganz ander Ding, das mein Herz beunruhigt und verzehrt. Ich habe meinen Herrn, den König, verloren und mit ihm den Troſt, noch dereinſt zu meinem Gute zu kommen. Mein Herr ſoll morgen früh ſterben, Eggerich hat ſeinen Tod geſchworen.“ Da erkannte Karl, daß Gott ihm zu ſtehlen geboten, um ihn vom Tode zu retten, und dankte ihm demüthig. Doch

ſprach er zu Elegaſt: „Wie wähnt ihr wohl zu entgehen, ſo ihr ihn erſtecht mit eurem Meſſer, während er bei ſeinem Weibe liegt; die ganze Burg würde in Allarm kommen, und ihr müßtet mehr denn Glück haben, ſo ihr nicht ſogleich euer Leben verlöret. — Stirbt der König, ſo iſt er todt, was ſoll's weiter, laßt euch das nicht anfechten." Dies ſagte er aus Liſt, um Elegaſt zu prüfen; doch hatte er noch einen andern Grund: er wäre gern von dannen geweſen, denn das lange Warten war ihm leid. Elegaſt aber antwortete: „Bei Allem, was Gott leben läßt! wärt ihr nicht mein Geſelle, es bliebe die Nacht nicht ungerochen, was ihr da dem König Karl, meinem Herrn, zu nahe ſprecht, der aller Ehren werth iſt. Bei dem Herrn, der mich erſchaffen! ich werde mein Vorhaben ausführen und mein Unglück rächen an dem, der des Königs Tod geſchworen, ehe ich von der Burg ſcheide, gehe es mir gut oder übel." Der König dachte: „Dies iſt mein Freund. Hab' ich es auch ſchlecht um ihn verdient, ich will es gut machen, ſo ich das Leben behalte; er ſoll all' ſein Elend vergeſſen. „Geſelle," ſprach er dann zu Elegaſt, „ich will euch beſſer weiſen, wie ihr ihn in's Netz bringet. Reitet zur Morgenſtunde zum König, wo ihr ihn findet, erzählt und offenbart ihm die Unthat und den Mordplan; der König wird, ſo er euer Wort hört, euch zu Gnaden aufnehmen und euer Lohn wird nicht geringe ſein; ihr werdet zu ſeiner Seite reiten all euer Leben, ſo lange euch Gott bewahrt, als ob ihr ſein Bruder wärt." Elegaſt antwortete: „Mag mir geſchehen, was da wolle, ich komme nicht vor den König; er iſt mir allzu gram, weil ich ihm einſt

von ſeinem Schatz ſo ein Scherflein genommen, das kaum zwei Pferde an Werth betrug; es iſt traurig und hart!“ — „Ich will euch ſagen, was ihr thut,“ ſprach Karl, „reitet weg in den Tann, wo ihr eure Geſellen gelaſſen und führt eure Beute fort; morgen am Tage wollen wir ſie theilen. Ich will unterdeſſen dieſer Sache ein Bote ſein beim König, denn es wäre mir leid, ſchlüge man ihn todt.“ — Mit dieſen Worten ſchieden ſie. Elegaſt ritt zu ſeinen Leuten im Tann und Karl gen Ingelheim zu ſeinem Palaſte. Sein Herz war betrübt, weil diejenigen, ſo ihm nach Recht ſollten zur Seite ſtehen, ihn verrathen wollten. — Noch ſtand die Pforte offen, und alle ſeine Leute ſchliefen. Er band das Roß auf dem Stall und ging zu ſeinem Schlafgemach, ehe es Jemand ſah oder hörte. Eben hatte er ſeine Waffen abgelegt, als der Wächter von den hohen Zinnen den Tag blies, der ſich ſchon zu zeigen begann, und männiglich erwachte. Da ſandte Karl nach einem ſeiner Kämmerlinge und nach ſeinem geheimen Rathe und erzählte, wie es um ihn ſtehe; er wiſſe, daß ſein Tod geſchworen ſei von Eggerich von Eggermonde, der zu dem Ende in Kurzem kommen werde mit aller Macht des Landes; ſie ſollten ihm guten Rath geben, wie er Thron und Leben wahre. — Hierauf ſprach der Herzog von Baiern: „Laßt ſie kommen, ſie finden uns hier, es ſoll Manchem das Leben koſten. Hier iſt mancher tapfere Mann aus Frankreich und Brabant, mancher Ritter und Reiſige, die mit euch in’s Land gekommen ſind; ſie ſollen ſich allzumal waffnen, und ihr ſelbſt, Herr König, ſollt gewaffnet in unſerm Kreiſe ſtehen. Wer euch dann

ſchlagen will oder ſchaden, dem wollen wir es ſchon wehren; er ſoll Blut laſſen und Eggerich voran.“ — Dieſer Rath däuchte ihnen gut. Sie waffneten ſich ſchleunig, Alles was Waffen tragen konnte, Klein und Groß, denn ſie beſorgten ſchweren Widerſtand, weil Eggerich von großer Macht war und alle Gewaltigen nieder und ob dem Rhein zu ſeiner Hülfe waren. Man ſtellte ſechszig Mann, gewaffnet und in Panzern, bei der Pforte. Als nun Eggerichs Leute in Schaaren zu des Königs Hof heranzogen, ſchloß man die Pforte weit offen und ließ ſie alle hindurch. Wie ſie aber in den Hof kamen, riß man ihnen die Kleider auf. Da fand man auf ihrem Leibe blanke Panzer und ſcharfe Meſſer; die Unthat war offenbar. Man hielt ſie gefangen zurück, ſo wie ſie allgemach kamen, bis man ſie zuſammen hatte. Eggerich kam mit der letzten Schaar geritten; man ſchloß hinter ihm die Pforte und fing ihn, wie man den Andern gethan; ſeine Leute waren beſſer gewaffnet, als irgend Jemand. Hierauf führte man ihn in den Palaſt vor den König, ſeinen Herrn. Dieſer hielt ihm Alles vor; er aber wollte von nichts wiſſen und läugnete die Unthat und ſagte: „Herr König, nehmt beſſern Rath; thut ihr mir unverdient Schaden an, ſo habt ihr manchen Freund verloren. Wäre da einer von euern Baronen, der zu behaupten wagte, daß ich euch verrathen hätte, ich thät ihn Lügen ſtrafen mit dem Schwerte oder mit der Spitze meines Speeres. Nun trete vor wer es begehrt!“ — Wie der König dies hörte, ward er froh in ſeinem Herzen und ſandte Boten auf Boten nach Elegaſt in den Wald,

daß er auf das ſchleunigſte komme; alle Miſſethat ſei ihm vergeben, und beſtände er den Kampf gegen Eggerich, ſo werde er ihn reich und mächtig machen. — Als die Boten Elegaſt gefunden und ihm Alles geſagt, was der König ihnen geheißen, ward er ſehr erfreut ob der neuen Mähre. Er ließ ſein Reitzeug, das er Eggerich geſtohlen, liegen, ſonder einiges längeres Zögern, und ſchwur, ſo wahr er Chriſt ſei, daß wenn Gott ihm einſt ſchuldig wäre, er kein ander Gut begehren würde, denn den Kampf auszufechten für ſeinen gerechten Herrn. Sie ritten nun eiligſt weg. Als Elegaſt, der gute Ritter, in des Königs Saal trat, ſagte er: „Gott behüte dieſes Haus, den König und was ich hier finde; aber Eggerich grüße ich nicht. — Gott, der ſich kreuzigen ließ um unſertwillen und allmächtig iſt, und Maria die ſüße Magd, mögen mich an dieſem Tage ſehen laſſen, daß man ihn in den Wind hänge, den Eggerich von Eggermonde. Könnte Gott Sünde thun, ſo hätte er Sünde gethan, daß dieſer dem Galgen entgangen iſt, um daß er meines Herrn Tod geſchworen ſonder einige Noth und Zwang.“ — Dieſe Worte hätte Eggerich gern gerochen, allein er hatte deſſen nicht Macht und männiglich verachtete ihn. Der König aber antwortete: „Seid willkommen an meinem Hofe! Ich vermahne euch jetzt, offen und frei, ſonder Jemandes Gunſt, die Wahrheit und nichts anders zu ſagen und den Mordplan Eggerichs, den ihr hier ſehet, zn offenbaren.“ — Sehr gerne, ſprach Elegaſt; „ich bin deſſen gewiß, daß Eggerich euern Tod geſchworen; ich hörte es ihn ſagen als er zu Bette lag, und weil ſein Weib ihn mit Wor-

ten zu ſtrafen wagte, gab er ihr einen Schlag, daß ihr das Blut aus Zähnen, Naſe und Mund floß. Sie richtete ſich auf und hielt ihr Antlitz über die Bettlehne; ich nahm es wahr und kroch leiſe hinzu; in meinen rechten Handſchuh fing ich das Blut der Frau auf." Nun ließ er es den König ſchauen und Alle, die es ſehen wollten. „Dürfte Eggerich es läugnen, ich wollte ihm durch Kampf die Unthat beweiſen, noch ehe die Sonne untergeht." Der König antwortete hierauf: „Bei meiner Treue, ihr redet wahr! Sollte ich nach Recht verfahren, ich ließ ihn durch einen Schergen hinwegſchleppen und bei der Kehle aufhängen." Als Eggerich ſah, daß das Spiel aus war und kein Menſch am ganzen Hofe zu ſeinem Frommen zu ſprechen wagte, dachte er bei ſich: „Beſſer iſt Kampf, denn den Hals verloren!" und nahm den Zweikampf an. Der König entbot ſeine Barone, kurz nach der Mittagsſtunde gewaffnet auf dem Platz zu erſcheinen. Unterdeſſen ließ er die Vorbereitungen zum Kampfe treffen und bat Gott, denſelben nach Recht zu entſcheiden. Dann tröſtete er Elegaſt und ſprach: „Hat euer Fechten einen guten Ausgang und behaltet ihr euer Leben, ſo werde ich euch meine Schweſter geben, die Eggerich zur Frau hatte." Man ſteckte nun den Kampfplatz ab und zog Stricke herum, wo die Menge gewaffnet hielt. Ein Weniges vor Vesperzeit kam Elegaſt zuerſt in den Kreis, weil er Ankläger war. Er ſtieg ab, warf ſich auf die Knie und betete: Gott, durch deine Barmherzigkeit komme ich heute zu Gnaden nach allen meinen Miſſethaten, die ich wohl erkenne; räche an dieſem

Tage meine Sünden an mir; bei deinen heil. fünf Wunden, die du um unſerer Rettung willen empfangen, ſtehe mir heute bei, daß ich nicht ſterbe, noch im Kampf unterliege. Und du, Maria, ſüße Jungfrau, ich will dir dienen mit rechter Treue und nimmermehr fortan werde ich als Räuber oder Schächer in Wildniſſen und Wäldern mich aufhalten, ſo ich hier mein Leben behalte." Als er ſein Gebet geendiget, ſegnete er gar ſchön mit ſeiner Rechten alle ſeine Glieder und ſein Rittersgewand und auch das Roß, das vor ihm hielt, indem er Gott in Demuth bat, daß es ihn mit Ehren tragen und aus dem Kampfe zurückbringen möge. Hiermit ſaß er auf in Sattel und Zeug und hing den Schild an ſeine linke Seite und nahm den Speer in die Hand. Jetzt kam auch Eggerich, mit großer Kampfgier und wohl zum Streite gewaffnet. Sein Herz war hart; er richtete kein Gebet an Gott, ſondern ſetzte die Sporen feſt ein und ſprengte auf Elegaſt los. Dieſer aber ſtach ihn durch das Leder ſeines Küraſſes mit ſolcher Gewalt, daß er vom Roſſe zur Erde fiel. Eggerich griff nun zum Schwerte und rief: „Jetzt will ich euch beide tödten, dich und dein Pferd, es ſei dann, daß du ſofort abſteigeſt; dann mag dein Roß das Leben behalten; es iſt ſo ſtattlich und ſtark, es wäre Schade, ſchlüg' ich es todt; Jedermann ſollte es beklagen. Kannſt du mit dem Leben davon kommen, ſo behältſt du dein Pferd." Elegaſt verſetzte alsbald: „Obzwar ich, da du zu Fuße biſt, dieſen Streit kürzen könnte, ſo will ich dich gleichwohl nicht zu Fuße ſchlagen; ich will rühmlich an dir handeln und ſollte es mir auch zum Uebel

gereichen. Sitze wieder auf dein Roß und laß uns fechten nach Ritter=Art. Ich will lieber, daß man mich preiſe, dann daß ich dich ſchlüge, da du im Nachtheil biſt, und ſollte ich auch im Kampfe verbleiben.“ — Dem König Karl war es leid, daß Elegaſt lange zögerte und Eggerich ſchonte. Dieſer aber ergriff, während Elegaſt alſo ſprach, ſogleich ſein Roß und ſaß auf in Sattel und Zeug. Nun hob ein gegenſeitiger Kampf an bis lange nach Vesperzeit, ſo ſcharf als Niemand irgend je an einem Tage zwiſchen zweien geſehen. Elegaſt hatte ein Schwert von lauterm Gold, das ihm der König gegeben; mit dieſem und mit Gottes Hülfe führte er endlich einen ſo gewaltigen Streich, daß er Eggerich das Haupt ſpaltete und derſelbe todt aus dem Sattel fiel. Als dies der König ſah, dankte er Gott. Man ſchleppte nun Eggerich fort und hing ihn auf und mit ihm, da half nicht Sagen noch Bitten, alle anderen Verräther. Elegaſt aber blieb in Ehren und der König gab ihm Eggerichs Weib, mit der er ſein ganzes Leben glücklich war. —

Die Königin Hildegardis.

Der Kaiſer Karl war ausgezogen mit ſeinen Rittern und einem anſehnlichen Heergefolge, um die feindſeligen Sachſenvölker zu bekriegen, und hatte ſeinen Hofhalt zu Ingelheim, wie ſeine junge und ſchöne Gemahlin Hildegardis der Obhut ſeines unächten Bruders Taland befohlen. Taland hatte lange Zeit am Hofe des griechiſchen Kaiſers gelebt und ſein urſprünglich edelmüthiges und männliches Herz war dort arg von dem Roſt lockerer Sitten angefreſſen worden; dergeſtalt, daß er an keine Weibes-Tugend mehr glaubte, vielmehr wähnte, daß der ſüßen Schmeichelrede der ſtandhaften Gunſtbewerbung keiner Jungfrau Unſchuld, keiner Gattin Treue zu widerſtehen vermöchte. Hoch über allen Frauen und Jungfrauen an des Kaiſers Hofe ſtrahlte nun die edle Frau Hildegardis im Glanze der Schönheit und tugendlicher Sitten. Eines geringen Ritters Tochter,

hatte ſie Karl, den Edelſtein in der ſchlichten Faſſung wohl erkennend, aus der Einſamkeit ihrer väterlichen Stammburg ſich geholt und ſie zur Genoſſin ſeines Kaiſerthrones erhoben.

Wie aber das glänzendſte Kleinod die Habgier des Diebes am ſtärkſten reizt, alſo auch hatte Taland in lüſternem Muthe ſeine Augen auf die edle Königin geworfen, und ſie, die in ihrer argloſen Unſchuld nichts Schlimmes ahnete, zum Ziele ſeiner freventlichen Bewerbungen gemacht. Was konnte nun dem ehrvergeſſ'nen Ritter erwünſchter kommen, als dieſer Heereszug ſeines kaiſerlichen Bruders und deſſen Befehl, in ſeiner Abweſenheit der Obwächter und Beſchützer ſeines Hofhalts zu ſein. Der ſinnenbeſtrickte Thor benutzte denn auch die ſeinen verrätheriſchen Abſichten ſo günſtige Gelegenheit, um die hohe Frau erſt mit ſanften Liebesworten, dann, da ſie ſeine Wünſche gar nicht zu verſtehen ſchien, mit leidenſchaftlichen Erklärungen zu beſtürmen. Die Königin hoffte nun, den Verirrten durch Milde und Freundlichkeit von ſeiner Krankheit (als ſolche betrachtete ſie des Ritters Leidenſchaft) heilen zu können; allein ſie täuſchte ſich, denn was bei Taland früher nur Eitelkeit und Hoſirerei war, wurde jetzt, durch den täglichen Anblick der holdſeligen Königin, wie durch ihre milde Begegnung zur heftigen und brennenden Begierde, dergeſtalt, daß er eines Tages, als er die Frauen der Königin geſchickt zu entfernen gewußt hatte, in ihr Gemach eindrang, Hildegardis einen heftigen und unziemlichen Liebesantrag machte, und mit der Erklärung ſchloß, daß er ſich tödten werde, falls ſie ihn nicht

erhöre. Die tugendhafte Königin war darüber erſt ſo erſtaunt, daß ſie kaum eines Wortes mächtig wurde, endlich aber des Ritters frevelhaftes Anſinnen mit dem größten Unwillen abwies und ihm mit der ſchweren Ahndung drohte, die ihn bei der Rückkunft ihres Gemahls für ſeine Verwegenheit ohnfehlbar treffen werde. Da aber weder Bitten noch Drohungen bei dem von Leidenſchaft ganz verblendeten Ritter etwas fruchteten, ſo trachtete Hildegardis, ihre bedrohte Ehre durch eine Liſt zu erretten und den ſchlimmen Feind derſelben für die Zukunft unſchädlich zu machen. Sie ſtellte ſich daher, als wenn ſie den Wünſchen des Ritters allmälig nachgäbe, und ſagte ihm endlich eine Zuſammenkunft zu, welche aber, da ſie in größter Heimlichkeit geſchehen müſſe, in einem entfernten und verborgenen Zimmer des Pallaſtes Statt finden ſollte.

An dem feſtgeſetzten Tage, zu der beſtimmten Stunde, fand ſich Taland, von brennendem Verlangen erfüllt, bei der Königin ein. Dieſe führte ihn alsbald durch einen dunkeln Gang einer Thüre entgegen, welche ſie aufſchloß und den Rtter voraus gehen hieß. Aber ſobald als dieſer die Schwelle des Gemaches überſchritten hatte, warf ſie die Thüre hinter ihm zu und verſchloß ſelbe in Eile, indem ſie dem Ritter, der vor Schreck und Beſtürzung faſt zu Stein geworden war, die Worte zurief: „Nun mögt Ihr ehrvergeßner Thor Eure Liebesglut zwiſchen vier feuchten Mauern abkühlen und die Strafe Eurer Vermeſſenheit bis zur Rückkunft meines Gemahls, Eures Kaiſers und Herrn, erwarten!“ Und damit ging ſie weg und überließ den

Ritter ſeinem ohnmächtigen Grimm und den ſchwarzen Racheplänen, welche die Wuth betrogener Leidenſchaft in ihm ausbrütete.

Ein Hoffräulein, welches die Königin zur Vertrauten in dieſer Sache gemacht hatte, reichte dem Gefangenen täglich durch ein Fenſterchen die nöthigen Speiſen zu. Dieſe hinterbrachte eines Tages ihrer Gebieterin, daß der Ritter ſie dringend bitten laſſe, ihm ein kurzes Gehör zu bewilligen, um der hohen Frau die Erkenntniß ſeines Fehls und ſeine tiefe Reue darüber darzulegen. Hildegardis war erfreut dies zu vernehmen und erfüllte die Bitte des Gefangenen. Taland ergoß ſich nun in den lauteſten Betheurungen, wie er ſein ſtrafwürdiges Beginnen von Herzen bereue, gelobte der Königin mit den theuerſten Eidſchwüren, daß er hinführo keine unlautere Regung in ſich aufkommen laſſen werde, und ſchloß, indem er mit flehenden Geberden auf die Knie ſank, mit der Bitte, daß die Königin ihn doch nicht der harten Strafe, die ſein Bruder und König Zweifelsohne über ihn verhängen würde, ausſetzen wolle. Die mildherzige Hildegardis ward von des Ritters anſcheinend ſo tiefer Reue gerührt, und entließ ihn, ſeinen Gelöbniſſen vertrauend, ſeiner Haft.

So erſchien denn Taland unter dem Vorgeben, daß er auf einer nothwendigen geheimen Reiſe begriffen geweſen, wieder bei Hofe und keiner von den Hofleuten ahnete etwas von dem wahren Grunde ſeiner Abweſenheit.

Kurze Zeit nachher trafen Abgeſandte des Königs Karl ein, die deſſen baldige Rückkunft verkündeten.

Alles bei Hofe wurde nun zu ſeinem Empfange eingerichtet und Taland ritt dem Könige, von einigen Dienern begleitet, entgegen. Nach der erſten Begrüßung fragte der König nach ſeinem Weibe. Anſtatt dieſe Frage zu beantworten, erbat ſich Taland ein geheimes Gehör und beſtrickte nun den König, als er mit ihm allein war, mit einem hölliſchen Lügengewebe, worin er die Königin der Untreue an ihrem Gemahle bezüchtigte und die ſchamloſeſten Geſchichten als Beweiſe vorbrachte; dergeſtalt, daß der König, welcher heftigen und aufbrauſenden Gemüthes war, in den höchſten Zorn gerieth und ſeinem Bruder den Auftrag gab, die treuloſe Gattin auf der Stelle einem ſchmählichen Tode zu überantworten.

Ohne abzuwarten, daß der König zur ruhigen Beſinnung kommen und vielleicht den raſchen Befehl widerrufen möchte, ritt der Verräther dem Könige voraus nach Hofe zurück und ließ ſogleich die Königin gefangen nehmen. Das Hoffräulein indeſſen, welches der Königin Vertraute bei der Gefangenhaltung Talands geweſen war, entging dem auch ihr beſtimmten Schickſale durch eine ſchnelle Flucht und verbarg ſich im Walde, der das Schloß umgab.

Nachdem Taland das Vergehen der Königin und den Willen des Herrſchers am Hofe kundgemacht hatte, übergab er die arme Hildegardis zweien ihm ergebenen Knappen, mit dem Befehle, daß ſie dieſelbe tödten ſollten. Die unſchuldige Königin ward demnach von ihren Henkern beim Abenddunkel in den Wald geführt. Als ſie an eine tiefverborgene Stelle neben einem

weitſchattenden Eichenbaum gelangt waren, hießen die Knechte, den rührenden Bitten der edlen Frau nur Hohn und ſchimpfliche Reden entgegenſetzend, ſie niederknieen, um ihre Seele dem Himmel zu empfehlen, und ſich bereit halten, von ihren Schwertern den Todesſtreich zu empfahen. Da erſchollen plötzlich aus dem Gezweige des Baumes, wie von einer Engelsſtimme, die Worte: „Laſſet ab, ihr Frevler, von Eurem ſchlimmen Werke, ſonſt trifft Euch des Himmels Strafe!“ Schrecken ergriff da die abergläubiſchen Knechte, als ſie dies hörten; ihre zum grauſen Morde geſchwungenen Arme erſtarrten, wie durch Zauberei verſteint, und ihre Blicke richteten ſich ſcheu und furchtſam nach dem Baume, von dem herab die wunderbare Stimme erſchollen war. Als ſie nun daſelbſt kein menſchliches Weſen erblickten, wurden ſie in ihrem Glauben, daß ſie einen Befehl höherer Mächte vernommen hätten, noch mehr beſtärkt, bekreuzten ſich und flohen, ſo ſchnell ſie konnten, von dannen. Hildegard wagte in frommer Scheu nicht, ihre Augen zu dem Eichenbaume zu erheben, von dem ihr die wunderbare Rettung gekommen war und richtete ein brünſtiges Dankgebet an die heilige Jungfrau. Da hörte ſie ein Rauſchen in den Zweigen und auf dem Boden und ehe ſie noch umſchauen konnte, fühlte ſie ihren Arm und ihr Gewand ergriffen und mit Küſſen und freudigen Thränen bedeckt. Es war die treue Zofe, welche Talands Rachſucht entgangen war. Im tiefen Walde nach menſchlichen Wohnungen bange umherirrend, hatte ſie vor den nahenden rauhen Männerſtimmen in dem dichten Laube des Eichenbaums

Schutz geſucht, und war ſo durch gnädige Fügung des Himmels der Rettungs-Engel ihrer ſchuldloſen Gebieterin geworden.

Nachdem Beide in wiederholtem heißen Gebete Ruhe und Vertrauen gefunden hatten, bereiteten ſie ſich unter der Eiche ein Lager von Blättern und ſchliefen in ſüßen Träumen, bis der Morgen von unzähligen Vogelſtimmen ſchmetternd verkündet wurde. Waldbeeren und Kräuter, welche ſie in Menge fanden, dienten den beiden Frauen zum Frühmahl, und Gottes Hülfe vertrauend, drangen ſie hierauf muthigen Herzens in den dichten Wald hinein.

Unterdeſſen waren die von Taland zum Morde ausgeſandten Knappen nach Hofe zurückgekehrt und hatten, in der Furcht, von dem ſtrengen Herrn übel behandelt zu werden, demſelben angeſagt, daß ſie ſein Gebot vollzogen hätten, ihm auch zum Beweiſe ihre noch vom Blute triefenden Schwerter, mit welchen ſie vorher eine Hirſchkuh getödtet hatten, vorgezeigt.

Taland lobte und belohnte die Knappen und berichtete dem Könige, welcher kurz darauf ſeinen Einzug hielt, daß ſein Befehl vollzogen und die ſchnöde Verrätherin an der Ehre ſeines Ehebetts nach Würden beſtraft ſei. Worauf der König in finſterem Trübſinn durch ſtummes Kopfnicken ſeine Zufriedenheit ausdrückte, hinführo aber alle Heiterkeit verlor und an keinerlei Ding mehr Freude hatte.

Als Hildegardis mit ihrer treuen Zofe mehrere Tage lang im Walde herumgeirrt war, fanden ſie eine Klausnerhütte, deren Bewohner, ein ehrwürdiger Greis

mit langem Silberbarte, ihnen bereitwillig ein obwohl kümmerliches Obdach bot. Hier, von der ganzen übrigen Welt abgeſchieden, lebten die Frauen eine geraume Zeit und füllten die Stunden des Tages größtentheils mit Gebet und frommen Uebungen aus. Hildegardis benutzte ihre Muße noch beſonders, indem ſie die Heilkräfte der Pflanzen und Kräuter erforſchte, eine Beſchäftigung, der ſie in früher Jugend ſchon mit Vorliebe obgelegen hatte, und worin ſie der alte Klausner mit ſeinen weiſen Belehrungen unterſtützte. Auf den Rath des Greiſes, dem Hildegardis ihren Stand und auch ihr Geſchick entdeckt hatte, verließen ſie endlich die Klauſe, um nach Rom zu pilgern; dort, ſagte er, würde die unſchuldig Verfolgte beim heiligen Vater Schutz, und, ſetzte er in feierlich-prophetiſchem Tone hinzu, Gerechtigkeit finden.

In der nächſten Stadt vertauſchten die Frauen ihre Kleidung gegen Pilgeranzüge und wanderten muthigen Herzens nach Rom. Andächtig betraten ſie die heilige Stadt, beſuchten alle Kirchen und wurden des Segens des heiligen Vaters der Chriſtenheit theilhaftig. Um ihr Leben zu friſten, wie ihren frommen Neigungen Genüge zu thun, fing hier Hildegard an, die Kunſt auszuüben, welche ſie in fröhlicher Jugendzeit in der Stille ihrer Heimathwälder erlernt hatte, und worin ihr tiefere Kenntniß durch den weiſen Waldbruder verſchafft worden war. Die Kranken und Gebrechlichen ſuchte die hohe Frau auf und brachte ihnen Hülfe und Heilung; Denen, die kein Kraut und keine Salbe mehr retten mochte, erleichterte ſie den Heimgang

durch frommen, erbaulichen Zuſpruch; dergeſtalt, daß die ganze Stadt Rom die Tugend und göttliche Kunſt der Frau Doloroſa (ſo hatte ſie ſich genannt) pries, und Alle die da Gebreſten hatten, zu der hohen Dulderin kamen, ſich heilen zu laſſen, und den Troſt ihrer frommen Rede zu empfahen. Und wie nun nach und nach der Ruf der heiligen Aerztin ſich weiter und weiter ausbreitete, hörte auch der Papſt Hadrian von ihrem wohlthätigen Wirken und als er einſtens in Prozeſſion nach der Kirche zog und die fromme Frau am Eingange niederkniete, den Saum ſeines Gewandes zu küſſen, ertheilte er ihr vor allem Volke ſeinen Segen

So geſchah es denn auch, daß Pilger, die von Rom nach Deutſchland kamen, an dem Hofe Kaiſer Karls von der Frau Doloroſa und ihren wunderbaren Heilungen erzählten.

Mit Begierde hörte ſolche Mähr der Bruder des Königs, Taland, welcher in einer böſen Krankheit das Augenlicht verloren hatte. Gottes Strafgericht in dieſem Verhängniß wohl erkennend, hatte der übelberathene Ritter ſeine Miſſethat an der unſchuldigen Königin innig bereut, aber in Furcht vor Karls vernichtendem Zorne hatte er dieſem nichts zu entdecken gewagt und die Vergebung ſeiner ſchweren Sünde von der Barmherzigkeit Gottes und der Fürſprache des heiligen Geiſtes der unſchuldig Gemordeten erfleht. Als nun der König Karl beſchloß, einen Zug nach Rom zu thun, bat ihn Taland, daß er ihn mitnehmen möchte, um von der weitgeprieſenen Heilkundigen Geneſung zu gewinnen, welches ihm der König auch gern bewilligte.

Das Gerücht von des Königs Anzuge verbreitete ſich bald in der heiligen Stadt und ward der frommen Dulderin Hildegardis von ihrer getreuen Zofe alsbald hinterbracht. Mit Herzpochen vernahm ſie den Bericht und eine Ahnung ſagte ihr, daß ſich jetzt des Klausners prophetiſches Wort an ihr erfüllen und ſie das Ende ihres unverdienten Leidens ſehen werde. Mit Inbrunſt warf ſie ſich vor dem Altare der Mutter Gottes nieder, und erleichterte, unfähig des Wortes, in heißen Zähren ihre beklommene Bruſt.

Der König Karl zog in Rom ein, ſein Bruder mit ihm. Am ſelbigen Tage noch beſchickte Letzterer die fromme Heilkundige und ließ ihr anſagen, daß er am anderen Morgen zu ihr kommen würde. Hildegardis erwartete ihn beruhigt und geſtärkt; und als nun ihr bitterſter Feind, mit Blindheit geſchlagen, Hülfe ſuchend, vor ihr ſtand, ſprach ſie zu ihm: „Bevor ich Euch, Herr, im Namen Gottes, ſeines Sohnes und der heiligen Jungfrau von Euren Gebrechen zu heilen unternehme, iſt es nöthig, daß Ihr Euch durch freiwillige Bekenntniß Eurer Sünden und Vergehen entledigt, damit Ihr der Gnade Gottes durch meine Hand theilhaftig werden möget. Knieet alſo nieder, bekennet Eure Sünden und thut mir Eure Reue kund!“

Taland verſetzte hierauf: „Wohl habe ich, heilige Frau, der Sünden mancherlei begangen, als ein ſchwacher, gebrechlicher Menſch; aber keine drückt mich ſchwerer als die, ſo ich an einer reinen und tugendhaften Frau vollführet, welche ich, götttlichen und menſchlichen Geſetzen zuwider, verläumdet und elendiglich

verderbt habe. So die göttliche Gnade mir dieſe ſchwere Sünde verziehe, dürfte ich die Vergebung aller andern in Gewißheit erhoffen.

„Und habet Ihr, fuhr die Beichtigerin fort, Euer Verbrechen auch Dem bekannt, den Ihr nach Gott dadurch am meiſten gekränkt und beleidigt habet?“

Zögernd antwortete Taland: „Ich habe es nicht gewagt, aus Furcht vor harter Strafe; denn der, den ich gekränkt, iſt mein Herr.“ Darauf Hildegard: „Des Himmels Zorn ruht ſchwerer auf dem Sünder, denn irdiſche Züchtigung; auch kann ich Euch nicht heilen, bevor ihr Jenem nicht bekannt habet. Wofern Ihr dieſes aber thun wollet, öffentlich und unverholen, ſo will ich für Euch bitten, daß Euch vergeben werde.

Nach kurzem Bedenken erwiderte darauf Taland entſchloſſen: „Euer Rath, heilige Frau, iſt gut, denn es iſt beſſer, daß ich durch irdiſchen Tod büße, als daß meine ewige Seligkeit verloren gehe. Kommet, ich bitte Euch, mit mir und ſeid Zeuge meiner Bekenntniß, und wendet, wenn Ihr könnt, meines Herrn Zorn von mir!“

Er ließ ſich darauf von ſeinen Dienern vor den König führen, der eben mit dem heiligen Vater einen Zwieſprach hatte, und Hildegardis mit ihrer Zofe begleiteten ihn. Taland warf ſich dem Bruder zu Füßen, während Jene mit der Zofe an der Thüre ſtehen blieben, und bekannte, indem er eine herzliche Bitte um Vergebung vorausſchickte, in demüthigen und reuigen Worten ſeine Miſſethat.

Sprachlos vor Staunen und Entrüſtung hörte Karl den Bericht von dem ſchnöden Verrathe an, ſeine

Hand, die ſchnelle Dienerin ſeines Zorns, ergriff das Schwert, um den Böſewicht zu ſtrafen; — da trat Hildegardis hervor, knieete, den Bedrohten ſchützend, vor dem Könige nieder und rief aus: „Haltet ein, hoher Herr, der Himmel hat ſchon gerichtet; an Euch iſt es, zu vergeben!“ Der König trat, von neuem Staunen ergriffen, und ſeinen Augen, welche ihn das Bild der todtgeglaubten Gemahlin erblicken, ſeinen Ohren, welche ihn die Stimme derſelben vernehmen ließen, mißtrauend, zurück; Hildegardis aber ging zu dem Blinden, geleitete ihn zu ſeinem Sitze, und da, nachdem ſie ihn bedeutet hatte, ſich ſtill zu verhalten und ſeine Seele Gott zuzuwenden, unternahm ſie die unſchwere Heilung und gab dem Ritter das Licht der Augen wieder. Das Erſte, was er erblickte, war ſeine Retterin; — und, wie der König erſtaunt, ja entſetzt, da er ein Geſpenſt zu ſehen vermeinte, ſtürzte er zu ihren Füßen nieder, laut ausrufend: „Wofern nicht ein trügeriſcher Schein an die Stelle meiner Blindheit getreten iſt, ſo ſehen meine Augen den Geiſt Derer, die ich tödten ließ!“

„Nicht ihren Geiſt ſehet Ihr — ſie ſelbſt, die Gott von dem Tode gerettet, Euch vor der Sünde bewahret, und — hier wandte ſie ſich zu dem in ihre Arme ſtürzenden Könige — meinem gnädigen Herrn und Gemahl ſeine treue Gattin erhalten hat!“

Der Papſt ſegnete das wiedervereinigte hohe Paar und der König Karl vergab in der Freude ſeines Herzens ſeinem reuevollen Bruder; worauf Alle heimzogen nach Deutſchland, wohin die Kunde von dem glück-

lichen und wunderbaren Ereigniß ihnen bereits voran-gegangen war und allgemeine Freude bei Hohen und Niedern verbreitet hatte.

Noch lange Jahre erfreute ſich der König Karl des Beſitzes ſeiner vielgeliebten Hildegardis, und konnte nicht ſatt werden, von Neuem und immer wieder die Geſchichte von ihrer Rettung und ihren Wanderungen zu vernehmen, ſeine Leichtgläubigkeit zu beklagen und Gott zu danken, der Alles ſo wohl und zum Heile gelenkt hatte. Auch des Hoffräuleins wurde nicht vergeſſen, welche das Werkzeug der Rettung ihrer Gebieterin und deren treue Begleiterin in allen ihren Fähren und Nöthen geweſen war. Sie wurde zur beſtändigen Hofdame der Königin ernannt und einem hohen Herrn des Reiches vermählt.

Adolf von Naſſau und Imagina.

Ein grauſer Krieg durchtobte das ſchöne Thüringer Land. Die wohlthätige Ruhe, welcher Deutſchland ſich unter Rudolfs von Habsburg kräftiger Regierung leider nur auf zu kurze Zeit erfreut hatte, war mit ihm verſchwunden; der Graf von Naſſau, welchen die Wähler des Reiches ihm zum Nachfolger gegeben, hielt, ſeines entſchloſſenen Karakters und perſönlichen Muthes ungeachtet, die Zügel nur mit unſicherer Hand, und ſein zu ſichtbares Beſtreben, die geringe Macht ſeines Stammhauſes zu vermehren, ſchadete ſeinem Anſehn mehr, als die zahlreichen Feinde, die er ſich ſchon gemacht und die ſich um Albrecht von Oeſtreich, Kaiſer Rudolfs Sohn, ſchaarten, der im Naſſauer nur den Räuber der Reichskrone ſah, von welcher er geglaubt hatte, ſie könne ihm ſelbſt nicht entgehn.

Eine willkommene Veranlaſſung hatte ſich dem Könige dargeboten, ſeine eignen Beſitzungen zu vergrößern. In Meißen und Thüringen herrſchte Landgraf Albrecht, den man den Ausgearteten nannte, ſeines unnatürlichen Betragens gegen ſeine Gemahlin, die hohenſtauſiſche Margarethe und gegen ſeine Kinder, Friedrich und Dietzmann wegen, deren traurige Schickſale ſo oft wiedererzählt worden ſind. Dieſer, um ſeine eignen Söhne, mit denen er immer im Unfrieden lebte, gewiſſermaßen zu enterben, verkaufte auf dem Nürnberger Reichstage ſein Land dem Könige für die Summe von 12000 Mark Silbers. Inwieferne das Recht auf Adolfs Seite war, dies zu erörtern iſt hier der Ort nicht: daß er weder klug noch edel handelte, bewies der Eindruck, den die Verhandlung hervorbrachte, und der Ausgang. Die jungen Landgrafen ſetzten ſeinem Vorrücken Widerſtand entgegen, aber vergebens. Eiſenach, die in einer romantiſchen Gegend zwiſchen Waldungen von Eichen und Tannen gelegene Stadt, auf welche der alte Fürſtenſitz, die Wartburg, von grüner Höhe herabſchaut, wurde erobert; viele Grauſamkeiten wurden begangen, die Einwohner geplündert, die Dorfſchaften verwüſtet.

Es traf ſich nun, daß, als das königliche Heer vor Freiburg im Oſterland lagerte, Adolf einen Streifzug begleiten wollte, den er zur Erforſchung der Gegend ausſandte. Schaaren landgräflichen Kriegsvolks, durch bewaffnete Bauern verſtärkt, ließen ſich hie und da blicken; auf eine ſolche ſtieß der König mit den Seinigen. Das Gefecht währte nicht lange, und die Thüringer wichen, aber Adolf würde bedeutend am Arme verwundet

Zum Lager zurückzukehren, hätte zu großen Verzug herbeigeführt: man mußte ſich alſo nach einer einſtweiligen Ruheſtätte umſehn. Ausgeſandte Reiter kehrten mit der Nachricht zurück, daß nicht weit von da, am Eingange der Waldung, ein Kloſter liege. Dahin beſchloß man zu ziehn. Bald gelangte man ans äußere Thor: es war ein Nonnenſtift, und den Ankommenden wurde der Eintritt verſagt. Nur nach langen Vorſtellungen ließ man den Verwundeten mit einem ſeiner Begleiter ein; ein Theil der Reiſigen lagerte in der Nähe, während die Andern ins Lager zurückritten, um Kunde vom Geſchehenen zu geben.

Mehre Wochen waren vorübergegangen, während deren Adolf die freundlichſte Pflege im Kloſter fand. Die Wunde war ernſthafter als es Anfangs ſchien; die Ungeduld des Königs, zu den Seinen zurückzukehren, und die angeborne Heftigkeit ſeines Karakters vermehrten das Fieber, in welchem er die erſten Tage über lag. In den halbwachen Träumen, welche ihn quälten, war es ihm oft, als ſtehe ihm, während das Geräuſch des Kampfes ihn zu umtoben oder abwechſelnd die Stille eines Grabes zu umgeben ſchien, ein ſchützender Engel zur Seite, ſeine Leiden lindernd, die Schweißtropfen der Angſt und der zweckloſen fieberhaften Anſtrengung abtrocknend auf ſeiner Stirne. Als er wieder zum Bewußtſein kam und die Augen aufgehn ließ, da ſah er ein junges Mädchen neben ſeinem Lager: die Kleidung kündigte ſie als eine Novize an. Sie war ſein Engel geweſen: ſie hatte bei ihm gewacht und gebetet und ſeine brennenden Lippen gekühlt mit wohlthätigem Tranke.

Nun genas der König ſchnell. Seine kräftige Natur trug bald den Sieg über die nach der Krankheit zurückgebliebene Mattigkeit davon und nach einigen Tagen fühlte er ſich wieder im Stande zu dem Heere zurückzukehren. Aber wenn die im Kampf erhaltene Wunde ihn nicht mehr ſchmerzte, ſo that es eine Wunde im Herzen. Und er litt nicht allein. Die, welche ihn ſo treu gepflegt, die junge Imagina ſchauderte bei dem Gedanken, daß irdiſche Liebe ihre Bruſt erfülle, die ſich nur der himmliſchen weihen ſollte — und beſaß doch nicht Kraft genug, ihre Leidenſchaft zu beſiegen.

In dieſem heftigen Kampfe der Empfindungen wünſchte ſie den Augenblick herbei, wo Adolf ſcheiden mußte, und doch zitterte ſie, wenn ſie an dieſen Augenblick dachte. Dem Könige konnte nicht entgehn, was vorging im Herzen der Jungfrau. Endlich machte er ſie mit dem Zuſtand ſeines eignen Innern bekannt; er bat ſie ihn nicht zu verlaſſen, da es ihm unmöglich ſein würde ohne ſie zu leben; er ſchlug ihr vor mit ihm zu fliehen. Anfangs ſträubte ihr Pflichtgefühl ſich heftig, aber ihre Schwäche gab endlich der Stimme der Verlockung Gehör. Während der Nacht, die dem zu Adolfs Abreiſe beſtimmten Tage voranging, lag ſie auf den Knieen vor dem Altar der Kloſterkirche, weinend und betend; die ſtille Hoffnung welche ſie nährte, der Schutzengel deſſen werden zu können, den ſie liebte, Gutes zu wirken durch ſeinen Einfluß, beſchwichtigte einigermaßen die anklagende Stimme ihres Gewiſſens.

Am folgenden Tage zog der König ab. Bis gegen Abend harrte er, hinter ſeinen Begleitern zurückbleibend,

in der Nähe des Kloſters. Als es dunkel geworden war, zeigte Imagina ſich an der Pforte: ein Mantel verhüllte ſie. Adolf hob ſie auf einen bereitgehaltenen Zelter und raſch gings nach dem Lager hin. Ohne bemerkt zu werden, blieb Imagina, nachdem ſie ihre Kleidung gegen Männertracht vertauſcht, in einem Zelte: nur ein Vertrauter des Königs wußte um das Geheimniß. Nicht lange darauf glaubte Adolf das Land verlaſſen zu können, welches nun größtentheils in ſeine Gewalt gegeben war, ſo wenig auch die Herzen der Bewohner ihm gehörten, und zog dem heimiſchen Rheine zu.

Nicht weit von dem heilſpendenden Schwalbach liegt am Ufer der Aar, welche ſich durch eine felſige Gegend ihren Weg bahnt, ein nur von wenigen Familien, nur Landleuten, bewohntes Dörfchen, bei welchem die Trümmer einer alten Burg ſich trauernd erheben. Noch in unſern Tagen hat Adolfseck den Namen ſeines Erbauers bewahrt. Hier, in dieſem abgelegenen, ſtillen Winkel, wohin nur ſelten das Geräuſch der Welt drang, barg der Naſſauer die Entführte; hier genoß er in den Stunden, welche ſein unruhiges, bewegtes Leben, ſeine faſt anhaltenden Kriege ihm frei ließen, an ihrer Seite des Glückes der Liebe. Aber bei Imagina drängte ſich ſtets wie ein finſtrer Schatten zwiſchen den ruhigen Genuß der Gegenwart und die Ausſicht in die Zukunft die bange Ahnung, daß noch hier die Schuld, die ſie auf ſich geladen, ihre Strafe finden werde. Sie konnte ſich nicht verhehlen, daß Adolf immer ernſter und düſtrer wurde, daß die Zuverſicht mit welcher er ſonſt dem

Kommenden entgegenſah, ſich allmälig verlor. Seine Abweſenheit von der Burg fand immer häufiger und länger ſtatt; ſeine Zuneigung blieb warm und herzlich wie ehemals, aber es hatte ſich etwas Wehmüthiges darin gemiſcht, das ſeinem feurigen Karakter und ſeinem ganzen Weſen fremde war.

Als er eines Tages wieder zu dem Schloſſe zurückkehrte, konnte er der harrenden Geliebten die Wahrheit nicht mehr verbergen. Ein unheildrohendes Gewitter hatte ſich über ſeinem Haupte zuſammengezogen. In einer bis dahin unerhörten Verhandlung hatten die Kurfürſten, dazu vermocht durch mancherlei Ränke und Verſprechungen, überdies ſich getäuſcht ſehend in der Hoffnung, die ſie gehegt hatten, im Grafen von Naſſau ein willenloſes Werkzeug zur Ausführung ihrer eignen Pläne zu erhalten, auf dem Fürſtentag zu Mainz den König Adolf abgeſetzt und ſeinem ärgſten Gegner, dem Herzog von Oeſterreich, die ihm entriſſene Krone aufgeſetzt. Nichtig und ungerecht war die Mehrzahl der gegen den Naſſauer erhobenen Anklagen. Aber er war nicht der Mann, ſich ruhig zu fügen in die ihm angethane Schmach, wobei ſeine Ehre nicht nur, ſondern auch ſein Daſein auf dem Spiele ſtand. Sein Anhang in Deutſchland war immer noch zahlreich genug, um ſeinen Feinden die Spitze bieten zu können. Bald begann der Krieg mit kleinen Gefechten, bald dem Einen, bald dem Andern Gewinn oder Verluſt bringend. Die feindlichen Heeresmaſſen hatten ſich dem Rheine genähert, und eine entſcheidende Schlacht ſtand bevor.

Die Beſorgniß um Adolf, welche den Buſen Imagina's erfüllte, litt ſie nicht mehr auf ihrer ſtillen Burg. Sie wollte ſich in den Stunden der Gefahr nicht von dem trennen, welcher ihr Alles war auf der Erde. Weinend ſchied ſie, männliche Kleidung tragend, von Adolfseck: es ſchien ihr, als laſſe ſie ihr ganzes Glück in ſeinen verödeten Gemächern. Fünf Stunden vom alten Worms erſtreckt ſich die Ebene von Gelnheim, wo der Blick eine große Strecke Landes umfaßt, durch welche der Rhein ſtrömt und welche zur Rechten von der Kette des Hardtgebirges begrenzt wird. Hier ſtießen die Heere aufeinander. In dem bei Gelnheim gelegenen Kloſter Roſenthal harrte Imagina des Ausganges. Die bängſten Beſorgniſſe erfüllten ihre Bruſt; ſie hatte nicht Raſt nicht Ruhe, kaum behielt ſie Faſſung genug, um im Gebete die Sache und das Leben ihres Geliebten dem Herrn anzuempfehlen. So ging der Tag vorüber, als gegen Abend das Gerücht von der Niederlage des Königs ſich verbreitete. In grenzenloſer Verzweiflung ſtürzte Imagina hinaus; das Gewühl nicht achtend, durchirrte ſie das mit Leichen beſäete Schlachtfeld, Adolfs Namen rufend. Ueberall war Entſetzen, Flucht, Plünderung. Ein Häuflein Krieger hatte ſich geſammelt, wo neben einem Eichbaum mehre Gefallene nahe bei einander am Boden lagen — mit einem Schrei des Entſetzens warf die Unglückliche ſich über einen der Todten hin.

Es waren die blutigen, verſtümmelten Reſte Adolfs von Naſſau, die ſie, ſelbſt eine Leiche, mit ihren Armen umſchlang.

Der Kurfürſt von Mainz, welcher das Hauptwerkzeug zum Verderben des Königes geweſen war, dem aber ſein eigenes widriges Schickſal ſich vorzuſpiegeln ſchien im Augenblick, wo er Jenen durch Albrechts Hand fallen ſah, ließ den Leichnam im Kloſter Roſenthal beerdigen, da man ihm die Aufnahme in die Kaiſergruft zu Speyer verſagte. Auf der Stelle, wo er gefallen, erinnern ein Kreuz und eine Inſchrift an ſeinen blutigen Ausgang. Von ihm reden auch die Trümmer Adolfsecks, welche der unverſöhnliche Albrecht bald nach der Gelnheimer Schlacht ſchonungslos durch ſeine Rotten zerſtören ließ.

Eppſtein.

Heilſpendende Brunnen entſprudeln den anmuthigen Thälern des Taunus, an Erinnerungen reiche Burgen blicken von ſeinen bewaldeten Höhen, die wie eine Kette das ſchöne, fruchtbare Land umſchließen, welches auf dem rechten Ufer des Mains ſich dahin zieht. Mächtige und angeſehene Geſchlechter wohnten hier nebeneinander, wo Falkenſtein, Königſtein, Eppſtein, Sonnenberg, Hohenſtein liegen, wo der Altking und der Feldberg, an die Begebniſſe altfränkiſcher Geſchichte mahnend, ihre ſtolzen Häupter über die nachbarlichen Berge herſtrecken.

Wo jetzt, von Thal und Hügel eingeſchloſſen, in der ſogenannten Naſſauiſchen Schweiz, das Dorf Eppſtein mit dem hohen Thurme und den ſtarken Mauern liegt, welches der Stammſitz weitgebietender und vielverſchwägerter Herren war, deren Geſchlecht dem

Mainzer Erzſtift manchen Hirten gab: in dieſen nun ſtillen Gegenden wohnte einſt ein ungeſchlachter Rieſe. Auf ſeine Körperſtärke trotzend, wollte er Keinem geſtatten, ſich im Thale anzuſiedeln: mehr aber noch, als des Ackerbauers niedere Hütte, war ihm die Burg des Edeln zuwider, und hätte es an ihm gelegen, ſo würde kein Mauerring ſich auf den Höhen des Taunus erhoben haben. Da geſchah es einmal, daß er das Land verlaſſen mußte, um einigen Ländern im Elſaß zu helfen, welche Mühe hatten, ſich der Angriffe der ſchwachen, aber durch ihre Zahl und Gewandtheit überwiegenden gewöhnlichen Menſchenkinder zu erwehren. Kaum war der ſtrenge Hüter von Aue und Wald fort, ſo ſteckte in der Umgebung Alles die Köpfe zu den Fenſtern hinaus und lugte rechts und links, und nachdem die Leute ſich überzeugt hatten, daß das Ungethüm wirklich verſchwunden war, bekamen ſie Alle viel Muth, und nachdem ſie tief Athem geſchöpft, beſchloſſen ſie ſich den Umſtand zunutze zu machen und ohne langen Prozeß ſich in die liegende Erbſchaft zu theilen. Als ſie damit im Gange waren und es ſchon manchen Zank und Hader abgeſetzt hatte, indem keiner des Andern Anſprüche gelten laſſen wollte, traf es ſich, daß ein junger Rittersmann in das Thal kam. Dieſen wählte die uneinige Gemeinde zum Schiedsrichter, und er verwaltete ſein Amt, troz ſeines nur unſcheinbaren Bartes, ſo gut, daß nach zwei Tagen alle Zwiſtigkeiten beigelegt waren, und er ſelbſt, zu ſeiner eignen Verwunderung, ſich im Beſitze des mit friſchem Grün bedeckten Hügels fand, der ſich ſanft aufſteigend aus der Niederung erhebt.

Eppo, ſo hieß der Jüngling, begriff ſehr wohl ſeine Stellung und ſeine Pflichten. Sein Säckel war ziemlich leer, aber durch Feinheit und Ueberredungskunſt wußte er zu erſetzen, was ihm hier abging. Das Landvolk lernte bald einſehn, daß es nichts beſſeres thun könne, als dem Ankömmling beim Bau einer Burg helfen, die mit denen der Nachbarn wetteifern würde. Wie ſchön mußte ſie ſich mit ihren Zinnen zwiſchen den dichten Waldungen ausnehmen! Welchen Schutz konnte ſie dem ganzen Lande bieten, wenn es dem Rieſen einmal wieder einfiel, ſeine verlaſſenen Beſitzungen zu beſuchen! Die Wahrheit aber war, daß der Ritter, welcher gerade dieſen letztern Grund am meiſten hervorzuheben ſich bemühte, ſo wenig im Ernſte des Rieſen gedachte, als die Bewohner des Thales es thaten. Es war nun eine rechte Luſt, das rege Treiben und die freudige Bewegung unter dem Völklein zu ſehn. Wäre Herr Eppo ein mächtiger Fürſt geweſen, und hätte er über den Frohndienſt Tauſender und den Arm geſchickter Werkleute verfügen können: der Burgbau hätte doch kaum geſchwinder vorſchreiten können. Die Mauern ſchienen aus dem Boden zu wachſen — die guten Landleute vergaßen ihre eigenen Wohnungen drüber, und wenn ja einmal ein Vorüberziehender nach dem Grund dieſer außerordentlichen Thätigkeit ſich erkundigte, ſo erhielt er die Antwort: zu ihrer Aller und des Landes Wohl werde das Schloß gebaut.

Eppo lachte ins Fäuſtchen. Schon war das untere Geſchoß fertig, und während einer ſchönen Sommernacht hatte er ſogar beſchloſſen, die wenigen Stunden

der Dunkelheit oben zuzubringen. Zwar war noch kein ritterlich Gemach eingerichtet — aber was that's, der Gedanke, daß er auf ſeinem Eigenthum ruhe, ließ ihn ſelbſt die harte Bank weich finden. So lag er beim Frühlicht noch im tiefſten Schlafe in einem Winkel, als er plötzlich durch ein tolles Getöſe geweckt ward, das ſich über ſeinem Kopf und auf allen Seiten vernehmen ließ. Erſchrocken erhob er ſich vom Lager und traute noch ſeinen Sinnen nicht. Balken und Pfoſten ſchienen mit Gewalt niederzufallen, die Erde erbebte unter den ſchweren Stößen. Und dabei ließ ſich ein Gebrülle vernehmen, das dem eines Jochs wüthender Stiere glich. Eppo'n fehlte zwar auch eben der Muth nicht, aber er hielt es doch für beſſer, ſich für's erſte in Sicherheit zu bringen, da er jeden Augenblick fürchten mußte, die Wölbung werde über ihn zuſammenfallen. Und er hatte auch keine Zeit zu verlieren — kaum war er durch eine Fenſteröffnung ins Freie geſprungen, ſo ſtürzte ein Theil des Baues mit donnerähnlichem Gekrach zuſammen, und mitten in den Trümmern ſtand der aus der Fremde heimgekehrte alte Rieſe, mit wilder Geberde ſeine Keule ſchwingend, und des erſchrockenen Volkes ſpottend, das ſich in tödtlicher Angſt in der Ferne hielt und dem Werke der Zerſtörung zuſah, ohne helfen zu können.

Kein Tag war vergangen, und ſtatt des ſchönen Baues war nur ein wüſter Steinhaufen auf dem Hügel zu ſehn. In dieſem ſchlug der Rieſe ſein Hauptquartier auf und beläſtigte und ängſtigte auf alle Weiſe die Umgegend. Wie ſehnten ſich da die Bewohner nach den

vergangenen Tagen zurück! Eppo ſchien eine Zeitlang in Sinnen verloren, dann verließ er das Thal, aber nicht ohne das Verſprechen zu geben, er werde bald zurückkehren. Die Landleute ſchienen ſeiner Rede wenig Glauben beizumeſſen, und als mehre Wochen vergingen, ohne daß ſie die geringſte Kunde vernahmen, begannen ſie ſich in ihr Schickſal zu fügen, und nahmen ſich vor, den Gaſt zu vergeſſen. Doch ſiehe, eines Morgens erſchien er wieder in den Hütten, wo er mit Jubel empfangen ward; mit ihm kamen ein halb Dutzend Geſellen, welche ſchwere Säcke auf Maulthieren mitſchleppten. Was in dieſen enthalten ſei, wollte der Ritter nicht ſagen, und empfahl ſeinen Freunden die ſtrengſte Verſchwiegenheit über ſein Kommen an. Zugleich erkundigte er ſich, wann und auf wie lange der Rieſe ſein Mittagsſchläfchen zu halten pflegte, und nachdem er vernommen, daß gerade jetzt die Zeit deſſelben da ſei und bei der heißen Jahreszeit nicht allzukurz wäre, begab er ſich, von ſeinen Gefährten begleitet, in größter Stille nach der zerſtörten Burg.

Eppo wußte nicht, ſollte er weinen, ſollte er ſich freuen, als er die Stätte wiederſah. In einiger Entfernung ſchon vernahm er das laute Schnarchen des Uſurpators, wofür er den Rieſen zu erklären keinen Anſtand nahm, und mit Mühe gelang es ihm, ſeine Begleiter bei dieſer Muſik, welche den langgezogenen Tönen eines enormen Dudelſacks glich, vor dem Reißausnehmen zu bewahren. Der Schläfer lag in der Vertiefung, welche ſich zwiſchen den noch übriggebliebenen Mauerreſten gebildet hatte; einige Ellen groben

Segeltuchs dienten ſeinem Geſichte zum Schutz vor der ſengenden Hitze einer Juli-Sonne. Durch Zeichen ertheilte Eppo ſeine Befehle: in einem Nu wurden die Säcke geöffnet, eine Menge von Eiſenringen herausgenommen und in größter Geſchwindigkeit zuſammengefügt. Alles ging glücklich von Statten: im Augenblick, wo der Rieſe zuſammenzuckend die Augen aufſchlug, lag auch ſchon das ſchwere Netz über ihm und war auf allen Seiten wohlbefeſtigt. Eppo aber ſtand auf der Mauer, und lachte noch toller über den Gefeſſelten, als dieſer ſich einſt über ihn, den Fliehenden, luſtig gemacht hatte. Das Hüfthorn des Ritters rief bald alle umwohnenden Landleute herbei, und mit Verwunderung und Freude erblickten dieſe ihren ſchlimmen Feind, der ohnmächtig unter den ihn enge umſchließenden eiſernen Banden tobte, und einen Strom der grauenvollſten Verwünſchungen ausſtieß. Aber Niemand kehrte ſich daran und nachdem die nöthigen Vorſichtmaßregeln getroffen waren, gingen die Meiſten nach Hauſe. Am andern Morgen ſchon brachten die Wächter die Nachricht, der Gefangene habe ſich im Grimme den Schädel an der Steinwand zerſtoßen.

Der Bau des Schloſſes wurde nun wieder begonnen, und bald ſtand es da, feſt und ſtattlich wie irgend eines. Von ſeinem erſten Beſitzer erhielt es den Namen Eppſtein, und um kommenden Geſchlechtern zu zeigen, wie es bei ſeiner Entſtehung zugegangen, wurden des Rieſen Gebeine über dem großen Thore angeſchmiedet. Dort dienen ſie noch als Wahrzeichen. — Ob nun die Hoffnungen des Landvolks in Erfüllung gingen, und

Eppo ein dankbarer und gütiger Herr und Beſchützer war, davon ſchweigt die Geſchichte. Aber ihre Jahrbücher erzählen, daß die Herren von Eppſtein reich und mächtig wurden, und eine wichtige Rolle ſpielten bei den wechſelvollen Ereigniſſen des deutſchen Kaiſerreiches, bis ſie im ſechszehnten Jahrhundert ausſtarben. Die Burg iſt verödet, aber in der Kirche des Oertchens finden ſich noch manche Grabſteine der alten Beſitzer.

Eginhard und Emma.

Das war eine gute, große und in ihren Folgen beglückende Zeit, da der große Karl Hof hielt zu Ingelheim auf der hohen Kaiſerburg. — Vierzehn Kinder ſtanden ihm zur Seite, die köſtlichſte Zierde der kaiſerlichen Habe. Des Vaters Auge aber ruhte mit beſonderm Wohlgefallen auf der jüngſten Tochter, Emma (ſo nennt ſie die Sage), die nicht nur in allen häuslichen Tugenden von beſondrer Tüchtigkeit war, ſondern auch mit ſeltenem Eifer jede Gelegenheit benutzte, um ihren Geiſt durch die damals noch ſo wenig gepflegten Wiſſenſchaften zu bereichern. Dabei war ſie ſo tadelloſen Leibes, daß — wenn das Chriſtenthum nicht ſchon in voller Blüthe geſtanden — man wohl geglaubt haben würde, es wäre die Göttin Venus noch einmal vom Olymp herabgeſtiegen, um die Sterblichen zu unbedingter Anbetung zu zwingen. Den Kaiſer aber erfreute

beides gar ſehr: ihr verſtändiges Geſpräch im Kreiſe der Hausgenoſſen und ihr anmuthiges Weſen in Webekammer und Küche, wo ſie ſorgſam Alles ordnete und auch mit Hand anlegte, beſonders wenn es galt den Gaumen ihres Herrn und Vaters zu befriedigen, dem ſie namentlich ein Gericht von Rehfleiſch ſchmackhaft zu bereiten und zu würzen verſtand, daß keine Andre es ihm zu Dank machen konnte. — Wenn der Kaiſer ſie ſo in Küche und Keller ſchalten und ſchaffen ſah, pflegte er ſie wohl mit dem väterlichen Liebesnamen „meine Imme“ zu nennen.

Aber Emma war noch weit geſchäftiger, als der gute, obwohl geſtrenge Vater es ahnen mochte. Nicht nur am Tage war ihr Fleiß unermüdlich, auch zur Nachtzeit pflegte ſie nicht des Schlafes, ſondern viel ſüßerer Freuden. — Unter des Kaiſers Räthen befand ſich Einer, der viel ſchöner und anmuthiger, auch viel jünger war als alle Uebrigen, und dennoch der Gelehrteſte und Verſtändigſte des ganzen Rathes — bis auf einen einzigen Punkt, an welchem denn freilich ſeine ganze Weisheit ſcheiterte; — und dieſer Punkt war — die zärtlichſte Liebe für Emma, die von der ſchönen Jungfrau in nicht geringerem Grade erwidert ward.

Nun war aber, trotz der großen Leutſeligkeit des Kaiſers, doch ein allzuſtarker Abſtand zwiſchen der jüngſten ſeiner Töchter und dem jüngſten ſeiner Räthe, ſo daß es zur Tageszeit dem liebenden Paare unmöglich war, ſich anders als vom Zwange der Verhältniſſe umgeben zu ſehen, während es doch auch in keiner Weiſe

räthlich ſchien, auch nur den Verſuch zu machen, den Kaiſer für die Wünſche der jugendlichen Herzen zu ſtimmen.

Dieſer Umſtand ward aber den Liebenden bald ſo läſtig, daß ſie ſich entſchloſſen, die ſtille Nacht zum Arzt des Tages zu machen und es ihr zu überlaſſen, ihren duftigen Thau dahin zu gießen, wo die Sonne allzu ſtark geſengt hatte, oder Gedanken an das ſanfte Mondlicht zu locken, die des Tages zu heller Schein zurückſchreckte. Und ſiehe da — in Emma's Kämmerlein, zu dem ſie ihrem Eginhard heimlich den Eingang geſtattete, da ſchwand im matten Silberlicht der Sterne der Unterſchied zwiſchen des Kaiſers Tochter und ſeinem Diener.

Doch auch in der Stille der Nacht und von allen Zeugen entfernt, blieb ihre Liebe rein und keuſch, und ſie ſündigten nicht gegen Gott — nur gegen die Sitte der Menſchen.

Manche Sommernacht wurde in dieſer ſüßen Stille am offenen Fenſter verplaudert, und meiſt erzählten ſich die Liebenden Dinge, die der ganze verſammelte Hof des Kaiſers ohne Anſtoß hätte anhören können; ſogar die Gegenſtände, in denen Eginhard Emma unterrichtete, wurden hier verhandelt; es war ihnen nur darum zu thun, ſich ohne Zwang an einander erquicken zu dürfen; oft auch trat eine heilige Stille ein, Emma ſah in das ſchweigende Dunkel voll leuchtender Sterne, und hing an der Erde nur durch die Hand, die Eginhard hielt, die wiederum mit dem Himmel durch den Blick zuſammenhing, den er auf ihr Auge heftete. — Als die Herbſtnebel

mit der höher ſchwellenden Fluth des Rheinſtroms. heranzogen und das Fenſter zugemacht werden mußte, da gedachten ſie wohl öfter der düſtern Weltverhältniſſe, die ihre reine Liebe verdunkeln wollten — und ſie ſchloſſen ſich noch enger, wärmer und feſter aneinander.

Endlich fingen die Novemberſtürme an zu toben; Emma hüllte ſich in ſchützende Gewänder, während Eginhard vor der Wärme ſeines glühenden Herzens keine Kälte verſpürte; wieder hatten ſie die lange Nacht, verſenkt in Liebesträumen, im Kämmerlein geſeſſen, da verkündete die Sanduhr, daß es für Eginhard an der Zeit ſei, in ſein Gemach zurückzukehren, das jenſeits des Schloßhofes lag.

Emma geleitete ihn bis an die äußere Pforte und — als ſie dieſe leiſe geöffnet, da fuhren beide erſchrocken zurück, — der ganze weite Raum, den Eginhard durchſchreiten mußte, war mit friſch gefallenem Schnee bedeckt. —

Ach! wie war nun guter Rath theuer! Denn daß Mannestritte, von der Schwelle des jungfräulichen Gemaches über den Hof führend, geſehen würden, das konnte Emma nimmermehr geſtatten, und weder vor dem Gerede der Menſchen, noch vor dem Zorne des Kaiſers verantworten.

Nach kurzem Sinnen geſchah eine That, die ſeitdem von tauſend Liedern beſungen und zum ſchönſten Liebesdenkmal erhoben wurde: Das ſtarke rüſtige Mädchen nahm den Geliebten auf den ſchlanken Rücken und ſchritt mit leiſem Zeh über die weiße Fläche hin, die jetzt nur die Spuren kleiner Frauenfüße zeigte.

Aber — auch der Kaiſer hatte die Nacht durchwacht; nicht in zartem Liebesgekoſe, ſondern in ernſter Sorge um ſein Reich, und als er ſich endlich zur Ruhe legen wollte, öffnete er noch einmal ſein Fenſter und ſah hinaus auf den beſchneiten Hof und freute ſich im Voraus der ſchönen Wildſpur — da ſieht er plötzlich ſein geliebtes Kind, die Laſt eines Mannes auf dem Rücken, durch den Hof eilen, und dann ſchnellen Schrittes zu ihrem Gemache zurückſpringen. O Kaiſer! wie mag Dir der Morgenſchlaf nach dieſer durchwachten Nacht bekommen ſein? —

Des andern Tages ſaß Kaiſer Karl zu Rathe auf ſeinem hohen Stuhle, und die den Kreis um ihn ſchloſſen, erſchraken ob des Ernſtes und der Trauer, die Karls hohe Stirn bedeckten. — Nach faſt langem Schweigen warf er zu allgemeinem Erſtaunen die Frage auf: was eine Königstochter, die bei nächtlicher Weile einen Buhlen in ihr Zimmer aufgenommen, verdiene?

Die Räthe ſannen und ſprachen hin und her; aber ſie kannten ja die milde Sinnesart ihres Herrn, und gaben endlich ihre Stimme dahin ab: in Liebesſachen ſei das Räthlichſte — Verzeihung.

Der Kaiſer entgegnete nichts, fuhr aber fort zu fragen: was ein niederer Edelmann, der ſich nächtlicher Weile in die Kammer einer Königstochter eingeſchlichen, verdiene?

Und die Räthe, die wohl ahneten, wer gemeint ſein möge und den jungen Eginhard liebten, gaben abermals ihre Stimme ab: in Liebesſachen ſei das Räth-

lichſte — Verzeihung! — Nur Eginhard ſelbſt, der zu unterſt im Kreiſe ſaß, und der fühlte, wie die Reue ſein Herz und die Scham ſeine Wangen beſtürmte, zwang die zitternde Stimme zur Feſtigkeit und ſprach beſcheiden: „er verdient den Tod!“

Der Kaiſer ſah ihn lange an und erwiederte: „nicht den Tod! — Doch mögen die hinausgehen in die Welt und vergeſſen ſein von Allen, die ſie geliebet haben.“

Als Emma die Kunde erhielt, weinte ſie, daß ihr das Herz brechen wollte, doch fühlte ſie, daß ſie keinen milderen Spruch habe erwarten dürfen. — Still legte ſie ihr fürſtliches Gewand ab und wand das Geſchmeide aus den langen goldenen Haaren los; dann gürtete ſie ein grobes Kleid um ihren Leib und nahm zärtlich Abſchied von den Orten, die ſie geliebt und den Thieren, die ſie gepflegt hatte. — Ihr Täubchen ſetzte ſich auf ihre Schulter und begehrte die gewohnte Nahrung; doch ſie küßte es mit Thränen — und ließ es fliegen. — Sie wendete der hohen Kaiſerburg den Rücken und ging mit beklemmter Bruſt den Fußſteig zur Rechten der Heerſtraße entlang. Sie war noch nicht weit gegangen, als ſie mit dem goldenen Haar die Thränen aus den Augen wiſchte um ſich umzuſehen; — da ging auf dem Fußwege zur Linken der Heerſtraße ein Anderer, in tiefem Schmerz verſunken, und ließ das Haupt auf ſeine Bruſt ſinken, als ſie ihn anſah; — und von Neuem floſſen ihre Thränen, und ſtärker noch als zuvor. So ging ſie noch eine gute Strecke, bis der Fußſteig zu Ende war und ſie auf die Straße hinabſtieg und ihm die Hand hinreichte; — die ergriff er

und drückte ſie an ſein Herz, dann gingen ſie neben einander hin, ſtill und traurig, aber ſie weinten nicht mehr.

Als es Abend war, hatte ſich der Wald um ſie gedichtet und ſie ſahen ein fernes Feuer. Erſchöpft und hungrig gelangten ſie dahin und fanden zwei Köhler, die ihr Nachtmahl verzehrten, und deren Herzen ein Blick auf Emma dergeſtalt erweichte, daß ſie nicht nur die Hungrigen ſättigten, ſondern auch den Müden ein Lager von trockenem Laub bereiteten. Aber Eginhard, nachdem er die Geliebte gebettet hatte, ſetzte ſich ans Feuer, und ſchürte es an, um das Zweighäuslein zu erwärmen, bis ihm die Augen zufielen und auch er in feſten Schlaf fiel. Als der ſpäte Morgen dämmerte, ſchlummerten Beide noch; ſie waren nach ſolcher Wanderung und ſo mancher ſchlafloſen Nacht vorher der Ruhe wohl bedürftig, und in dieſer Einſamkeit des Waldes, fern von den Menſchen und ihrem Zwange, war es zum erſten Mal, daß ſie, wie durch Kloſtermauern getrennt, ſich keine Liebkoſung und nicht einmal ein Wort der Liebe erlaubten. — Als ſie endlich erwachten, waren ſie allein: die Köhler hatten ſie verlaſſen, doch mancherlei Werkzeuge und ſelbſt Nahrungsmittel für mehrere Tage hatten ſie zurückgelaſſen. Emma trat aus ihrer Hütte hinaus in den Wald und ſah Eginhard ſtumm in der Ferne ſtehen; aber ſie rief ihn zu ſich und ſagte: „Wen hab' ich denn, als dich, wen haſt du denn — als mich?" — und weinend ſanken ſie ſich in die Arme.

Bald war es anders. Rüſtig ging das junge

Paar an den Bau einer Hütte, die bequem für Zwei war. In den Morgenſtunden ſchoß Eginhard Wild, und mit den Fellen bekleideten ſie die Wände, deren Fugen ſie vorher mit Moos verſtopft hatten. Und nachdem das Häuschen vollendet war, trat Eginhard eines Morgens zagend vor Emma und ſprach: „Wer wird uns den Segen des Herrn geben?“ Emma aber führte ihn zu einem ſchlanken Baumſtamme, den ſie zu einem Kreuze geſtaltet hatten, und Beide knieten davor nieder und baten Gott um ſeinen Segen zu ihrem Ehebunde, der nun nicht länger verſchoben werden ſollte; da rauſchte ein heller Flügelſchlag über ihren Häuptern, und als ſie aufblickten, ſaß Emma's Taube über ihnen im Baum. Nun waren ſie Mann und Weib, und weilten dort noch lange in ſeliger Umarmung.

In Ingelheim aber grämte ſich Kaiſer Karl um ſeine Imme, denn er hatte nichts in der Welt ſo ſehr geliebt wie ſie, und mit ihr ſchien die Freude aus ſeinem Schloſſe gezogen zu ſein. Zwar ging er noch faſt täglich auf die Jagd und erlegte Wild die Fülle, doch es war Niemand da, der ihn ſo liebevoll empfing, wenn er heim kam, wie einſt ſeine Emma. Auch bleichte ſein Haar und ſeine Wange fiel ein, und wer ihn nur vor ihrem Ausſcheiden geſehen, der hätte ihn jetzt nicht wieder gekannt. Und die Räthe ſeufzten ſtumm nach der Rückkehr des geliebten Paares, und ſchickten heimlich Boten in die Runde; aber ſie waren verſchwunden, und keine Spur ließ ahnen, wohin.

Zum fünften Male war der Herbſt angebrochen, ſeit jenem, der Emma aus des Vaters Schloß vertrieb;

doch es lag noch kein Schnee auf der Heide, vielmehr lächelte die Sonne, als ob ſie noch die ſommerliche Flur beleuchtete. — Da machte der Kaiſer einen weiten Jagdzug in den Odenwald; eines Tages, da er einen Hirſch verfolgte, ſah er ſich ganz allein unter den rauſchenden Wipfeln des dichteſten Waldes. Sein Jagdruf auf dem gewaltigen Bügelhorn, das ſeinen Beſitzer bis auf den heutigen Tag überlebt hat, blieb unbeantwortet, und er ſah ſich endlich genöthigt, ſolchem Abentheuer nicht abhold, die müden Glieder auf das weiche Moos zu ſtrecken und für diesmal auf ſein Abendbrod zu verzichten. Plötzlich theilten ſich neben ihm die Büſche, ein keckes Reh ſprang hervor und hinterdrein ein Knabe, der es zu haſchen ſtrebte. Als der den großen Mann im Mooſe liegen ſah, ſtand er ſtill, ging dann auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Der Kaiſer fühlte ſich beim Anblick des ſchönen Kindes bewegt, das alsbald ein gar ergötzliches Spiel mit ſeinen Waffen begann und endlich mit dem mächtigen Schwert in's Dickicht lief. Der Kaiſer rief: „Still hier, du kleiner Fant!" Aber das Kind hörte nicht, und ſo mußte er ſich ſchon entſchließen, ihm zu folgen, was das Reh ſchon längſt gethan hatte. — Nach kurzem Gange ſtand er auf einem freien Platz im Walde, wo eine zierliche Hütte ſtand, vor der Hütte ſaß eine engelſchöne königliche Frau, die ein Kind ſäugte und hinter welcher der Knabe mit dem Schwerte ſich verbarg. Sobald die Frau den hohen Fremden ſah, ſtand ſie auf, bewillkommte ihn und fragte nach ſeinem Verlangen. Doch kaum hatte er einige Worte geſpochen, als ſie plötzlich mit ihrem Säugling

in die Hütte lief. Der Kaiſer ſah ihr verwundert nach, aber er kannte ſie nicht; fünf Jahre und Kleidung und zwiefaches Mutterglück hatten ſie mehr noch verſchönt als verändert, beides aber in ſo hohem Grade, daß ſie dem Auge des eigenen Vaters nicht kenntlich war. — Bald kam ſie mit Früchten und kaltem Inbiß, doch ohne den Säugling zurück, und unterhielt ſich freundlich mit dem Gaſte, der ſeiner Verwunderung nicht Herr werden konnte, ſolchen Vogel in ſolchem Neſte zu treffen. Als es ſchon ſtark zu dunkeln begann, kam ein rüſtiger Jäger mit einer erlegten Rike aus dem Walde, dem das lange braune Haupt= und Barthaar keineswegs ein verwildertes, vielmehr ein gar ſtattliches Anſehen gab. Auch er reichte dem Fremden treuherzig die Hand und unterhielt ihn verſtändig, während die ſchöne Frau in der Hütte das Reh zerlegte, um die Abendmahlzeit zu bereiten, und der Kleine um die beiden Männer herumſpielte, daß der Kaiſer ſeine herzinnige Freude an dem Frohſinn des Kindes hatte. Schon war es dunkel, als die Frau ſie Alle in die Hütte rief zum Abendeſſen. Wie ſtaunte der Kaiſer über die Zierlichkeit des Gemaches, das mit Fellen behangen und mit Federn und Steinen geſchmückt, ein wirklich einladender Aufenthalt war; aber welch' ein ſeltſames Beben ergriff ihn, als ſein Blick auf der runden, von einer großen Lampe erhellten Tafel ruhte, und er nun gewahrte, daß Alles genau ſo angeordnet war, wie er es daheim gewohnt war und liebte; und als endlich gar der Duft der Speiſe zu ihm heraufſtieg und ihn an längſtentflohene Tage mahnte, da hob er den Blick auf Emma und Eginhard. — Sie aber hatte ihre

Kraft verlaſſen, weinend ſank ſie dem Vater zu Füßen — und Eginhard ſchlich ſich mit dem Knaben hinaus, um ein ſolches Wiederfinden nicht zu ſtören. — Doch er hatte nicht lange draußen geſtanden, als der Kaiſer ihn rief und an ſein Herz drückte.

Indem erſchallte draußen Hörnerklang und Rüdengebell; — bei hellem Mondlicht zog das Jagdgefolge des Kaiſers heran; — er aber ſagte nach kurzem Gruß: „Ich habe ein köſtlicher Wild gefunden, denn je" — und zeigte ihnen ſeine herrliche, königliche Tochter und den vielgeliebten Schwiegerſohn ſammt den holden Kindern! —

So verließ Emma aufs Neue ihren Wohnort, ihre Lauben und Fruchtgärten, und zog ſammt Vater und Gemahl nach Ingelheim und dann nach Aachen, wo der Letztere die Thaten des Erſteren aufſchrieb und verewigte. — An der „ſeligen Statt" aber, wo Emma fünf Jahre mit ihrem Gemahl verlebte, ward das Kloſter Seligenſtatt gegründet, wo ſpäter ihr ſchöner Leib der Erde wiedergegeben ward. —

Friedrich und Gela,

oder:

Gelahauſens Gründung.

Der Wanderer, der in dem Rheinparadieſe in den höchſten Genüſſen der Natur geſchwelgt, wird von Mainz aus, wo der herrliche Rheingau ſeinen Segen ſpendet, auch wohl einen Abſtecher über Frankfurt durch das Mainthal nach Hanau machen. Das liebliche Thal der Kinzig, die freundlichen Höhen der Wetterau laden von hier jeden zur Wanderſchaft, und wie der Wandrer den Wellen des Flüßchens entgegenzieht, werden ihn bald die jetzt ſpärlichen Ueberreſte der einſt ſo prachtvollen ſtattlichen Kaiſerburg Gelahauſen, deren Mauertrümmer die Kinzig träge umſchleicht, und die in der Vorzeit ſo reiche, gewerbblühende Reichsſtadt Gelnhauſen an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Größe mahnen.

VII.

Kretschmer del. Offic. C. Susemihl & Sohn Darmstadt. Baumann sc.

VII.

Kretzschmer del. Offic. C. Susemihl & Sohn Darmstadt. Baumann sc.

Hier, wo ein freundlicher Gebirgszug die Höhen des Rhöngebirges mit dem Vogelgebirge der Wetterau eint, und die anmuthigſte, üppige Natur das Herz des deutſchen Vaterlandes aufs reichſte geſegnet, verlebte Friedrich, des Schwaben-Herzogs Friedrich des Einäugigen Sohn, der Jugend ſchönſte Blütentage. In allen ritterlichen Tugenden gewandt, machte der edle Jüngling ihre Uebung auch zur erſten Aufgabe ſeines Lebens. Seinem Speer und Bolzen entgingen ſelten die grimmen Bewohner der dichten Forſten, die rings die Höhen bekränzten. Das gefahrvollſte Jagd-Abenteuer war ihm immer das Liebſte, denn ſo konnte er ja ſeinen Muth und ſein Kühnheit immer am beſten erproben. Selten beſuchte er irgend ein Ritterſpiel, von dem er nicht als Sieger ſchied, und allenthalben war der ſchmucke Jüngling ein willkommener Gaſt.

Bannten des Winters Wetter ihn an den Heerd, ſo erfreuten ihn die Zeitbücher und Sagen vergangener Tage, und fromm und treu übte er dann auch, wie es dem Ritter ziemte, des Sanges ſchöne Kunſt. Kehrte dann der Frühling mit ſeinen Sängern, ſeinen Blüthen und dem ganzen Gefolge der Freude in die heimiſchen Gauen, und lockten tauſend Stimmen, der Blumen Duft, des Forſtes früher Laubſchmuck, die muntern Bächlein und all das Regen und Leben rings in der unerſchöpflichen Werkſtätte der Natur mit unwiderſtehlichen Reizen hinaus in das Freie, dann ſchwärmte auch Friedrich, die treue Zither an der Seite, den Bogen auf dem Rücken, durch Wieſe und Forſt, über Hügel und Berg. Alles gab ihm neue Lieder und neue Freuden

denn was er ſo oft genoſſen, war und blieb dem jugendlichen frommen Gemüthe doch immer neu. Rings auf den Burgen, wo ſeines Vaters Vaſallen hauſten, war er ein freudiger Gaſt, und Trauer brachte immer ſein Scheiden, wenn es ihn wieder hinaus zu der Frühlingsfahrt trieb.

So führte ihn auch einſt ſein Pfad zu einem ſtattlichen Ritterſitz. Und wie er nun zum Burgthor trat, ward er auf eine eigene Weiſe überraſcht. Unter der Steinlaube der Thür zum Wohngebäude, die ein blühender Fliederſtrauch überſchattete, ſaß ein zartes Mägdlein, emſig mit der Spindel beſchäftigt, während, umlagert von tüchtigen Rüden, der Burgmann, unter der Treppenbrüſtung ſitzend, an Waffenſtücken putzte.

„Gott zum Gruß, Jungherr Friedrich!“ bot ihm der Alte das Wort und wollte ſein Werk verlaſſen. Züchtiglich neigte ſich die Jungfrau zum Gruße. „Laßt „Euch nicht ſtören, Herr Erwin, und ihr, zarte Magd“ entgegnete Friedrich, „Ihr gönnt dem fahrenden Gaſte „wohl einen Imbiß und ein Lager, bis ihn die Lerche „wieder hinausruft.“ „Gela, einen friſchen Meth!“ ſprach der Alte, „Herr Friedrich nimmt vorlieb.“

Die Jungfrau wollte ihren Sitz verlaſſen, Friedrich bat aber ſcherzend, ſie möchte nur bleiben und ſich in ihrer Arbeit nicht unterbrechen, nach fahrender Sänger Weiſe wollte er ſich den Willkommtrank verdienen. Beide willigten in ſein Begehr. Als er aber ſang von des Frühlings Wonnen, und dem Sehnen, das er wecke in eines Jeden Bruſt und doch nie und nimmer ſtille, da ruhten Gela's Hände und ihr Auge wurde feucht, auch

der Alte hielt inne in ſeinem Werke, und ſelbſt die Rüden ſchienen des Sängers Worten zu horchen.

Gern empfing Friedrich der Jungfrau Dank; ſüßer mundete ihm hier der Becher des Willkommens den ſie ihm reichte, als ſonſt der köſtlichſte Labetrunk. Friedrich blieb in der Burg, denn wie konnte er auch ſo bald ſcheiden! Manch ſchönes Frauenauge hatte ihm ſchon gelächelt, und ihm in ſüßer Minne einen Himmel voller Seligkeiten verheißen, aber ſein Herz war unberührt geblieben. In Gela's blauem Auge war ihm ein goldener Morgen aufgegangen; ein Gefühl, das ihn zu manchem Sange angetrieben, welchem er aber nie einen Namen zu geben gewußt, war ihm urplötzlich klar geworden, und erfüllte ſeine Seele mit Wonne; er hatte nur einen Gedanken: Gela — und in ihm lag das unausſprechliche Glück, für welches ſelbſt ſein Lied keine Klänge fand.

Kaum ſäumte des Frühroths erſter Schein die Laubzinne des friſchen Waldes, als Friedrich auch ſchon das Lager verließ, um ſeiner Laute zu vertrauen, was ſein Herz ſo ſtürmiſch und doch ſo mild, ſo wehmuthsvoll bewegte — aber diesmal wurde ihm die Traute untreu. Er eilte hinaus, um in der Friſche des Morgens die Stürme ſeiner Gefühle zu beſchwichtigen. Wie er nun durch die Burghalle ſchritt, da begegnete ihm Gela, ſchön wie die Roſe, wenn der Sonne erſter Strahl die Thauperlen aus dem duftenden Kelche weggeküßt. Er trat der Jungfrau näher, die ihm freundlich den herzlichen Morgengruß bot. Da ergriff er ihre Rechte, und mit bewegter Stimme, kaum ſeines Athems gewiß, ſprach

er: „Schöne Gela, o laßt mich das Wort ſprechen, ich „liebe Euch, Ihr ſeyd mir mehr werth, denn mein Leben!“ Ein brennendes Roth übergoß da die Wangen der Jungfrau und ſie ſtand vor ihm, unfähig eines Worts der Erwiederung und die Augenwimpern in holder Schaam niederſenkend. Wollet mir nicht zürnen! rief Friedrich ganz verwirrt und eilte von dannen. Nicht wagte er zurückzukehren zu der Burg, wo es ihn doch ſo unwiderſtehlich hinzog. Er barg ſeine Liebe im tiefſten Herzen, aber es entging ſeiner Umgebung nicht, daß eine gar große Veränderung in ſeinem ganzen Weſen vorgefallen. An Jagd, Kampf- und Ritterſpiel fand er kein Behagen mehr, nur ſeiner Zither vertraute er, was ſein innerſtes Leben jetzt bewegte. Umſonſt forſchte ſein Vater, umſonſt fragte die beſorgte Mutter, Judith, eine Tochter des gewaltigen Heinrichs, des Schwarzen, Herzogs von Baiern.

Allein zog er noch zuweilen hinaus in den Forſt, und führte er auch Speer und Bogen mit ſich, ſo waren die Thiere des Waldes doch ſicher vor ſeinen Geſchoſſen. Unwiderſtehlich zog es ihn hin in die Nähe der Burg, wo der Stern ſeines Lebens glühte, jedoch wagte er es nicht, dem Mädchen zu nahen, denn ſchüchtern iſt die erſte Liebe und glaubt nur zu leicht und zu gern, ihren Gegenſtand beleidigt zu haben. Als Friedrich nun wieder eines Tages in der Frühe durch den Forſt ſtrich, welcher die Burg, in der Gela wohnte, umgab, ſah er plötzlich die Jungfrau, die an einer lichten Stelle Waldkräuter ſuchte. Nicht wußte er, wie ihm geſchah, er wollte ihr ſeinen Gruß bieten, aber das

Wort erſtarb ihm auf der Lippe, und hocherſtaunt blickte die Jungfrau, ſelbſt erröthend, zu dem Jünglinge, der, wie durch Zauberbann feſtgehalten, vor ihr ſtand.

„Ihr ſeid unwohl?" nahm Gela das Wort, „Herr Friedrich, wollt Ihr nicht auf unſrer Burg einſprechen, „um Euch zu ſtärken?"

„Gela! — rief Friedrich und ſtürzte vor ihr nieder, „Du zürneſt alſo meiner Liebe nicht? Ich darf hoffen, „Dich wiederzuſehen, Gela, Du wirſt Gehör geben mei„nem Herzen? Denn ich ſchwöre" —

„O ſchwört nicht, und ſteht auf!" unterbrach ihn Gela, „denn es ziemt ſich nicht, Euch, Herr, alſo vor „mir zu ſehen!"

„Gela, Dir gehört mein Leben, ich liebe Dich; nur ein Wort, ob ich hoffen, ob ich leben darf —

„Gela erwiderte zögernd: So ſeid denn Morgen, mit dem erſten Schein des Tages in der Burgkapelle!" und eilte mit ſchnellen Schritten von dannen.

Friedrich taumelte auf; ein Traum ſchien ihm, was er geſehen, was er gehört hatte. War dem Jüngling je ein Tag langſam dahingeſchlichen, ſo war es dieſer, der ihn wieder als Gaſt in der Burg ſah.

Kaum hatte der Thurmwart Mitternacht verkündet, als ſich Friedrich auch ſchon in der Kapelle befand, ſehnend ſeiner Liebe harrend .So wie ſich das erſte Zwielicht des Morgens durch die bunten Fenſter der Kapelle ſtahl, knarrte das Pförtchen, das zum Burggange führte — Friedrich fuhr auf, ſein Athem ſtockte und ſein Auge war auf das ungewiſſe Halbdunkel geheftet. — Es war Gela.

Raſch eilte er ihr entgegen, und als er wieder mit feuriger Rede ihr ſeine Liebe geſtand und um Erhörung flehte, da hieß Gela ihn niederſitzen, und ſich traulich unbefangen in dem hohen Kirchenſtuhle neben ihn niederlaſſend, ſprach ſie: „Herr Friedrich, daß „ich Euch hieher, und in dieſer Stunde hieher be„ſchieden, mag Euch ſchon zum Beweiſe dienen, daß „Eure Liebe in meinem Herzen Gegenliebe fand, wenn „auch meine Liebe mein einzig Gut bleiben muß, da ich „nimmer die Eurige werden kann. Euch iſt ein ande„res Loos beſchieden, wählen müßt Ihr unter den edlen „Frauen des Landes, wie es Eurem Stande ziemet.“

Schön, engelſchön ſtrahlte Gela in der Röthe jungfräulicher Schaam, die ihr Antlitz übergoß und von den Streiflichtern der ewigen Lampe, die vor dem Altare brannte, gar reizend gehoben wurde. Friedrich umſchlang in dem Uebermaaße ſeiner Liebesſeligkeit die Jungfrau, und wollte mit neuen Betheurungen ſeiner Liebe Gela's Gründe beſiegen. Die Jungfrau aber ſprach mit dem Tone milder Ergebung: „Herr Fried„rich, ich bin überzeugt von Eurer Liebe, und hier im „Angeſichte Gottes ſchwöre ich Euch, daß ich Euch ewig „lieben werde. Der Himmel möge mir vergeben, wenn „meine Neigung ſträflich; aber ſo rein der Ort, an „welchem ich Euch dies Geſtändniß ablege, ſo rein ſoll „und muß meine Liebe ſein. Die heilige Mutter des „Heilands wird mir dazu die Stärke verleihen.“

Friedrich wußte nicht, wie ihm geſchah, er wagte die Jungfrau nicht zu unterbrechen, ſein Auge hing an ihrem Auge, aus dem ein Himmel der ſeligſten Gefühle

ſprach: „Und werde ich Dich wiederſehen, Gela? Wo? „Wann?"

„Hier im Angeſicht der Gebenedeiten, deren Bild „dort vom Altare auf uns niederſchaut, ſo oft Ihr wollt „zu dieſer Stunde. Jedoch an keinem andern Orte, „denn ich will mir den reinen Schatz meiner Liebe auch „noch für ein beſſeres Leben bewahren. Hier ſtehen „unſre Gefühle unter Gottes und ſeiner Engel Hut!"

Nicht bergen konnte Friedrich das Uebermaß ſeines Glückes, im ſtummen Entzücken ſank er an Gela's Hals — und ein Kuß beſiegelte den Schwur ihrer Liebe. — Jedes Frühroth fand die Liebenden von nun an, in ſtiller Liebesſeligkeit verſunken, an dem geweihten Orte; aber jeder irdiſche Wunſch blieb ihrer Seele fern — rein war ihre Liebe.

Als der Fall Edeſſas im Jahre des Heils 1147 in Deutſchland kund wurde, und Bernhard von Clairvaux das Kreuz predigte, rüſtete ſich auch Kaiſer Konrad III. zum Kreuzzuge. Auch in Friedrichs Bruſt wurde die Thatenluſt wieder rege, und mit ſeinen treuen Schwaben nahm auch er das Kreuz, ſeinem Ohm, dem Kaiſer, nach dem gelobten Lande zu folgen. Gela ſelbſt ermahnte ihn zu dem Zuge, wie es zieme dem künftigen Schwaben-Herzoge. Die Scheideſtunde kam. An der heiligen Stätte nahmen die Liebenden Abſchied, und als Friedrich der Jungfrau den letzten Kuß auf die Lippen drückte, ſprach er: „Unſer Liebesbund ſei für ewig geſchloſſen!" „Für ewig!" wiederholte Gela, ſich aus ſeiner Umarmung windend, denn die Hifthörner mahnten zum Aufbruch.

In allen Unfällen des Kreuzzuges wurde Friedrich aufrecht gehalten durch ſeine Liebe, die ihn Wunder der Tapferkeit ausführen ließ. Gela's Bild war ſein Schutz und ſeine Stärke. Als des Kaiſers Heer durch die Unfälle in den waſſerloſen Einöden von Ikonium gezwungen wurde, wieder nach Konſtantinopel zurückzukehren, erhielt auch Friedrich die Trauerkunde von dem Tode ſeines Vaters, welche ihn in die Heimath zurückrief. Kaum hatte er des Landes Huldigung empfangen, als ihn ſeine Liebe, welche die Trennung von der Geliebten nur noch um ſo glühender, um ſo inniger gemacht hatte, auch ſchon nach der Burg rief, wo ſeine Gela lebte.

Sehnſuchtsvoll den Wonnen des Wiederſehens entgegenharrend, und ihrer ſchon im Vorgefühle genießend, war er nach der Kintzig gekommen; hart traf ihn aber die Nachricht, Gela habe den Schleier genommen, und ihr Vater übergab ihm eine Schärpe, die Gela ihm an dem Tage, an welchem ſie ins Kloſter ging, für den jungen Herzog übergeben hatte. Friedrich fand in der Schärpe die Worte eingewirkt:

„Dem Herzoge ziemt ein ebenbürtiges Weib. Deine Liebe machte ein Jahr lang meines Lebens Glück, und wird es auf ewig bleiben. Unſre Liebe ſey ewig!“

Friedrich hielt treu den Schwur. Die Schärpe geleitete ihn, das theuerſte Pfand, auf allen ſeinen Heldenzügen, und wenn er auch, dem Wunſche ſeiner Familie nachgebend, ſich im Jahre 1149 mit Adelheid, der Tochter des Markgrafen Theobald von Vohberg vermählte, ſo blieb dieſer Verbindung die Liebe fremd. Schon im

Jahr 1153, als Deutſchlands Krone des edlen Hohenſtaufen Haupt zierte, trennte er ſich von Adelheiden. Treu blieb er aber ſeiner Liebe zu Gela. An der Stelle, wo die Burg ihres Vaters geſtanden, ließ er ſich einen prachtvollen Palaſt erbauen, der ſein Lieblingsaufenthalt wurde, und an der Stelle, wo er ſeine Gela überraſcht hatte, entſtand eine freundliche Stadt, der er den Namen „Gelahauſen" gab.

Längſt iſt das thatenreiche Geſchlecht der Hohenſtaufen zu Grabe gegangen, auch Friedrich der Rothbart iſt der Geſchichte anheimgefallen, ſeine Liebe zu Gela lebt aber noch unter dem Volke, und fand in der Stadt, die ihren Namen trägt, das ſchönſte Denkmal.

Der Mönch zu Lorſch.

Wer die Bergſtraße entlang zieht, laubbedeckte Hügel auf der einen Seite, an deren Fuß freundliche Orte, auf deren Gipfeln graue Burgen liegen, auf der andern die fruchtbare Ebne welche der Rhein durchſtrömt, macht gerne vom alten Städtchen Heppenheim aus einen Ausflug nach der Niederung, wo auf einer Inſel der Weſchniz, nahe bei dem jetzigen gleichnamigen Flekken, die Reſte der einſt großen und mächtigen Benedictiner Abtei Lorſch liegen, welche ein oberrheiniſcher Gaugraf, Cancor mit Namen, unter des Frankenköniges Pipin glorreicher Regierung ſtiftete. Wenig haben die Drangſale verheerender Kriege und die Veränderungen der Zeitumſtände von den weitausgedehnten Gebäuden übrig gelaſſen, welche dem Orden gehörten, der in Teutſchland, in Italien und Frankreich mehr denn ein andrer zur Wiederbelebung der Wiſſenſchaft und zur Rettung und Erhaltung deſſen beitrug, was in fin-

ſtern Zeiten vom Licht voriger Tage geblieben — aber noch lebt die Erinnerung, noch lebt der Name, noch ſtehn auf den Höhen umher an der Bergſtraße, im Odenwald und am Neckar die alten Schlöſſer, deren ritterliche Gebieter dem reichen Kloſter Lehns- und Vaſallendienſte leiſteten.

Silberne Locken floſſen ſchon um Karls des Großen Scheitel, als er, auch im vorgerückten Alter der Gewohnheit ſeiner Jugend treu bleibend, von einem Königshofe zum andern zu ziehen, einſt wieder in das obere Rheinland kam, das nicht ferne lag von ſeiner prächtigen Ingelheimer Pfalz. Es war an einem Nachmittage, als er mit dem wenig zahlreichen Gefolge, das ihn zu begleiten pflegte, am Thore von Lorſch hielt. Freudig empfingen die Bewohner des Kloſters den frommen, ihren Stand ehrenden und mit weltlichen Vortheilen überhäufenden Kaiſer.

Der Abend kam heran. In der Kirche, deren Spitzbogen ſich auf maſſive Pfeiler ſtützten, breite Schlagſchatten auf die niedere Wand werfend, war die Vesper geſungen worden; die Klänge der tiefen Männerſtimmen waren eben verhallt, ſchon waren die Letzten der langen Reihe ſchwarzgekleideter Mönche in den gewölbten Kloſtergang getreten, und die noch auf dem Altare matt brennenden Kerzen warfen einen röthlichen Schein auf die halb in den Duft des Weihrauchs eingehüllten Gegenſtände. Der Kaiſer kniete noch auf ſeiner Bank, als er hinter ſich zur Seite Geräuſch vernahm, und ein Geiſtlicher, erblindet und vor Alter ſchwach und gebückt, an ihm vorüberging, von einem freundlichen, blonden

Knaben geleitet, der ihn zu den Stufen des Altars führte. Da kniete der Greis nieder und betete, und dem überraſchten Kaiſer ſchien's, als umglänze ſein ehrwürdiges Haupt die Aureole eines Heiligen.

Karl blieb auf ſeinem Platze bis der Andächtige ſich wieder erhoben, und an der Hand ſeines jugendlichen Führers in den Kreuzgang getreten war. Dann verließ auch er die einſam gewordene Kirche und begab ſich ins Kloſter. Noch waren viele Mönche mit dem Abte verſammelt, als der Kaiſer ihnen berichtete, was er geſehn, und den Namen des Greiſes zu wiſſen verlangte, der, ein Hoher und Heiliger, unter ihnen weile. In demſelben Moment trat dieſer in die Halle. „Da iſt er“ ſagte Karl, und jetzt, beim hellern Lichte, bedünkte es ihn, als habe er ſchon früher die Züge geſehen, denen nicht mehr der Stern des Auges Leben und Ausdruck verlieh, in welchen aber die ſtille Heiterkeit des nach Kämpfen errungenen Friedens ſich ſpiegelte.

„Kennet ihr dieſen nicht mehr, den ihr vor euch ſehet?“ antwortete der Abt. „Es iſt Thaſſilo.“ Erinnerung an vergangene Jahre, an mehr denn ſein halbes Leben, weckte in des Kaiſers Gemüthe der Klang dieſes Namens. Er fand in dem Greiſe den, welcher, aus altem Fürſtenſtamm entſproſſen, der Baiern Volk beherrſcht, welcher, unverſöhnlich ergrimmt auf ſeinen Lehnsherrn, um des Unglücks willen, das dieſer auf das Haupt ſeines Schwiegervaters Deſider gebracht, welchen er aus ſeinem ſchönen lombardiſchen Reich vertrieben, — deſſen Sohn er nach vergeblich wiederholten

Kämpfen zur Flucht nach dem fernen Oſten genöthigt, der durch heimliche Ränke und offene Handlung ſich dem Mächtigen widerſetzt hatte, aber, den eignen Landesgeſetzen zufolge, zum Verluſt ſeiner Würde und zum Tode verurtheilt worden war. Nicht das Blut des Gefallenen wollte Karl. Der Herzog wurde ſeines Amtes entſetzt und nebſt Theodor, ſeinem Sohne, in ein Kloſter geſperrt. Es erging dem letzten Agilolfingen wie dem letzten Könige des einſt ſo mächtigen Lombardenreichs.

Der Kaiſer, welcher nicht wußte, daß Thaſſilo ſich zu Lorſch befand, *) wurde durch dieſe Begegnung tief erſchüttert. Er ſtand in dem Alter, wo die Nichtigkeit irdiſcher Dinge ſich immer lebhafter vor des Menſchen Geiſt hinſtellt, und die eben in der Kirche geſehene Erſcheinung trug noch mehr dazu bei, den natürlich Gottesfürchtigen ernſt und feierlich zu ſtimmen. Frommer Vater, ſprach er zum Greiſe tretend, ihr und ich ſtanden uns im Leben mehr denn einmal feindlich gegenüber: jetzt ſtehn wir Beide nicht ferne mehr von der Pforte, die zum letzten Wege führt. Gewährt mir Verſöhnung, ehe wir ſcheiden — Karl iſt es, der euch darum bittet. Gebt mir euren Segen!"

Eine zuckende Bewegung überflog auf einen Moment das Antlitz des Blinden, machte aber ſogleich wieder der ruhigen, ernſten Faſſung ſeiner Züge Platz.

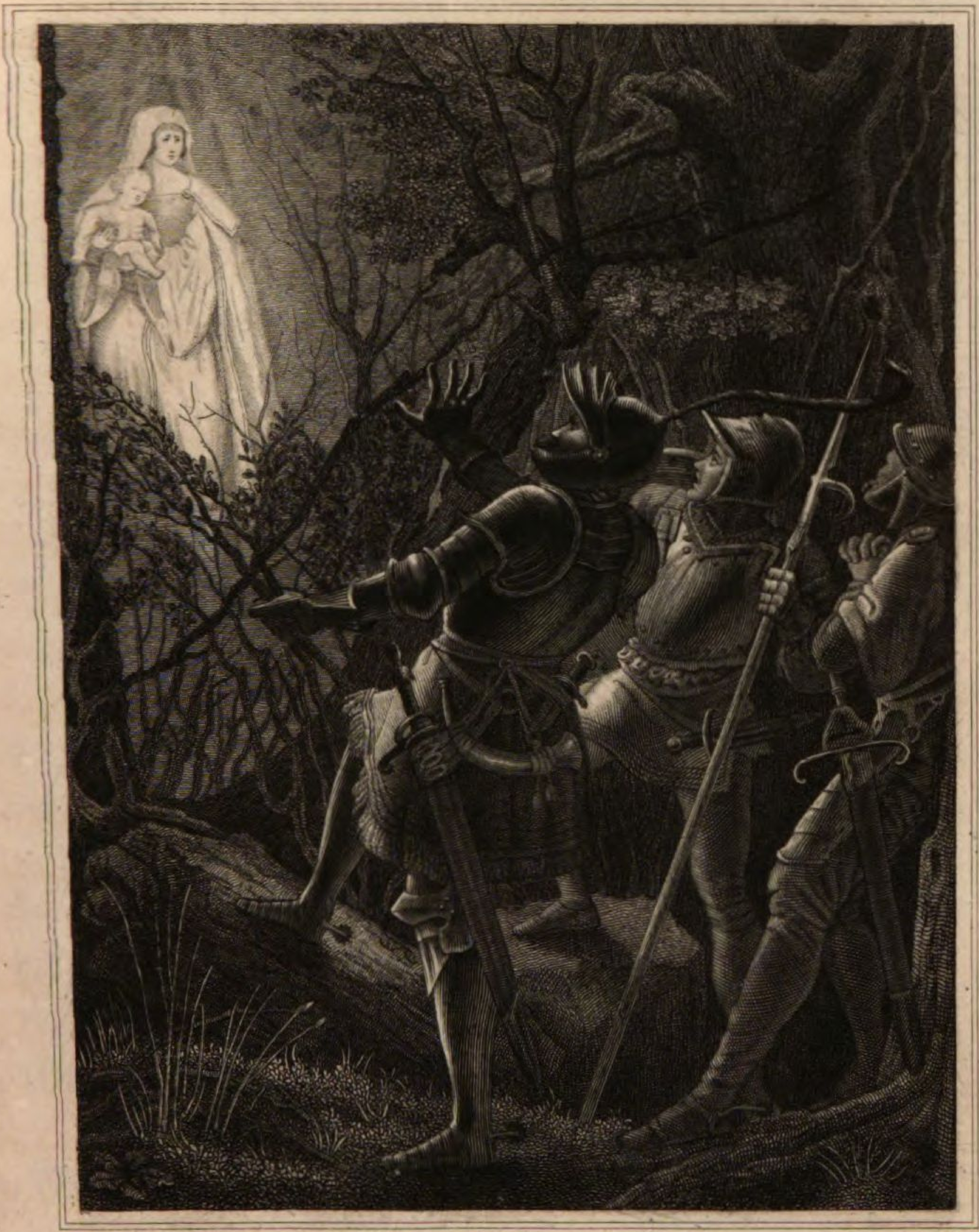
---

*) Anm. Der Kaiſer hatte ihm, nachdem er zu St. Goar eingekleidet worden war, (788) das Kloſter Semeticum (Tumikger) bei Rouen zu ſeinem Aufenthaltsorte beſtimmt.

„Herr, ſagte er, an euch iſt Vergeſſen und Verſöhnen: ich habe gegen euch geſündigt, ich habe den Eid verletzt, den ich euch geſchworen — Jahrelang habe ich es in der Einſamkeit durch Reue und Thränen gebüßt. Ich habe einen neuen, ſchweren Kampf durchkämpft, als die Kunde von eurer Ankunft im Kloſter mich mehr denn je meines vergangenen Lebens gedenken ließ: im Gebete ſtand die Erſcheinung eines Engels vor mir, mich mahnend, daß meine Sterbeſtunde nahe ſei. So gewährt mir denn Verzeihung, ihr, gegen den ich am meiſten verſchuldet.“

Der Kaiſer reichte ihm die Hand und eine Thräne blitzte in ſeinem Auge. Der Blinde entfernte ſich. Als am folgenden Morgen Karl ſeine Begleiter zum Aufbruch nach Worms rief, meldete der Abt ihm beim Scheiden, Thaſſilo ſei, friedlich hingeſchlummert, in ſeiner Zelle gefunden worden.

VIII.



Phiddemann del. Offic. C. Susemihl & Sohn Darmstadt. Baumann sc.

VIII.

Phiddemann del. Offic. C. Susemihl & Sohn Darmstadt. Baumann sc.

Der Rodenſtein.

(Hierzu das Bild VIII, erfunden von H. Plüddemann, geſtochen von W. Baumann.)

„— Habt Acht auf die Burg während meiner Abweſenheit — zieht die Brücke auf, laßt den Thurmwart gute Umſchau halten und ſorgt, daß die Kriegsknechte in Ordnung bleiben. In wenig Tagen bin ich wieder hier.“

So ſprach Ritter Hans von Rodenſtein zu ſeinem alten treuen Burgwärter, indem er im Hofe, welchen rings ſtattliche Gebäude umgaben, von deren röthlicher Steinart das Schloß ſeinen Namen erhalten, zu Pferde ſtieg. Eine Minute ſpäter ſah man ihn, von einigen Reiſigen begleitet, deren einer ein bepacktes Handpferd führte, den ſanften Abhang des Hügels hinabreiten und bei einer Krümmung des Pfades im Gebüſche verſchwinden.

Paar an den Bau einer Hütte, die bequem für Zwei war. In den Morgenſtunden ſchoß Eginhard Wild, und mit den Fellen bekleideten ſie die Wände, deren Fugen ſie vorher mit Moos verſtopft hatten. Und nachdem das Häuschen vollendet war, trat Eginhard eines Morgens zagend vor Emma und ſprach: „Wer wird uns den Segen des Herrn geben?“ Emma aber führte ihn zu einem ſchlanken Baumſtamme, den ſie zu einem Kreuze geſtaltet hatten, und Beide knieten davor nieder und baten Gott um ſeinen Segen zu ihrem Ehebunde, der nun nicht länger verſchoben werden ſollte; da rauſchte ein heller Flügelſchlag über ihren Häuptern, und als ſie aufblickten, ſaß Emma's Taube über ihnen im Baum. Nun waren ſie Mann und Weib, und weilten dort noch lange in ſeliger Umarmung.

In Ingelheim aber grämte ſich Kaiſer Karl um ſeine Imme, denn er hatte nichts in der Welt ſo ſehr geliebt wie ſie, und mit ihr ſchien die Freude aus ſeinem Schloſſe gezogen zu ſein. Zwar ging er noch faſt täglich auf die Jagd und erlegte Wild die Fülle, doch es war Niemand da, der ihn ſo liebevoll empfing, wenn er heim kam, wie einſt ſeine Emma. Auch bleichte ſein Haar und ſeine Wange fiel ein, und wer ihn nur vor ihrem Ausſcheiden geſehen, der hätte ihn jetzt nicht wieder gekannt. Und die Räthe ſeufzten ſtumm nach der Rückkehr des geliebten Paares, und ſchickten heimlich Boten in die Runde; aber ſie waren verſchwunden, und keine Spur ließ ahnen, wohin.

Zum fünften Male war der Herbſt angebrochen, ſeit jenem, der Emma aus des Vaters Schloß vertrieb;

doch es lag noch kein Schnee auf der Heide, vielmehr lächelte die Sonne, als ob ſie noch die ſommerliche Flur beleuchtete. — Da machte der Kaiſer einen weiten Jagdzug in den Odenwald; eines Tages, da er einen Hirſch verfolgte, ſah er ſich ganz allein unter den rauſchenden Wipfeln des dichteſten Waldes. Sein Jagdruf auf dem gewaltigen Bügelhorn, das ſeinen Beſitzer bis auf den heutigen Tag überlebt hat, blieb unbeantwortet, und er ſah ſich endlich genöthigt, ſolchem Abentheuer nicht abhold, die müden Glieder auf das weiche Moos zu ſtrecken und für diesmal auf ſein Abendbrod zu verzichten. Plötzlich theilten ſich neben ihm die Büſche, ein keckes Reh ſprang hervor und hinterdrein ein Knabe, der es zu haſchen ſtrebte. Als der den großen Mann im Mooſe liegen ſah, ſtand er ſtill, ging dann auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Der Kaiſer fühlte ſich beim Anblick des ſchönen Kindes bewegt, das alsbald ein gar ergötzliches Spiel mit ſeinen Waffen begann und endlich mit dem mächtigen Schwert in's Dickicht lief. Der Kaiſer rief: „Still hier, du kleiner Fant!" Aber das Kind hörte nicht, und ſo mußte er ſich ſchon entſchließen, ihm zu folgen, was das Reh ſchon längſt gethan hatte. — Nach kurzem Gange ſtand er auf einem freien Platz im Walde, wo eine zierliche Hütte ſtand, vor der Hütte ſaß eine engelſchöne königliche Frau, die ein Kind ſäugte und hinter welcher der Knabe mit dem Schwerte ſich verbarg. Sobald die Frau den hohen Fremden ſah, ſtand ſie auf, bewillkommte ihn und fragte nach ſeinem Verlangen. Doch kaum hatte er einige Worte geſpochen, als ſie plötzlich mit ihrem Säugling

in die Hütte lief. Der Kaiſer ſah ihr verwundert nach, aber er kannte ſie nicht; fünf Jahre und Kleidung und zwiefaches Mutterglück hatten ſie mehr noch verſchönt als verändert, beides aber in ſo hohem Grade, daß ſie dem Auge des eigenen Vaters nicht kenntlich war. — Bald kam ſie mit Früchten und kaltem Inbiß, doch ohne den Säugling zurück, und unterhielt ſich freundlich mit dem Gaſte, der ſeiner Verwunderung nicht Herr werden konnte, ſolchen Vogel in ſolchem Neſte zu treffen. Als es ſchon ſtark zu dunkeln begann, kam ein rüſtiger Jäger mit einer erlegten Rike aus dem Walde, dem das lange braune Haupt- und Barthaar keineswegs ein verwildertes, vielmehr ein gar ſtattliches Anſehen gab. Auch er reichte dem Fremden treuherzig die Hand und unterhielt ihn verſtändig, während die ſchöne Frau in der Hütte das Reh zerlegte, um die Abendmahlzeit zu bereiten, und der Kleine um die beiden Männer herumſpielte, daß der Kaiſer ſeine herzinnige Freude an dem Frohſinn des Kindes hatte. Schon war es dunkel, als die Frau ſie Alle in die Hütte rief zum Abendeſſen. Wie ſtaunte der Kaiſer über die Zierlichkeit des Gemaches, das mit Fellen behangen und mit Federn und Steinen geſchmückt, ein wirklich einladender Aufenthalt war; aber welch' ein ſeltſames Beben ergriff ihn, als ſein Blick auf der runden, von einer großen Lampe erhellten Tafel ruhte, und er nun gewahrte, daß Alles genau ſo angeordnet war, wie er es daheim gewohnt war und liebte; und als endlich gar der Duft der Speiſe zu ihm heraufſtieg und ihn an längſtentflohene Tage mahnte, da hob er den Blick auf Emma und Eginhard. — Sie aber hatte ihre

Kraft verlaſſen, weinend ſank ſie dem Vater zu Füßen — und Eginhard ſchlich ſich mit dem Knaben hinaus, um ein ſolches Wiederfinden nicht zu ſtören. — Doch er hatte nicht lange draußen geſtanden, als der Kaiſer ihn rief und an ſein Herz drückte.

Indem erſchallte draußen Hörnerklang und Rüdengebell; — bei hellem Mondlicht zog das Jagdgefolge des Kaiſers heran; — er aber ſagte nach kurzem Gruß: „Ich habe ein köſtlicher Wild gefunden, denn je" — und zeigte ihnen ſeine herrliche, königliche Tochter und den vielgeliebten Schwiegerſohn ſammt den holden Kindern! —

So verließ Emma aufs Neue ihren Wohnort, ihre Lauben und Fruchtgärten, und zog ſammt Vater und Gemahl nach Ingelheim und dann nach Aachen, wo der Letztere die Thaten des Erſteren aufſchrieb und verewigte. — An der „ſeligen Statt" aber, wo Emma fünf Jahre mit ihrem Gemahl verlebte, ward das Kloſter Seligenſtatt gegründet, wo ſpäter ihr ſchöner Leib der Erde wiedergegeben ward. —

Friedrich und Gela,

oder:

Gelahauſens Gründung.

Der Wanderer, der in dem Rheinparadieſe in den höchſten Genüſſen der Natur geſchwelgt, wird von Mainz aus, wo der herrliche Rheingau ſeinen Segen ſpendet, auch wohl einen Abſtecher über Frankfurt durch das Mainthal nach Hanau machen. Das liebliche Thal der Kinzig, die freundlichen Höhen der Wetterau laden von hier jeden zur Wanderſchaft, und wie der Wandrer den Wellen des Flüßchens entgegenzieht, werden ihn bald die jetzt ſpärlichen Ueberreſte der einſt ſo prachtvollen ſtattlichen Kaiſerburg Gelahauſen, deren Mauertrümmer die Kinzig träge umſchleicht, und die in der Vorzeit ſo reiche, gewerbblühende Reichsſtadt Gelnhauſen an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Größe mahnen.

VII.

Kretschmer del. Offic. C. Susemihl & Sohn Darmstadt. Baumann sc.

Hier, wo ein freundlicher Gebirgszug die Höhen des Rhöngebirges mit dem Vogelgebirge der Wetterau eint, und die anmuthigſte, üppige Natur das Herz des deutſchen Vaterlandes aufs reichſte geſegnet, verlebte Friedrich, des Schwaben-Herzogs Friedrich des Einäugigen Sohn, der Jugend ſchönſte Blütentage. In allen ritterlichen Tugenden gewandt, machte der edle Jüngling ihre Uebung auch zur erſten Aufgabe ſeines Lebens. Seinem Speer und Bolzen entgingen ſelten die grimmen Bewohner der dichten Forſten, die rings die Höhen bekränzten. Das gefahrvollſte Jagd-Abenteuer war ihm immer das Liebſte, denn ſo konnte er ja ſeinen Muth und ſein Kühnheit immer am beſten erproben. Selten beſuchte er irgend ein Ritterſpiel, von dem er nicht als Sieger ſchied, und allenthalben war der ſchmucke Jüngling ein willkommener Gaſt.

Bannten des Winters Wetter ihn an den Heerd, ſo erfreuten ihn die Zeitbücher und Sagen vergangener Tage, und fromm und treu übte er dann auch, wie es dem Ritter ziemte, des Sanges ſchöne Kunſt. Kehrte dann der Frühling mit ſeinen Sängern, ſeinen Blüthen und dem ganzen Gefolge der Freude in die heimiſchen Gauen, und lockten tauſend Stimmen, der Blumen Duft, des Forſtes früher Laubſchmuck, die muntern Bächlein und all das Regen und Leben rings in der unerſchöpflichen Werkſtätte der Natur mit unwiderſtehlichen Reizen hinaus in das Freie, dann ſchwärmte auch Friedrich, die treue Zither an der Seite, den Bogen auf dem Rücken, durch Wieſe und Forſt, über Hügel und Berg. Alles gab ihm neue Lieder und neue Freuden

denn was er ſo oft genoſſen, war und blieb dem jugendlichen frommen Gemüthe doch immer neu. Rings auf den Burgen, wo ſeines Vaters Vaſallen hauſten, war er ein freudiger Gaſt, und Trauer brachte immer ſein Scheiden, wenn es ihn wieder hinaus zu der Frühlingsfahrt trieb.

So führte ihn auch einſt ſein Pfad zu einem ſtattlichen Ritterſitz. Und wie er nun zum Burgthor trat, ward er auf eine eigene Weiſe überraſcht. Unter der Steinlaube der Thür zum Wohngebäude, die ein blühender Fliederſtrauch überſchattete, ſaß ein zartes Mägdlein, emſig mit der Spindel beſchäftigt, während, umlagert von tüchtigen Rüden, der Burgmann, unter der Treppenbrüſtung ſitzend, an Waffenſtücken putzte.

„Gott zum Gruß, Jungherr Friedrich!“ bot ihm der Alte das Wort und wollte ſein Werk verlaſſen. Züchtiglich neigte ſich die Jungfrau zum Gruße. „Laßt „Euch nicht ſtören, Herr Erwin, und ihr, zarte Magd“ entgegnete Friedrich, „Ihr gönnt dem fahrenden Gaſte „wohl einen Imbiß und ein Lager, bis ihn die Lerche „wieder hinausruft.“ „Gela, einen friſchen Meth!“ ſprach der Alte, „Herr Friedrich nimmt vorlieb.“

Die Jungfrau wollte ihren Sitz verlaſſen, Friedrich bat aber ſcherzend, ſie möchte nur bleiben und ſich in ihrer Arbeit nicht unterbrechen, nach fahrender Sänger Weiſe wollte er ſich den Willkommtrank verdienen. Beide willigten in ſein Begehr. Als er aber ſang von des Frühlings Wonnen, und dem Sehnen, das er wecke in eines Jeden Bruſt und doch nie und nimmer ſtille, da ruhten Gela's Hände und ihr Auge wurde feucht, auch

der Alte hielt inne in ſeinem Werke, und ſelbſt die Rü-
den ſchienen des Sängers Worten zu horchen.

Gern empfing Friedrich der Jungfrau Dank; ſüßer mundete ihm hier der Becher des Willkommens den ſie ihm reichte, als ſonſt der köſtlichſte Labetrunk. Friedrich blieb in der Burg, denn wie konnte er auch ſo bald ſcheiden! Manch ſchönes Frauenauge hatte ihm ſchon gelächelt, und ihm in ſüßer Minne einen Himmel voller Seligkeiten verheißen, aber ſein Herz war unberührt geblieben. In Gela's blauem Auge war ihm ein goldener Morgen aufgegangen; ein Gefühl, das ihn zu manchem Sange angetrieben, welchem er aber nie einen Namen zu geben gewußt, war ihm urplötzlich klar geworden, und erfüllte ſeine Seele mit Wonne; er hatte nur einen Gedanken: Gela — und in ihm lag das unausſprechliche Glück, für welches ſelbſt ſein Lied keine Klänge fand.

Kaum ſäumte des Frühroths erſter Schein die Laubzinne des friſchen Waldes, als Friedrich auch ſchon das Lager verließ, um ſeiner Laute zu vertrauen, was ſein Herz ſo ſtürmiſch und doch ſo mild, ſo wehmuthsvoll bewegte — aber diesmal wurde ihm die Traute untreu. Er eilte hinaus, um in der Friſche des Morgens die Stürme ſeiner Gefühle zu beſchwichtigen. Wie er nun durch die Burghalle ſchritt, da begegnete ihm Gela, ſchön wie die Roſe, wenn der Sonne erſter Strahl die Thauperlen aus dem duftenden Kelche weggeküßt. Er trat der Jungfrau näher, die ihm freundlich den herzlichen Morgengruß bot. Da ergriff er ihre Rechte, und mit bewegter Stimme, kaum ſeines Athems gewiß, ſprach

er: „Schöne Gela, o laßt mich das Wort ſprechen, ich „liebe Euch, Ihr ſeyd mir mehr werth, denn mein Leben!“ Ein brennendes Roth übergoß da die Wangen der Jungfrau und ſie ſtand vor ihm, unfähig eines Worts der Erwiederung und die Augenwimpern in holder Schaam niederſenkend. Wollet mir nicht zürnen! rief Friedrich ganz verwirrt und eilte von dannen. Nicht wagte er zurückzukehren zu der Burg, wo es ihn doch ſo unwiderſtehlich hinzog. Er barg ſeine Liebe im tiefſten Herzen, aber es entging ſeiner Umgebung nicht, daß eine gar große Veränderung in ſeinem ganzen Weſen vorgefallen. An Jagd, Kampf- und Ritterſpiel fand er kein Behagen mehr, nur ſeiner Zither vertraute er, was ſein innerſtes Leben jetzt bewegte. Umſonſt forſchte ſein Vater, umſonſt fragte die beſorgte Mutter, Judith, eine Tochter des gewaltigen Heinrichs, des Schwarzen, Herzogs von Baiern.

Allein zog er noch zuweilen hinaus in den Forſt, und führte er auch Speer und Bogen mit ſich, ſo waren die Thiere des Waldes doch ſicher vor ſeinen Geſchoſſen. Unwiderſtehlich zog es ihn hin in die Nähe der Burg, wo der Stern ſeines Lebens glühte, jedoch wagte er es nicht, dem Mädchen zu nahen, denn ſchüchtern iſt die erſte Liebe und glaubt nur zu leicht und zu gern, ihren Gegenſtand beleidigt zu haben. Als Friedrich nun wieder eines Tages in der Frühe durch den Forſt ſtrich, welcher die Burg, in der Gela wohnte, umgab, ſah er plötzlich die Jungfrau, die an einer lichten Stelle Waldkräuter ſuchte. Nicht wußte er, wie ihm geſchah, er wollte ihr ſeinen Gruß bieten, aber das

Wort erſtarb ihm auf der Lippe, und hocherſtaunt blick-te die Jungfrau, ſelbſt erröthend, zu dem Jünglinge, der, wie durch Zauberbann feſtgehalten, vor ihr ſtand.

„Ihr ſeid unwohl?" nahm Gela das Wort, „Herr Friedrich, wollt Ihr nicht auf unſrer Burg einſprechen, „um Euch zu ſtärken?"

„Gela! — rief Friedrich und ſtürzte vor ihr nieder, „Du zürneſt alſo meiner Liebe nicht? Ich darf hoffen, „Dich wiederzuſehen, Gela, Du wirſt Gehör geben mei-„nem Herzen? Denn ich ſchwöre" —

„O ſchwört nicht, und ſteht auf!" unterbrach ihn Gela, „denn es ziemt ſich nicht, Euch, Herr, alſo vor „mir zu ſehen!"

„Gela, Dir gehört mein Leben, ich liebe Dich; nur ein Wort, ob ich hoffen, ob ich leben darf —

„Gela erwiderte zögernd: So ſeid denn Morgen, mit dem erſten Schein des Tages in der Burgkapelle!" und eilte mit ſchnellen Schritten von dannen.

Friedrich taumelte auf; ein Traum ſchien ihm, was er geſehen, was er gehört hatte. War dem Jüngling je ein Tag langſam dahingeſchlichen, ſo war es dieſer, der ihn wieder als Gaſt in der Burg ſah.

Kaum hatte der Thurmwart Mitternacht verkündet, als ſich Friedrich auch ſchon in der Kapelle befand, ſeh-nend ſeiner Liebe harrend .So wie ſich das erſte Zwie-licht des Morgens durch die bunten Fenſter der Kapelle ſtahl, knarrte das Pförtchen, das zum Burggange führ-te — Friedrich fuhr auf, ſein Athem ſtockte und ſein Auge war auf das ungewiſſe Halbdunkel geheftet. — Es war Gela.

Raſch eilte er ihr entgegen, und als er wieder mit feuriger Rede ihr ſeine Liebe geſtand und um Erhörung flehte, da hieß Gela ihn niederſitzen, und ſich traulich unbefangen in dem hohen Kirchenſtuhle neben ihn niederlaſſend, ſprach ſie: „Herr Friedrich, daß „ich Euch hieher, und in dieſer Stunde hieher be„ſchieden, mag Euch ſchon zum Beweiſe dienen, daß „Eure Liebe in meinem Herzen Gegenliebe fand, wenn „auch meine Liebe mein einzig Gut bleiben muß, da ich „nimmer die Eurige werden kann. Euch iſt ein ande„res Loos beſchieden, wählen müßt Ihr unter den edlen „Frauen des Landes, wie es Eurem Stande ziemet.“

Schön, engelſchön ſtrahlte Gela in der Röthe jungfräulicher Schaam, die ihr Antlitz übergoß und von den Streiflichtern der ewigen Lampe, die vor dem Altare brannte, gar reizend gehoben wurde. Friedrich umſchlang in dem Uebermaaße ſeiner Liebesſeligkeit die Jungfrau, und wollte mit neuen Betheurungen ſeiner Liebe Gela's Gründe beſiegen. Die Jungfrau aber ſprach mit dem Tone milder Ergebung: „Herr Fried„rich, ich bin überzeugt von Eurer Liebe, und hier im „Angeſichte Gottes ſchwöre ich Euch, daß ich Euch ewig „lieben werde. Der Himmel möge mir vergeben, wenn „meine Neigung ſträflich; aber ſo rein der Ort, an „welchem ich Euch dies Geſtändniß ablege, ſo rein ſoll „und muß meine Liebe ſein. Die heilige Mutter des „Heilands wird mir dazu die Stärke verleihen.“

Friedrich wußte nicht, wie ihm geſchah, er wagte die Jungfrau nicht zu unterbrechen, ſein Auge hing an ihrem Auge, aus dem ein Himmel der ſeligſten Gefühle

ſprach: „Und werde ich Dich wiederſehen, Gela? Wo? „Wann?“

„Hier im Angeſicht der Gebenedeiten, deren Bild „dort vom Altare auf uns niederſchaut, ſo oft Ihr wollt „zu dieſer Stunde. Jedoch an keinem andern Orte, „denn ich will mir den reinen Schatz meiner Liebe auch „noch für ein beſſeres Leben bewahren. Hier ſtehen „unſre Gefühle unter Gottes und ſeiner Engel Hut!“

Nicht bergen konnte Friedrich das Uebermaß ſeines Glückes, im ſtummen Entzücken ſank er an Gela's Hals — und ein Kuß beſiegelte den Schwur ihrer Liebe. — Jedes Frühroth fand die Liebenden von nun an, in ſtiller Liebesſeligkeit verſunken, an dem geweihten Orte; aber jeder irdiſche Wunſch blieb ihrer Seele fern — rein war ihre Liebe.

Als der Fall Edeſſas im Jahre des Heils 1147 in Deutſchland kund wurde, und Bernhard von Clairvaux das Kreuz predigte, rüſtete ſich auch Kaiſer Konrad III. zum Kreuzzuge. Auch in Friedrichs Bruſt wurde die Thatenluſt wieder rege, und mit ſeinen treuen Schwaben nahm auch er das Kreuz, ſeinem Ohm, dem Kaiſer, nach dem gelobten Lande zu folgen. Gela ſelbſt ermahnte ihn zu dem Zuge, wie es zieme dem künftigen Schwaben-Herzoge. Die Scheideſtunde kam. An der heiligen Stätte nahmen die Liebenden Abſchied, und als Friedrich der Jungfrau den letzten Kuß auf die Lippen drückte, ſprach er: „Unſer Liebesbund ſei für ewig geſchloſſen!“ „Für ewig!“ wiederholte Gela, ſich aus ſeiner Umarmung windend, denn die Hifthörner mahnten zum Aufbruch.

In allen Unfällen des Kreuzzuges wurde Friedrich aufrecht gehalten durch ſeine Liebe, die ihn Wunder der Tapferkeit ausführen ließ. Gela's Bild war ſein Schutz und ſeine Stärke. Als des Kaiſers Heer durch die Unfälle in den waſſerloſen Einöden von Ikonium gezwungen wurde, wieder nach Konſtantinopel zurückzukehren, erhielt auch Friedrich die Trauerkunde von dem Tode ſeines Vaters, welche ihn in die Heimath zurückrief. Kaum hatte er des Landes Huldigung empfangen, als ihn ſeine Liebe, welche die Trennung von der Geliebten nur noch um ſo glühender, um ſo inniger gemacht hatte, auch ſchon nach der Burg rief, wo ſeine Gela lebte.

Sehnſuchtsvoll den Wonnen des Wiederſehens entgegenharrend, und ihrer ſchon im Vorgefühle genießend, war er nach der Kintzig gekommen; hart traf ihn aber die Nachricht, Gela habe den Schleier genommen, und ihr Vater übergab ihm eine Schärpe, die Gela ihm an dem Tage, an welchem ſie ins Kloſter ging, für den jungen Herzog übergeben hatte. Friedrich fand in der Schärpe die Worte eingewirkt:

„Dem Herzoge ziemt ein ebenbürtiges Weib. Deine Liebe machte ein Jahr lang meines Lebens Glück, und wird es auf ewig bleiben. Unſre Liebe ſey ewig!“

Friedrich hielt treu den Schwur. Die Schärpe geleitete ihn, das theuerſte Pfand, auf allen ſeinen Heldenzügen, und wenn er auch, dem Wunſche ſeiner Familie nachgebend, ſich im Jahre 1149 mit Adelheid, der Tochter des Markgrafen Theobald von Vohberg vermählte, ſo blieb dieſer Verbindung die Liebe fremd. Schon im

Jahr 1153, als Deutſchlands Krone des edlen Hohenſtaufen Haupt zierte, trennte er ſich von Adelheiden. Treu blieb er aber ſeiner Liebe zu Gela. An der Stelle, wo die Burg ihres Vaters geſtanden, ließ er ſich einen prachtvollen Palaſt erbauen, der ſein Lieblingsaufenthalt wurde, und an der Stelle, wo er ſeine Gela überraſcht hatte, entſtand eine freundliche Stadt, der er den Namen „Gelahauſen" gab.

Längſt iſt das thatenreiche Geſchlecht der Hohenſtaufen zu Grabe gegangen, auch Friedrich der Rothbart iſt der Geſchichte anheimgefallen, ſeine Liebe zu Gela lebt aber noch unter dem Volke, und fand in der Stadt, die ihren Namen trägt, das ſchönſte Denkmal.

Der Mönch zu Lorſch.

Wer die Bergſtraße entlang zieht, laubbedeckte Hügel auf der einen Seite, an deren Fuß freundliche Orte, auf deren Gipfeln graue Burgen liegen, auf der andern die fruchtbare Ebne welche der Rhein durchſtrömt, macht gerne vom alten Städtchen Heppenheim aus einen Ausflug nach der Niederung, wo auf einer Inſel der Weſchniz, nahe bei dem jetzigen gleichnamigen Flekken, die Reſte der einſt großen und mächtigen Benedictiner Abtei Lorſch liegen, welche ein oberrheiniſcher Gaugraf, Cancor mit Namen, unter des Frankenköniges Pipin glorreicher Regierung ſtiftete. Wenig haben die Drangſale verheerender Kriege und die Veränderungen der Zeitumſtände von den weitausgedehnten Gebäuden übrig gelaſſen, welche dem Orden gehörten, der in Teutſchland, in Italien und Frankreich mehr denn ein andrer zur Wiederbelebung der Wiſſenſchaft und zur Rettung und Erhaltung deſſen beitrug, was in fin-

ſtern Zeiten vom Licht voriger Tage geblieben — aber noch lebt die Erinnerung, noch lebt der Name, noch ſtehn auf den Höhen umher an der Bergſtraße, im Odenwald und am Neckar die alten Schlöſſer, deren ritterliche Gebieter dem reichen Kloſter Lehns- und Vaſallendienſte leiſteten.

Silberne Locken floſſen ſchon um Karls des Großen Scheitel, als er, auch im vorgerückten Alter der Gewohnheit ſeiner Jugend treu bleibend, von einem Königshofe zum andern zu ziehen, einſt wieder in das obere Rheinland kam, das nicht ferne lag von ſeiner prächtigen Ingelheimer Pfalz. Es war an einem Nachmittage, als er mit dem wenig zahlreichen Gefolge, das ihn zu begleiten pflegte, am Thore von Lorſch hielt. Freudig empfingen die Bewohner des Kloſters den frommen, ihren Stand ehrenden und mit weltlichen Vortheilen überhäufenden Kaiſer.

Der Abend kam heran. In der Kirche, deren Spitzbogen ſich auf maſſive Pfeiler ſtützten, breite Schlagſchatten auf die niedere Wand werfend, war die Vesper geſungen worden; die Klänge der tiefen Männerſtimmen waren eben verhallt, ſchon waren die Letzten der langen Reihe ſchwarzgekleideter Mönche in den gewölbten Kloſtergang getreten, und die noch auf dem Altare matt brennenden Kerzen warfen einen röthlichen Schein auf die halb in den Duft des Weihrauchs eingehüllten Gegenſtände. Der Kaiſer kniete noch auf ſeiner Bank, als er hinter ſich zur Seite Geräuſch vernahm, und ein Geiſtlicher, erblindet und vor Alter ſchwach und gebückt, an ihm vorüberging, von einem freundlichen, blonden

Knaben geleitet, der ihn zu den Stufen des Altars führte. Da kniete der Greis nieder und betete, und dem überraſchten Kaiſer ſchien's, als umglänze ſein ehrwürdiges Haupt die Aureole eines Heiligen.

Karl blieb auf ſeinem Platze bis der Andächtige ſich wieder erhoben, und an der Hand ſeines jugendlichen Führers in den Kreuzgang getreten war. Dann verließ auch er die einſam gewordene Kirche und begab ſich ins Kloſter. Noch waren viele Mönche mit dem Abte verſammelt, als der Kaiſer ihnen berichtete, was er geſehn, und den Namen des Greiſes zu wiſſen verlangte, der, ein Hoher und Heiliger, unter ihnen weile. In demſelben Moment trat dieſer in die Halle. „Da iſt er" ſagte Karl, und jetzt, beim hellern Lichte, bedünkte es ihn, als habe er ſchon früher die Züge geſehen, denen nicht mehr der Stern des Auges Leben und Ausdruck verlieh, in welchen aber die ſtille Heiterkeit des nach Kämpfen errungenen Friedens ſich ſpiegelte.

„Kennet ihr dieſen nicht mehr, den ihr vor euch ſehet?" antwortete der Abt. „Es iſt Thaſſilo." Erinnerung an vergangene Jahre, an mehr denn ſein halbes Leben, weckte in des Kaiſers Gemüthe der Klang dieſes Namens. Er fand in dem Greiſe den, welcher, aus altem Fürſtenſtamm entſproſſen, der Baiern Volk beherrſcht, welcher, unverſöhnlich ergrimmt auf ſeinen Lehnsherrn, um des Unglücks willen, das dieſer auf das Haupt ſeines Schwiegervaters Deſider gebracht, welchen er aus ſeinem ſchönen lombardiſchen Reich vertrieben, — deſſen Sohn er nach vergeblich wiederholten

Kämpfen zur Flucht nach dem fernen Oſten genöthigt, der durch heimliche Ränke und offene Handlung ſich dem Mächtigen widerſetzt hatte, aber, den eignen Landesgeſetzen zufolge, zum Verluſt ſeiner Würde und zum Tode verurtheilt worden war. Nicht das Blut des Gefallenen wollte Karl. Der Herzog wurde ſeines Amtes entſetzt und nebſt Theodor, ſeinem Sohne, in ein Kloſter geſperrt. Es erging dem letzten Agilolfingen wie dem letzten Könige des einſt ſo mächtigen Lombardenreichs.

Der Kaiſer, welcher nicht wußte, daß Thaſſilo ſich zu Lorſch befand, *) wurde durch dieſe Begegnung tief erſchüttert. Er ſtand in dem Alter, wo die Nichtigkeit irdiſcher Dinge ſich immer lebhafter vor des Menſchen Geiſt hinſtellt, und die eben in der Kirche geſehene Erſcheinung trug noch mehr dazu bei, den natürlich Gottesfürchtigen ernſt und feierlich zu ſtimmen. Frommer Vater, ſprach er zum Greiſe tretend, ihr und ich ſtanden uns im Leben mehr denn einmal feindlich gegenüber: jetzt ſtehn wir Beide nicht ferne mehr von der Pforte, die zum letzten Wege führt. Gewährt mir Verſöhnung, ehe wir ſcheiden — Karl iſt es, der euch darum bittet. Gebt mir euren Segen!"

Eine zuckende Bewegung überflog auf einen Moment das Antlitz des Blinden, machte aber ſogleich wieder der ruhigen, ernſten Faſſung ſeiner Züge Platz.

---

*) Anm. Der Kaiſer hatte ihm, nachdem er zu St. Goar eingekleidet worden war, (788) das Kloſter Semeticum (Tumikger) bei Rouen zu ſeinem Aufenthaltsorte beſtimmt.

„Herr, ſagte er, an euch iſt Vergeſſen und Verſöhnen: ich habe gegen euch geſündigt, ich habe den Eid verletzt, den ich euch geſchworen — Jahrelang habe ich es in der Einſamkeit durch Reue und Thränen gebüßt. Ich habe einen neuen, ſchweren Kampf durchkämpft, als die Kunde von eurer Ankunft im Kloſter mich mehr denn je meines vergangenen Lebens gedenken ließ: im Gebete ſtand die Erſcheinung eines Engels vor mir, mich mahnend, daß meine Sterbeſtunde nahe ſei. So gewährt mir denn Verzeihung, ihr, gegen den ich am meiſten verſchuldet.“

Der Kaiſer reichte ihm die Hand und eine Thräne blitzte in ſeinem Auge. Der Blinde entfernte ſich. Als am folgenden Morgen Karl ſeine Begleiter zum Aufbruch nach Worms rief, meldete der Abt ihm beim Scheiden, Thaſſilo ſei, friedlich hingeſchlummert, in ſeiner Zelle gefunden worden.

VIII.

Phiddemann del. Offic. C. Susemihl & Sohn Darmstadt. Baumann sc.

Der Rodenſtein.

(Hierzu das Bild VIII, erfunden von H. Plüddemann, geſtochen von W. Baumann.)

„— Habt Acht auf die Burg während meiner Abweſenheit — zieht die Brücke auf, laßt den Thurmwart gute Umſchau halten und ſorgt, daß die Kriegsknechte in Ordnung bleiben. In wenig Tagen bin ich wieder hier.“

So ſprach Ritter Hans von Rodenſtein zu ſeinem alten treuen Burgwärter, indem er im Hofe, welchen rings ſtattliche Gebäude umgaben, von deren röthlicher Steinart das Schloß ſeinen Namen erhalten, zu Pferde ſtieg. Eine Minute ſpäter ſah man ihn, von einigen Reiſigen begleitet, deren einer ein bepacktes Handpferd führte, den ſanften Abhang des Hügels hinabreiten und bei einer Krümmung des Pfades im Gebüſche verſchwinden.

Der Kurfürſt von der Pfalz, Herr Ruprecht, den man zur Unterſcheidung von ſeinen Nachfolgern den Alten nennt, vernachläſſigte ritterliche Uebungen nicht über der Sorgfalt, welche er den Wiſſenſchaften widmete, zu deren Nutz und Frommen er in ſeiner geliebten Stadt Heidelberg im Jahr 1386 die hohe Schule geſtiftet hatte, welche mit den Berühmteſten Welſchlands und Frankreichs wetteifern ſollte, und zu deren erſtem Rector er ſeinen treuen und weiſen Rath, Marſilius von Inghen, beſtellte. Der zahlreichen pfälziſchen Ritterſchaft zu gefallen, hatte er ein großes Turnier an ſeinem Schloſſe ausgeſchrieben, das damals ſchon wie ſpäter als Juweel unter den fürſtlichen Paläſten glänzte, durch anmuthige Lage ſowohl als durch Schönheit und Umfang der Bauten, welche der Kurfürſt ſelbſt größtentheils hatte aufführen laſſen. Von nahe und ferne zog alſo die Ritterſchaft herbei — die Bewohner der zahlreichen Burgen, welche noch heutiges Tages in ihren Trümmern das Neckarthal, den Odenwald und die überrheiniſche Pfalz verſchönern. Denn manchen gab es, der ſeinen Arm für ſtark, ſein Auge für ſicher genug hielt, im ernſten Kampfſpiel auf die Erwerbung eines Preiſes hoffen zu dürfen. Auch edler Frauen und Mägdlein ſah man viele einziehn, von geſchmückten Zeltern leicht getragen, in des Kurfürſten gaſtliche Burg.

Hans von Rodenſtein wollte nicht fehlen bei einem ſolchen Feſte. Lange war's ruhig geweſen, und er langweilte ſich auf ſeiner abgelegenen, in einem waldigen Winkel des Odenwaldes verſteckten Burg, wo nur die Jagd in den weiten Forſten, welche ſich nach Krumbach

und Erbach, nach Reichelsheim und dem Malchenberge hin erſtrecken, und Zechgelage mit wüſten Geſellen, zu ſeiner täglichen Beſchäftigung und Unterhaltung dienten. Denn des Ritters Gemüth war wild und roh: im Waffenlärm und in Fehden war er herangewachſen, und Jäger und Krieger waren die einzigen Gefährten des frühe Elternloſen, der nun an der Scheidelinie einer ohne Schranken durchtobten Jugend ſtand, ohne je der Einwirkung milderer Gefühle in ſeinem Buſen ſich bewußt worden zu ſein.

Wenigen konnte die von Heidelberg gelangte Kunde willkommener ſein als ihm. Am Morgen, nachdem er ſie vernommen, zog er aus; vor Abend ritt er ſchon über die Neckarbrücke, und fand die kleine Stadt ganz voll von Rittern und Reiſigen, welche derſelbe Zweck herbeigeführt hatte. Im Schloßhofe waren bereits die Schranken errichtet: eine Menge von edeln Herren drängten ſich hinzu und ließen ihre Schilde aufhängen, und unter ihnen herrſchte der größte Wetteifer. Der beſtimmte Tag kam heran: ſchöne Frauen ſaßen auf den Balkonen, welche den Kampfplatz umgaben; Stahlrüſtungen blitzten, Helmbüſche flatterten, Schwerter klirrten und bunte Schärpen vereinten im lieblichen Farbenſpiel alle Nüancen des Regenbogens. Roſſe wieherten und ſcharrten und nie hatte man, wenn man noch das Hin- und Herrennen der Knappen, die Geſchäftigkeit der Kampfrichter, das Gedränge der zum Schauen Zugelaſſenen bedenkt, ein ſo reges Leben in Friedenszeit geſehen.

Unter den Edeldamen, welche Herrn Ruprechts fürſtliche Gemahlin um ſich verſammelt hatte, war keine

ſo blühend, ſo ſittlich ſchön, wie das Fräulein von Hochberg, mit den Ihrigen zu dem Feſte gekommen. Sie zog aller Blicke auf ſich und manche dachten mit ſtiller Freude an das Glück, vielleicht von ihren Händen den Ritterdank zu empfangen. Keiner der Edeln trug ihre Farben, denn noch war ſie frei und dies war das erſte Mal, daß ſie bei einer ſolchen öffentlichen Veranlaſſung erſchien. Die Röthe der Schaam und Verlegenheit färbte ihre Wange, als ſie ſo Vieler Augen bewundernd auf ſich gerichtet ſah. Dem Rodenſteiner war's, als gehe ein neues, bisher ungekanntes Leben in ihm auf. Nur wenig hatte er bisher auf Frauenſchönheit geachtet: jetzt fühlte er ihre Macht in der rauhen, durch die Rüſtung wie durch die Gefühle mit Stahl gepanzerten Bruſt.

Die Trompeten, welche das Signal zum Anfang des Kampfſpiels gaben, riſſen ihn aus der ungewohnten Träumerei, worin er gefallen war. Das Verlangen ſich auszuzeichnen, glühte in ſeiner Seele, da er wußte, daß ſie Zeuge davon ſein würde. Sein Arm ward geſtählt: mehr denn einen tapfern Ritter hob er raſch und gewandt aus dem Sattel, und ihm wurde der erſte Kampfpreis zuerkannt. Es war ein kunſtreich gearbeiteter Helm. Die Kurfürſtin empfing ihn aus den Händen eines Pagen und reichte ihn dem Fräulein von Hochberg, dieſe bittend, den ſiegreichen Kämpfer damit zu ſchmücken. Marie that, in holder Verlegenheit, was von ihr verlangt wurde, und hunderte beneideten den glücklichen Ritter, als er ſich wieder erhob und vom Balkon weg zu Herrn Ruprecht trat, der ihn freundlich bewillkommnete.

Von dieſem Tage an war der Rodenſteiner wie umgewandelt. Der alte, wilde Geiſt ſchien aus ihm gewichen, und die ihn am längſten gekannt, ſtaunten am meiſten über die Veränderung. Von ſeiner Burg war er oft mehre Tage lang abweſend — aber er lag nicht im Gehölz, dem Feinde aufpaſſend oder dem Wilde, wie er ſonſt zu thun gewohnt war. Nicht lange Zeit verging, und er zog wieder in das Thor des feſtlich geſchmückten Rodenſtein, wo die Seinigen ihn freude-jauchzend und mit heitern Klängen empfingen — an ſeiner Seite ein Engelbild, deſſen Anblick Aller Herzen gewann. Marie von Hochberg war des Beglückten Gattin geworden.

Stille, freundliche Tage verfloſſen nun auf der Burg, welche ehemals nur kriegeriſches Getöſe in ihren Hallen vernommen hatte, dem in Liebeswonne ſchwelgenden Paare. Der Mann, welcher einſt nur in Fehden Beſchäftigung, in Gelagen Unterhaltung gefunden, ſchien nichts anderes zu verlangen und zu wünſchen, als ungeſtörtes, häusliches Glück. Marie pries ſich ſelig, ein ſolches Wunder bewirkt zu haben, ob ſie gleich die Geſchichten, welche ſie von ihres Gatten tollem Leben vernommen, in ihrer Argloſigkeit kaum für möglich hielt. Aber zu ihrem Entſetzen ſollte ſie finden, daß der Teufel der böſen Angewöhnung noch verſteckt war in ſeinem Hinterhalt. Das unthätige Leben ließ den Ritter allmälig auch an Mariens Seite Langeweile empfinden. Er war häufiger auf der Jagd und auf benachbarten Burgen; die alten Genoſſen, welche ſeiner oft geſpottet und ihn endlich aufgegeben, ſammelten ſich wieder um

ihn. Mit Schrecken gewahrte Marie, daß die Gewalt, die ſie früher über den Gatten hatte, ſich mit jedem Tage verminderte. Anfangs ſuchte ſie ihn zurückzuführen durch liebende Vorwürfe, dann überließ ſie ſich ſtillem Schmerze. So ſaß ſie oft allein, Abende und halbe Nächte lang, während aus den gewölbten Hallen des Erdgeſchoſſes wilder Jubel in ihr einſames Gemach drang. Dort zechte der Rodenſtein mit ſeinen wüſten Geſellen. Seine Gattin war ihm gleichgültig geworden: ihr milder Sinn vermochte nichts mehr über die wiedererwachten Leidenſchaften des rohen Mannes.

So brachte Marie freudenloſe Tage hin, und das Einzige, was ſie noch aufrecht hielt und ermuthigte, war die Ausſicht, bald Mutter zu werden. Sie tröſtete ſich mit der Hoffnung, durch dies neue Band den Pflichtvergeſſenen wieder zu feſſeln, die beſſern Regungen von neuem zu wecken in ſeiner Bruſt. Es iſt kein Strahl ſo ſchwach und zitternd, den nicht das beängſtigte, vom Unglück getrübte Gemüth freudig begrüßt als das Licht der Erlöſung.

Eines Abends ſaß ſie in ihrem Gemach, der Tag war vorübergegangen, ohne daß ſie ihren Gatten geſehn hatte. Ihre Zofe hatte ihr berichtet, er ſei ſchon früh Morgens mit mehren Knechten ausgeritten. Da hörte ſie im Hofraum Hufſchlag und Hundegebell, und bald darauf trat der Ritter, von Kopf bis zu Fuß gerüſtet, mit klirrenden Sporen ein. Sie erſchrack vor ſeinem Anblick: ſeine Augen rollten wild, und auf Wange und Stirn wechſelte die Röthe des Zornes mit Todtenbläſſe. Marie, ſprach er rauh und ohne ſie zu begrüßen, ich

muß dieſe Nacht draußen bleiben. Der Ritter vom Schnellert hat mir eine Beleidigung zugefügt, welche nur durch Blut gerächt werden kann. Meine Knechte ſind bereits im Hofe — ich gehe. In der Verzweiflung warf die Arme ſich an ſeinen Hals: ſie bat, ſie beſchwor ihn, ſein Leben nicht auszuſetzen, zu denken an ſie, die er hülflos zurücklaſſe, an das Kind, das ſie unter ihrem Buſen trage. Sie erinnerte ihn an die glücklichen Tage, die ſie auf dieſer Burg miteinander verlebt, an ihren Schmerz und ihre Einſamkeit. Nichts machte Eindruck auf den harten Mann: bei ſeinem Entſchluſſe beharrend, ſuchte er ſich loszureißen von ihr, und als ſie flehend und weinend ihn nicht von ſich laſſen wollte, ſtieß der Unmenſch ſie mit der Fauſt weg, daß ſie ohnmächtig zu Boden ſank.

Es war gegen Mitternacht, als der Ritter mit ſeinem Troß in dem Dickicht lag, welches die kaum zwei Stunden vom Rodenſtein entfernte Schnellertsburg umgibt. Hier lauerte er auf eine Gelegenheit, die Veſte ſeines Feindes zu überfallen. Da ſah er plötzlich das dunkle Gebüſch ſich mit lichtem Schein erhellen, und eine bleiche Geſtalt, welche die Züge ſeiner misshandelten Gattin trug, ein todtes Knäblein auf ihrem Arm, ſchwebte an ihm vorüber, indem ſie ihm einen wehmüthig ſtrafenden Blick zuwarf. Ein kalter Schauer durchrieſelte ſeine Glieder, denn er dachte nun ſeiner Unthat, als die Erſcheinung ihm den Tod Mariens verkündigte, die er mit ihrem Kinde ermordet. Von zu ſpäter Reue ergriffen, warf er ſich auf den Boden nieder — da ward er durch Lärm und Waffengeklirr fürchterlich aufge-

ſchreckt. Sein Gegner, von dem nächtlichen Zuge durch Kundſchaft in Kenntniß geſetzt, war ihm zuvorgekommen: die Seinigen waren bald umringt und niedergeſtoßen im blutigen Handgemenge. Ein Hieb, der ſeine Stirne traf, machte nach kurzem Kampfe ſeinem Leben ein Ende.

Als die nächſte Mitternacht heran kam, ſetzte eine ungewöhnte Erſcheinung die Bewohner des Odenwaldes in jähen Schrecken. Ein gräßliches Geheul und Lärmen erhob ſich auf dem Rodenſtein: über dem Boden ſchwebend ſah man einen geſpenſtiſchen Reiter mit erdfahlem Geſicht auf einem Feuerſchnaubenden ſchwarzen Roſſe dahin fliegen, unabläſſig verfolgt von Höllengeiſtern, die in teufliſchen Geſtalten, halb Menſchen, halb Thieren ähnelnd, ihn hetzten, bis der Hahnenruf den erſten Morgenſtrahl verkündete. So trieb er's, ewig raſtlos und in nie endender Qual, Jahrhunderte lang, und mit ſtummer Angſt vernahm das Landvolk der Umgebungen das Toben der wilden Jagd, welche ihm immer irgend ein Unglück verkündigte, und welche die Geſchichte vom Rodenſtein und ſeiner Unmenſchlichkeit auch in unſern Tagen erhält im Munde der Odenwälder.

Wenn man von dem freundlichen, an Kunſtſchätzen und Alterthümern reichen Erbach über das Dörfchen Krumbach nach dem Felsberge zu ſich wendet, um ſeine Naturwunder, Rieſenſäule und Steinmeer, in Augenſchein zu nehmen, kommt man an den Ruinen des Rodenſtein's vorbei, welche, von Waldungen umgeben, in der tiefſten Einſamkeit nicht weit von Reichelsheim auf einem niedern Hügel liegen. Das Geſchlecht, dem ſie

gehörten, ſtarb vor beinahe zwei Jahrhunderten aus. Die Sage vom wilden Jäger, welche in der ganzen Gegend von Groß und Klein erzählt wird, gibt dem ſtillen Ort und den verlaſſenen Trümmern etwas Unheimliches und Schauerliches. Nicht leicht erwehrt der Wanderer ſich dieſer Empfindung.

Der Tag bei Seckenheim

und

das Gaſtmahl ohne Brod.

Südlich von dem großen Winkel, den der Zuſammenfluß des Neckars mit dem Rhein bei Mannheim bildet, dehnt ſich eine große ſchöne Ebene aus. Nach Oſten hin zieht noch eine Zeitlang das Gebirge, das, eine Fortſetzung der odenwaldiſchen Höhenreihe der Bergſtraße, an Heidelberg vorbei ſich nach Wießloch hin erſtreckt, ſüdlich eröffnet ſich die weite Ebene, in der das freundliche Karlsruhe liegt, weſtlich macht der Rhein, nördlich der Neckar, der ſich in ſtarken Krümmungen aus dem engen Thal, worin die anſtoßenden Berge ihn gefangen hielten, herwindet, die Gränze. Ganz in der Nähe, von Süden nach Norden ziehend, erſcheint die reizende Bergſtraße mit ihren alterthümlichen Dörfern

und Städtchen und ihren impoſanten Burgtrümmern, und an ihrem Ende ſtreckt der rieſige Melibokus ſein Haupt in die Luft empor. Wir befinden uns in einem der ſchönſten, intereſſanteſten Gegenden des deutſchen Vaterlandes.

An der Straße, welche durch dieſe Auen von Heidelberg nach Mannheim führt, liegt, ungefähr anderthalb Stunden von der letztgenannten Stadt entfernt, das große und freundliche Dorf Seckenheim. Reinliche, ländliche Wohngebäude und mit Mauern umgebene Gärten ſchmücken dieſes Dorf, das im Allgemeinen den Charakter der Wohlhabenheit an ſich trägt. Wenn wir die Jahrbücher der pfälziſchen Geſchichte nachſchlagen, ſo erfahren wir, daß auf der Ebene, in der Seckenheim liegt, am 13. Juni 1462 eine blutige Schlacht geſchlagen wurde, die ſowohl durch ihren Erfolg als durch ihren Einfluß auf das Schickſal des pfälziſchen Kurhauſes von größter Wichtigkeit iſt. Doch wir wollen den alten Chronikenſchreibern ſelbſt die Geſchichte jener Tage nacherzählen.

Als Churfürſt Ludwig, der bärtige, im Jahr 1436 im hohen Alter ſtarb, hinterließ er zwei Söhne, von denen der Aeltere ihm als Ludwig IV., den die Geſchichte den Sanftmüthigen nennt, nachfolgte, während der Jüngere, Friedrich, ihm als Reichsgehülfe in der Verwaltung des Landes beiſtand. Es iſt der Mark-Aurel des Mittelalters, wie Benedicte Naubert ihn treffend benannt hat, Friedrich der Siegreiche. Ludwigs IV. früher Tod beraubte die Pfalz bald ihres

Fürſten, und ſeinen einzigen, kaum ein Jahr alten Sohn Philipp des liebenden Vaters. Eine kräftige Hand that dem Lande Noth, und auf das flehende Bitten aller Stände übernahm Friedrich als Adminiſtrator die Regierung, unter Zuſtimmung der deutſchen Fürſten, wiewohl gegen den Willen des deutſchen Kaiſers. Friedrich III., der neue Kurfürſt, hatte mit vielen und mächtigen Feinden zu kämpfen, aber das Glück begünſtigte ihn gegen Neid und Mißgunſt, und bald war ſein Name wie ſein Arm allgemein gefürchtet. Mit ſtarker Hand brach er die Burgen und zerſtörte viele Raubneſter an der Bergſtraße, dem Haardtgebirge und dem Neckar. Aber ſein Ruhm und ſein Glück erwarben ihm nur neue Feinde. Zwiſchen dem Markgrafen Karl von Baden, dem Biſchofe Georg von Metz und dem Grafen Ulrich von Würtemberg ward ein Bund zur Vernichtung des Siegreichen geſchloſſen, dem im Jahr 1462 auch Johannes Nix von Hoheneck, Biſchof von Speyer, beitrat. Von ſo vielen Seiten zugleich angegriffen, befand ſich der Kurfürſt in wirklich gefährlicher Lage, welche noch dadurch verſchlimmert ward, daß Papſt Pius II. die Gemüther gegen Friedrich erhitzte, und ſeine Feinde in ihrem Vorhaben ermunterte.

Im Jahre 1462 ward der Feldzug von Seiten des Kurfürſten durch einen Einfall in die ſpeyerſchen Lande eröffnet, worüber ſeine Gegner den Entſchluß faßten, den Krieg in Feindes Land zu verſetzen. Viele erkannten das Gefährliche dieſes Unternehmens, und riethen den Fürſten, den Anſchlag fahren zu laſſen, ja Einer

von den würtembergiſchen Räthen, Herr Hans von Rehberg, äuſſerte ſich bei der Berathung folgendermaßen gegen ſeinen Fürſten: „Gnädigſter Herr, Ihr wollet dem allermännlichſten Fürſten, der in Deutſchland wohnt, in ſein Land ziehen. Und fürwahr, ſo werdet Ihr ihn vor Euch ſehen, und mit ihm fechten müſſen, ſo wahr ich die Wand vor mir ſehe, oder Ihr müſſet ihm flüchtig entrinnen.“ So ſehr wurde bereits der Ruhm von Friedrichs Tapferkeit auch von ſeinen Feinden anerkannt. Die Einſprüche dieſes und vieler anderer Ritter fruchteten indeß bei den Fürſten nichts, beſonders da ſie (indem ſie den Kurfürſten zur Hülfe des Herzogs Ludwig von Bayern, der ſich gerade damals in großer Noth befand, abweſend vermeinten,) ein wehrloſes Land verwüſten zu können glaubten. Sie dachten während ſeiner Abweſenheit an ſeinem ganzen Lande, ſo wie an ſeiner Stadt Heidelberg eine reiche Beute zu machen.

Am 24. Juni zog der Graf von Würtemberg mit ſeinen Schaaren von Stuttgart, und vereinigte ſich zu Pforzheim mit den Badenſchen, Speyerſchen und Metziſchen Truppen. Nach dem Mißlingen eines Anſchlags auf Heidelberg beſchloſſen die Fürſten einen Streifzug in das Oberamt Heidelberg, und nachdem ſie Fußvolk und Wagenburg zurückgelaſſen, zogen ſie mit 800 Streitern ſengend und Land und Saaten furchtbar verheerend, voraus bis in die Gegend von Seckenheim, nahe an's Ufer des Neckar. Dieſer unüberlegte Zug war am Abende bewerkſtelligt worden, und ſchon am folgenden Morgen ſah man in dem Neckarthal und he-

rum um Heidelberg die Dörfer all' in lichten Flammen ſtehen. Um alle Felder ſchnell zu verderben, banden ſie den Pferden abgehauene Baumäſte an die Schweife, und ſo zogen, des Landmanns Saat verheerend, die Unholde durchs Land.

Der Pfälzer folgte in der Mitte der Nacht dem Feinde. Zu Leinen ſammelten ſich ſeine Mannen, und in aller Eile führte er ſie durch den Schwetzinger Wald nach dem Neckar hin. Als der Tag anbrach, verkündeten die rings aufſteigenden Rauchſäulen der eingeäſcherten Dörfer die Nähe des Feindes, und als er aus dem Walde hervorrückend, auf einem ſandigen Plane hielt, ward er zuerſt der feindlichen Reitergeſchwader gewahr. Zugleich zog von Oſten her, von Heidelberg kommend, eine ſtarke Reiterſchaar heran, — froh begrüßten ſie die kurfürſtlichen Truppen, deren blanke Speere auf dem weiten Sandfeld bis zum dunkeln Walde im klaren Morgenlichte ſchimmerten: es waren der Erzbiſchof Diether von Mainz und der Graf von Katzenelnbogen, die mit 300 Reitern zu Friedrich ſtießen. So belief ſich die vereinigte Heermacht auf tauſend Reiter und zweitauſend Füßer.

Nun ordnete der Kurfürſt die Schlacht. Zum oberſten Hauptmann erwählte er den Herrn von Anſeltheim; in die Mitte ſtellte er die Reiterei, auf beide Flügel die Füßer, von einigen Reitergeſchwadern unterſtützt. Den rechten Flügel führt Collen von Hering, den linken, Johann von Eberſtein und Wilhelm von Rappolſtein. Das pfälziſche Hauptbanner trug Rheingraf Johann, der Pfalz Erbmarſchall; der

pfälziſche Löwe und die bairiſchen Rauten flatterten hoch über den Plan und die gepanzerten Schaaren. Hierauf ließ der Kurfürſt den Ritterſchlag ertheilen: er ſelber kniete vor Herrn Wiprecht von Helmſtätt nieder und empfing von ihm die gebräuchlichen drei Schläge mit dem ritterlichen Schwerte. Mit ihm und nach ihm ward dieſelbe Ehre beinahe fünfzig Edeln zu Theil. Das Feldzeichen des Heeres war ein Helmbuſch von Nußlaub: es ſollte bald ein Lorbeerkranz werden. Friedrich ermahnte die Seinen zur Tapferkeit und ſprach zu ihnen, daß ſie heute ihrem angeſtammten Fürſten helfen, und als fromme Leute handelten, wenn ſie den Tag gewännen und kämpften als tapfere Männer. Da riefen ſie alle fröhlich aus: Lieber Herr, mit Euch wollen wir leben und ſterben! Und hierauf ritt er zu dem Erzbiſchofe Diether und ermahnte ihn, ſich nicht den Gefahren der Schlacht auszuſetzen, ſondern nach Heidelberg zu kehren: der Biſchof aber erklärte, daß er bei dem Herrn bleiben wolle bis zum Ausgange. Und freudig rief Herr Friedrich aus: „So hat mich mein Wahn nicht betrogen.“ Heute Kurfürſt oder nimmer! und damit gab er ſeinem Roſſe die Sporen, und trabte wohlgemuth auf den Feind los.

Die Gegner, da ſie das unerwartete Anrücken der Pfälzer ſahen, mußten ſich bald zur Schlacht entſchließen, da ſie in den Winkel zwiſchen Rhein und Neckar gedrängt, wo jede Flucht unmöglich war. Sie ordneten alſo ihr Treffen, ſo gut es in der Eile gehen wollte, und erwarteten das Anrücken des kurfürſtlichen Heeres, das ſich wie eine Gewitterwolke heranwälzte.

Das Mitteltreffen griff raſch an: die Ritter ſenkten ihre Speere, und machten nach Kriegsart den erſten Gang mit einander, während die Reitergeſchwader auf den beiden Flügeln den Feind in den Flanken angriffen. Der Kampf war hartnäckig und blutig. Die Badiſchen und Würtembergiſchen wurden zugleich vorne und von den Seiten angegriffen, und konnten weder vorwärts noch zurück. Nur im Kampf war Hoffnung; zur Flucht war der Weg verſchloſſen. Einer ermunterte den Andern, und Jeder verkaufte theuer ſein Leben. Herrn Friedrich wurde das Pferd unter dem Leibe erſtochen, ſo daß er eine Zeitlang zu Fuße fechten mußte, und nur ſeinem ſtarken Arme und guten Glücke ſein Leben dankte; Wiprecht von Helmſtätt wurde an ſeiner Seite erſchlagen. Die pfälziſchen Reitergeſchwader begannen ſchon zu weichen, da ſtürzte das etwas ſpäter in den Kampf gekommene Fußvolk in die Flanken des Feindes, mit ſeinen langen Spießen die Roſſe der Ritter erſtechend, ſo daß dieſe zu Fuß zu kämpfen genöthigt, in Unordnung geriethen, worauf die Reiterei von Neuem eindrang, die Reihen des Feindes durchbrach, und mit ſiegreicher Hand das flatternde Hauptbanner eroberte. Jetzt wurde die Niederlage und Verwirrung allgemein unter den fürſtlichen Schaaren. Herr Hans von Gemmingen nahm mit eigener Hand den Grafen Ulrich von Würtemberg gefangen; der Markgraf von Baden und der Biſchof von Metz mußten ſich nach tapferer Gegenwehr und ſchwer verwundet dem Feinde ergeben. Drei und vierzig Ritter und Grafen aus dem feindlichen Heere blieben auf der Wahl-

ſtatt, hundert und vierzig Edelleute, ohne die Reiſigen und Knechte, wurden gefangen genommen. Bei dreihundert entkamen durch die Flucht. Auf kurfürſtlicher Seite war der Verluſt an Todten und Verwundeten weit geringer, nur wenige Ritter deckten die Wahlſtatt.

Der Tag bei Seckenheim — es war der 30. Juni — zeigte ſich in ſeinen Folgen ſehr wichtig, da der Kurfürſt in dieſer Schlacht nicht nur die beſten Ritter des Feindes, ſondern auch die Fürſten ſelbſt in ſeine Gewalt bekam, und der Krieg damit ein Ende hatte.

Mit ſeinem ſiegreichen Heere und ſeinen vornehmen Gefangenen zog Friedrich gen Heidelberg. Bald hatten ſie Weitlingen und Edingen hinter ſich, und zogen, im Angeſichte der Bergſtraße, an der großen Neckarkrümmung herum, dem engen Thale zu, welches ſich zwiſchen den Koloſſen des Heiligenberges und Königſtuhls hinzieht, und bald erſchien, die an des Stromes Ufern dicht hingeſchmiegte Stadt maleriſch überthronend, Ruprecht des Gütigen königliche Burg auf dem alten Jettenbühl ihren Augen. Noch war der größte Theil des herrlichen Schloſſes der Zeiten Schooſe nicht entſtiegen: auf der öſtlichen Seite des Hügels erhob ſich Otto Heinrichs königlicher Bau noch nicht, keine engelländiſche Eliſabeth hatte die reizenden Schöpfungen der Kunſt dieſer romantiſchen Natur entlockt. Aber Kurfürſt Adolphs alter Bau begrüßte ſchon auf der Weſtſeite des Hügels mit ſeinen gothiſchen Erkern und Spitzfenſtern die Stadt; auf der Stelle, wo ſich jetzt der Pallaſt Friedrichs IV. mit ſeiner impoſanten Façade und dem, den entzückten Blicken ſo viele Herr-

lichkeiten verrathenden Altane zeigt, erhob ſich mit ihren vier Thürmen die Schloßkapelle Ruprechts des Alten. Neben dem Adolfsbaue, dort wo jetzt Zerſtörung der Zeit und Menſchen in den Trümmern am meiſten gewaltet hat, ohne dieſen Denkmalen einer kräftigen Zeit ihren Reiz ganz nehmen zu können, ſtand Ruprecht III., des Königs der Deutſchen, (nach des Luxemburgers Wenzel ſchmachvoller Abſetzung) ſchöner Bau, an ſeinen Wänden die Inſignien der Macht, Herrlichkeit und Abſtammung des erlauchten pfälziſchen Hauſes den Reichsadler, den pfälziſchen und den burggräflich würtembergiſchen Löwen nebſt der bairiſchen Wecke tragend, und mit himmelſtrebenden Thürmen wohl verwahrt. Auf dem Geisberg ſtand noch die alte Burg Konrads von Hohenſtaufen, eine noch weitere Gegend überſchauend. Jener bereitete der Himmel ſelbſt, noch kein Jahrhundert ſpäter, durch ſein eigenes Feuer den Untergang.

Hier war es, in der Burg ſeiner Väter, wo Friedrich, der ſiegreiche Kurfürſt, ſeine Gefangenen, als Gäſte aufs prächtigſte empfing. Der Markgraf von Baden und der Biſchof hatten im Kampfe ſolche Wunden empfangen, daß der Kurfürſt ſie unverzüglich der Obhut ſeines Leibarztes Heinrich Nunſinger, übergeben mußte, Graf Ulrich von Würtemberg aber, und eine große Zahl von gefangenen Grafen und Edlen wurden von Friedrich königlich bewirthet. Der Ritterſaal des Ruprechtbaues ſchloß den Gäſten ſeine ehrwürdigen gewölbten Hallen, mit den Wappenſchildern der pfälziſchen Fürſten und ihren Trophäen geſchmückt, auf. Friedrich

ſelbſt und ſein vierzehnjähriger Neffe, Philipp, ſeines Bruders Ludwig Sohn, empfing ſie. Die Fürſtentafel war prachtvoll beſetzt, der Kurfürſt der leutſeligſte Wirth. Aber es fehlte das Brod auf dem Tiſche. Anfangs warteten die Gäſte eine Weile; dann aber ſah Graf Ulrich ſich um, die Diener ſolches bringen heißend. Da erhob ſich Friedrich, nahm den Würtemberger bei der Hand und führte ihn ans Fenſter hin, wo man das Neckarthal überſchauen konnte. „Herr Graf, ſprach er mit ernſtem Blick und ſtrengem Tone, blicket um euch! Seht ihr, wie ihr und die Euren den Weg bezeichnet habt durch ſchwarze Trümmer und verſengte Felder, wo Wohlſtand und Arbeitſamkeit herrſchten? In dieſem Sommer giebt's nichts zu erndten in der Pfalz, Dank euch und euren Verbündeten, darum beſcheidet euch: „Den Kriegern gehört kein Brod, die aus bloßem Muthwillen die Saat des Landmanns im Felde zerſtören, und die Mühlen in Rauch verwandeln!"

In der heiligen Geiſtkirche auf dem Marktplatze zu Heidelberg wurde ein feierliches Siegesfeſt mit dem Te Deum gefeiert, und zum Gedenken des Sieges jährlich ein feſtlicher Umzug am Sonntage nach Sankt Petri und Pauli Tag geſtiftet. Das feindliche Hauptbanner ward in der genannten Kirche aufgeſteckt. Der Biſchof von Metz wurde nach Mannheim in Gewahrſam gebracht, die beiden Fürſten blieben auf dem Schloſſe zu Heidelberg in Gefangenſchaft, bis ſie ſich lößten, und nebſt ihren Rittern einen Revers erlegten, nicht mehr gegen Kurpfalz ſeyn zu wollen.

So endet ſich die Geſchichte der für Friedrich ſo ruhmvollen Schlacht bei Seckenheim und des Gaſtmahls ohne Brod. Auf der Wahlſtatt aber ließ der Kurfürſt ein hohes Kreuz errichten, das mit ſeiner Inſchrift bis zu ſpäten Zeiten zu ſehen war, während das nahe Dorf Friedrichsfeld noch in unſern Tagen die Erinnerung an der Pfalz größten Kurfürſten weckt.

Der Wolfsbrunnen.

Lange Jahre bevor Konrad von Hohenſtaufen ſeinen Sitz nach dem Neckarlande verlegte und auf dem Hügel, welcher Heidelberg und Ebene und Höhe bis zur Vogeſenkette überſchaut, eine Burg gegründet hatte, ſtand auf demſelben eine einſame Klauſe, von dichter Waldung umgeben, welche ſich auch noch in unſern Tagen den hohen Königſtuhl und den Geißberg hinanzieht. Unter den gewaltigen Eichen, zwiſchen deren Stämmen und Laubwerk hindurch der Blick über das Thal ſchweifte, durch das der Fluß ſich windet und wo nur wenige vereinzelte Wohnungen lagen, an deren Stelle jetzt eine alterthümliche und belebte Stadt mit ihren hohen Thürmen und langen Gaſſen liegt, wohnte eine Jungfrau, von deren Herkunft keiner der Bewohner der Umgegend etwas wußte, und deren ganzes Leben in undurchdringliches Dunkel gehüllt war. Sie erſchien dem Landvolk wie ein höheres Weſen, und nur mit Scheu nahte man

dem Hügel. Ihre Geſtalt war edel, ihr Antlitz ſchön aber ernſt, ihr blaues Auge haftete durchdringend auf dem Gegenſtande, den es anblickte; in langen Locken fiel das blonde Haar herunter auf ihr weißes Gewand. Mit den geheimen Kräften der Natur ſchien ſie vertraut; ſie beobachtete den Gang der Geſtirne, ſie erforſchte das Wachſen des Baumes und der Pflanze. Auch die Kunde des Kommenden ſchien ihr nicht vorenthalten zu ſein, und wenn irgend ein Landmann, kühner als die übrigen, den Muth hatte, ſich dem Fenſter ihrer ſtillen Wohnung zu nahen, um ihr ein Anliegen oder eine Bitte um Rath und Auskunft vorzutragen, ſo gab ihre wohllautende Stimme ihm eine kurze aber befriedigende Antwort, und niemand wußte ſich des Falles zu erinnern, daß ihr Wort getrogen hätte.

Am liebſten ließ ſie ſich aus über das künftige Loos des ſchönen Landes, das ſie vor ſich hingebreitet ſah in ſeiner friſchen Pracht, und da verkündigte ſie, einer Sybille des Alterthums gleich, mit begeiſtert flammendem Auge und ernſtem Munde: eine glänzende Zeit werde erſcheinen, Palläſte und Thürme werde man entſtehn ſehn, und rühriges Volk zu tauſenden die Niederung füllen, wo dermalen nur arme Fiſcher wohnten.

An einem ſchönen Sommertage verließ die Wahrſagerin, welche man Jetta zu nennen pflegte, ihre Klauſe, und wandelte auf den ſchmalen Bergpfaden hin, welche nach Oſten zu dem Laufe des Neckars folgen. Allmählig ins Thal hinunterſteigend, gelangte ſie an eine rauſchende Quelle, welche unter hohen Linden hervorſprudelte und ein von der Natur gebildetes Baſſin

füllte. Nichts regte ſich umher — lautlos waren Luft und Wald. Die Wärme des Tages, die Friſche des Waſſers, die heimliche Stille des anmuthigen Ortes: alles vereinigte ſich, um die Jungfrau zur Ruhe und Baden einzuladen. Bald umgab die Welle den Schnee ihrer Glieder; unbeſorgt überließ ſie ſich' der angenehmen Empfindung, als plötzlich ein Geräuſch im Walde ſich vernehmen ließ. Im erſten Augenblick glaubte die Erſchrockene von einem Jäger oder Landmann überraſcht worden zu ſein — ſie griff haſtig nach ihrem Gewande — da erſcholl der heiſere Schrei eines Thieres aus dem Dickicht, und eine Wölfin brach mit ihren Jungen hervor. Nicht Flucht half, nicht Angſtgeſchrei — eine zerriſſene Leiche, lag nach wenigen Momenten das ſchöne Weib da, die klare Welle geröthet von ihrem Blute.

Seit jener Zeit gab man der Quelle den Namen des Wolfsbrunnens. Und wenn der Jungfrau Verheißungen in Hinſicht des freundlichen Heidelberg in Erfüllung gingen, und die Zeiten der höchſten Macht der rheiniſchen Pfalzgrafen Wiſſenſchaft und Kunſt, Betriebſamkeit und Reichthum an die Ufer des Neckar verſetzten: ſo wurde auch die Stätte berühmt, wo ſie den Tod gefunden. Boskette und Wohnungen ſchmückten ihn, und nie war er reizender als in den Tagen, wo Eliſabeth Stuart, König Jakobs I. Tochter, und Gemahlin des Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, auf dem Schloſſe zu Heidelberg lebte. Auch jetzt noch, nachdem die Jahrhunderte alten Bäume verſchwunden ſind, welche vor Zeiten die Forellenreichen Teiche umgaben, iſt es ein anmuthiges Plätzchen, zu welchem der Wan-

derer ſich gerne von der Stadt aus begibt, ſei es nnn daß er den Weg einſchlägt, welcher durch den ſchönen Schloßgarten ſich am Abhange des Berges dahinzieht, oder unter den Nußbäumen die Straße wandelt, welche längs dem Fluſſe dahinführt, das Dörfchen Schlierbach berührend und die Ausſicht auf das rechte Ufer gewährend, wo der Allerheiligenberg ſich erhebt und die weiſſen Mauern des Stifts Neuburg freundlich herübergrüßen.

Das redende Marienbild.

Im Dom zu Speyer ſieht man von der Thüre bis zum Chor vier runde, eherne Platten in geringer Entfernung von einander dem Boden eingefügt, auf welchen die Worte zu leſen ſind: O sanctissima! O piissima! Dulcis virgo Maria! — zu deutſch: Allerheiligſte, Allerfrömmſte, Süße Jungfrau Maria! — Die letzte Platte iſt von dem auf dem Altar der Kirche prangenden Marienbild nicht weit entfernt.

Hiervon wird erzählt, dem heiligen Bernardus ſei es auch einmal begegnet, den Beginn der Meſſe zu verſäumen. Als er nun doch endlich ſich einfand und über die vier Platten hinwandelnd, dem Marienbild nahte und dieſes nach herkömmlicher Weiſe mit jenen den Platten eingegrabenen Worten begrüßte, ſoll bei Nennung des Namens Maria! das Bild das Haupt erhoben und geſprochen haben:

„O Bernharde, cur tam tarde!“ Zu deutſch: „Woher ſo ſpät, Bernardus?“ — Worauf dieſer mit einer Stelle der Schrift erwiederte: „Mulier taceat in Ecclesia!“ Das Weib ſchweige in der Gemeinde! — Und wirklich ſoll ſeitdem das Marienbild nicht mehr ſprechen.

Ulrich Landſchaden.

„Weg aus meinem Angeſicht! Preiſe dich glücklich, daß ich, deines Weibes und deiner Kinder mich erbarmend, dich nicht ſtrafe wie die andern Räuber, welche wie du den Ritternamen geſchändet. Kehre zu deiner Burg zurück: aber wehe dir, wenn du dich wieder betreten läſſeſt beim Frevel! doch fortan ſollen Helm und Sporen dich nicht mehr ſchmücken, und das Wappen deiner Vorfahren ſei zerbrochen und vernichtet. Du haſt dem Lande mehr geſchadet denn Einer — ſo trage denn auch den Namen zu bleibender Schmach, und nicht anders als den Landſchaden ſoll man dich heißen.“

So ſprach, mit ernſtem Ton und finſtrer Miene, Kaiſer Rudolf von Habsburg auf dem Reichstage zu Frankfurt zu einem Ritter, welcher niedergeſchlagenen Blickes und entwaffnet vor ihm ſtand, und noch eines ſtrengern Urtheils gewärtig geweſen war. Des Kaiſers Mahnungen und Drohungen hatten nicht gefruchtet,

Ordnung herzuſtellen im teutſchen Reiche; ſein ſtarker Arm mußte die Unruheſtifter ſeine ganze Kraft fühlen laſſen. Was die Bündniſſe der geängſteten und mishandelten Städte gegen den raubſüchtigen Adel nur halb auszurichten vermocht hatten, das brachte des entrüſteten Herrſchers Macht zu Stande: am Rheine und in andern Gegenden Teutſchlands ſchlugen die Flammen der eroberten und zerſtörten Felſenneſter gen Himmel, und mancher Räuber mußte durch den Strick oder das Schwert ſeine Unthaten büßen. Störet nicht die Wege der Gerechtigkeit, ſprach der Kaiſer ernſt zu denjenigen, welche eine Milderung des Urtheils erbitten wollten. Dieſe ſind keine Ritter, ſondern verruchte Diebe und Räuber, welche die Armen durch ihre Uebermacht unterdrücken, den Frieden gewaltſam brechen, die heiligen Rechte des Reiches ſchmachvoll mit Füßen treten. Der wahre Adel hält Treu und Glauben, pflegt der Tugend, liebt die Gerechtigkeit, beleidigt und beſchädigt niemanden. Wer wahrhaft adelig iſt, verſpritzt für das Recht ſein letztes Herzblut, macht ſich keines Diebſtahls ſchuldig, nimmt nicht Theil am Raube. Spart alſo eure Worte, wenn ihr Ritter ſeid, und laßt ab, für Räuber zu bitten, welche, wären ſie auch Grafen oder Herzoge, der verdienten Strafe nicht entgehen ſollen, ſowahr ich Richter bin!

Bligger von Steinach hatte des Kaiſers Rede vernommen und trat aus dem Kreiſe der Edeln, welche den ſtrengen aber gerechten und menſchenfreundlichen Herſcher umſtanden, welcher, ein Engel des Heils, erſchienen war in Teutſchlands trübſten Tagen. Er wagte

es nicht, in des Richters Auge zu blicken, nicht nach ſeinem Schwert und Schilde, welche zerbrochen vor ſeinen Füßen lagen. Stumm verließ er die Stadt und kehrte, von einem einzigen Diener begleitet, nach ſeiner Burg zurück, welche, von den drei Schweſterburgen umgeben, von den hinter dem armen und kleinen Oertchen Steinach ſich erhebenden Höhen auf den anmuthigen, vom grünen Gebirge eingezwängten Neckar hinabſah. Lange war Bligger des Landes Plage geweſen. Kein Schifflein konnte den Strom hinabſchwimmen, mit den Kaufmannsgütern von Heilbronn beladen, kein Wandrer von Heidelberg des Weges ziehn, ohne von ihm und ſeinen Geſellen aufgelauert und beraubt zu werden. Die kleinen Ortſchaften, welche ſich am Flußufer erhoben, meiſt von armen Leuten bewohnt, die ſich vom Fiſchfang oder von der Schifffahrt nährten, waren keinen Augenblick ſicher vor ſeinen Anfällen, und hinter den unzugänglichen Wällen Schadecks oder der ſtarken Vorderburg wurde der Raub geborgen und bei lauten Gelagen der ſchnöde Erwerb verpraßt. Als er's aber immer toller trieb und den Gottesfrieden beſtändig ſtörte, paßten bewaffnete Bürger und Landleute ihm auf, und gebunden wurde er vor den Kaiſer gebracht. Einer der Wenigen, entging er dem Tode. Aber, ſei es daß die erlittene Schmach und die Angſt ſeinen wilden Sinn gebrochen und der Reue Raum gegeben hatten, ſei es daß die Ueberzeugung, der Habsburger werde ſein Wort gut machen beim erſten Fehl, ihn einſchüchterte: die Nachbarſchaft hatte fürder nichts mehr von ihm zu fürchten und zu leiden. Die alten Frevel hörten auf, auf

den Burgen, zu deren dräuenden Zinnen man einſt nur mit Schrecken emporblickte, war's ſtille geworden, und der Ackerbauer und Handelsmann, welcher durch das freundliche Thal zog, freute ſich der wiedergewonnenen Sicherheit und Ruhe. Aber der Name, welchen das Volk dem Steinacher gegeben und mit dem der Kaiſer ihn angeredet, blieb ihm für alle Zeit: man hieß ihn nur den Landſchaden.

Jahre waren dahingegangen. Bligger war ergraut, und ihn umſtanden blühende Kinder: Ulrich, ſein einziger Sohn, war zu einem rüſtigen Jünglinge herangewachſen. Auf der Familie laſtete die Schmach, welche einſt den ſchuldigen Vater getroffen hatte: die edeln Geſchlechter hatten ſich von ihnen abgewandt und Schadeck war verödet. Dies ſchmerzte den jungen Ulrich in tiefſter Seele. Er war in ritterlichen Uebungen wohl erfahren und dürſtete nach einer Gelegenheit, ſich zeigen zu können: aber ſie kam nicht, denn jeder hatte eine Scheu vor dem Namen Landſchaden, und der Sohn deſſen, welchen der Kaiſer für ehrlos erklärt hatte, konnte die Ritterwürde nicht erlangen. Je länger dies währte, deſto tiefer ward die Trauer des Jünglings; Tage lang ſaß er einſam auf der Warte, von welcher auf Schadeck der Blick ſich in tiefe Thäler ſenkt und nach den Fernen ſchweift. Der Tonkunſt kundig, ſuchte er in dieſer oft Linderung ſeiner Trauer, doch ſeine Klänge und klagenden Worte fanden nur einen Wiederhall in den nahen Bergen.

Als er endlich den Drang der ſtürmiſch aufgeregten Empfindungen nicht mehr zu unterdrücken vermochte

und der Durſt nach Thätigkeit ihn ins Leben trieb, verließ er die Burg ſeiner Ahnen, ohne jemanden ſein Vorhaben mitzutheilen, einen treuen Diener ausgenommen, welchen er mit ſich nahm. Er ſtieg in die Ebene hinab und gelangte, nach mancher Wanderung, ins ſchöne und fruchtbare Land Schwaben. Hier, wo niemand von ihm wußte, verbarg er ſeine Herkunft und ſeinen Namen; daß er von edlem Stamme ſei, glaubte man ihm gerne, wenn man in ſein offenes Auge, auf ſeine wohlgebildeten Züge ſah, die rein und ohne Arg und Falſch waren. So wurde er auf mancher Burg freundlich willkommen geheißen, lernte Land und Leute kennen, und machte ſich Freunde, wohin er kam. Eine lange Zeit ſtrich vorüber und er war zum Manne herangereift: zufällig vernahm er von Einem, der aus ſeinen heimiſchen Gegenden kam, ihn aber nicht kannte, Bligger der Landſchaden ſei geſtorben und ſeine Burgen nur der Obhut von Frauen anvertraut, da ſein Sohn ſchon längſt verſchwunden ſei ohne Spur und Kunde. Da beſchloß er, ſich durch eine ritterliche That würdig zu machen der Ehren, welche ſein Vater verwirkt hatte durch böſes Handeln.

Jener kriegeriſch-religiöſe Drang, welcher die Bewohner Europa's Jahrhunderte lang zu Tauſenden und abermal Tauſenden hingezogen hatte nach dem fernen Morgenlande, war noch nicht ganz erloſchen, wenn auch ungünſtiger Erfolg die Beſtrebungen der Kreuzfahrer meiſt zu nichte gemacht hatte und ihre Unternehmung größtentheils geſcheitert waren an eignen Fehlern oder Unkunde und an der Macht ihrer Gegner.

Auch damals wieder glaubte Mancher das Seelenheil, Mancher zeitliches Wohl und Glücksgüter zu finden, wenn er mit bewaffneter Hand pilgere zum heiligen Grabe. Keine Fürſten wie Konrad und Friedrich, wie Richard und Bouillon, ſtellten ſich mehr an die Spitze des Zuges: aber viele Ritter und Edle traten zuſammen, und warben bewaffnet Volk auf eigene Koſten und Gefahr. Keine Gelegenheit konnte Ulrich willkommener ſein, als dieſe, welche ihm die ſchönſte Ausſicht bot, das zu erlangen, was er ſo ſehnlich wünſchte. Er ſchloß ſich ſogleich an und beredete auch manchen Andern, ſeinem Beiſpiele zu folgen.

Wer iſt der wackere Krieger, der dort unter der Menge der nach tapfern rühmlichen Thaten aus Klein-Aſien Heimgekehrten ſteht, welche des Kaiſers Majeſtät vor ſich gelaſſen hat? So frugen Manche, denn niemand ſchien den hochgewachſenen, ſchönen Mann mit dem ſonnverbrannten Geſicht zu kennen, den keine Kette, kein ritterliches Abzeichen ſchmückte, deſſen Schild ſchwarz und einfach war wie ſeine übrige Rüſtung. Unter den Trophäen, welche die Tapfern mit ſich gebracht aus dem Kampfe gegen die Ungläubigen, war auch, ſchauerlich und entſtellt, ein Haupt zu ſehen: es war das des Anführers der Sarazenen, welcher nach blutigem Kampfe bei der alten Stadt Smyrna gefallen war unter den Schwertſtreichen des Unbekannten.

Da rief der Kaiſer dieſen mit gütigem Blick und Worte zu ſich. Ulrich von Steinach, ſprach er, du haſt

wieder gut gemacht durch ritterliche That und untadeligten Lebenswandel, was dein Vater verſchuldet hatte an Reich und Volk. Du wollteſt unerkannt bleiben und nicht eher Anſprüche machen auf ritterliche Ehren, bis du abgewaſchen die Flecken, welche deinen Namen verunzierten: deinen Vorſatz haſt du mit Beharrlichkeit und dem Muthe ausgeführt, welcher dem Manne ziemt. Ich fühle mich berufen, dir das wiederzugeben, was Herr Rudolf, mein glorreicher Vorfahr, einſt Bliggern von Steinach zu nehmen ſich genöthigt ſah. Kniee nieder, auf daß ich dich zum Ritter ſchlage.

Ulrich bog ein Knie; von des Kaiſers Hand geadelt erhob er ſich wieder. Alle Anweſenden nahmen Theil an ſeinen Schickſalen und freuten ſich des guten Ausganges. Er aber kehrte zurück nach dem Neckarthal, und wo er ſeine Jugend zugebracht hatte, verfloß auch, ruhig und geehrt von Adeligen und Volk, welche ſeinen Tugenden jede Anerkennung gewährten, ſein Alter. Ein edles Fräulein reichte ihm ihre Hand und ſchenkte ihm zahlreiche Nachkommen. Das Haupt des Sarazenen nahm er in ſein Wappen auf, welches er noch, zum Andenken an vorige trübe Tage, mit der Harfe zierte. Den Namen Landſchaden behielt er bei: noch nach Jahrhunderten führte ihn ſein Geſchlecht.

Die vielbeſuchte und geprieſene Gegend oberhalb Heidelberg hat keinen ſchönern Punkt aufzuweiſen, als die Lage von Neckar-Steinach. Zum Theil noch bewohnt und gut erhalten und mit Familien-Wappen verziert, zum Theil in Trümmer geſunken, erheben ſich in mehr oder minder kühner Lage vier Burgen, die

Vorder-, Mittel-, und Hinterburg, und, auf ſchroffer Wand, Schadeck, beim Volke mit gut bezeichnendem Namen „das Schwalbenneſt" geheißen. In dem Städtchen, deſſen Wohnungen ſich bis zum Uferrande hinziehn, liegt die alte Kirche, welche bekanntlich Katholiken und Proteſtanten in Gemeinſchaft dient. In und an ihr ſieht man die Denkmale vieler Glieder der Familie, welche einſt Herrenrechte über das Städchen übte. Unter ihnen iſt auch der Grabſtein Ulrich Landſchadens, auf welchem man ſeine ritterliche Geſtalt ſieht. Er ſtarb, der Inſchrift gemäß, am St. Michaelstage des Jahres 1369.

Die Gründung der Minneburg.

Eine Sage vom Neckar.

Dem Dörfchen Neckargerach gegenüber, in dem anmuthigen und romantiſchen Thale, in welchem ſich der Neckar zwiſchen den Höhen des Odenwaldes einen Weg bahnt, um, nachdem er einen der ſchönſten Striche des deutſchen Vaterlandes durchſtrömt, ſeine Fluthen mit denen des mächtigen Rheins zu verbinden, liegen auf einer ſchönen, waldbekränzten Anhöhe die Ruinen der Minneburg. Wenn man den Berg von der Morgenſeite beſtiegen hat, ſo eröffnet ſich dem entzückten Wanderer die herrlichſte Ausſicht in das freundliche Neckarthal und auf die Waldſchluchten des Odenwaldes, deren Reiz durch die romantiſchen Trümmer, an denen er ſich befindet, durch den altersgrauen Thurm, die bemoosten Hallen und Steine noch erhöht wird. Die Bewohner des Neckarthales erzählen den Urſprung dieſer Burg mit folgenden Worten:

In dem vierzehnten Jahrhundert wurde die Burg Zwingenberg, welche in der Nähe des Dorfes Lindach, am Ufer des Neckar gelegen iſt, von den letzten Sprößlingen dieſes alten edeln Geſchlechts, zwei Brüdern und drei Töchtern, bewohnt. Friedrich und Kunz von Zwingenberg waren tapfere aber unruhige Ritter, die mit ihren Nachbarn und dem Reiche ſtets in Unfrieden lebten, und ſich dadurch ſchon manchen Nachtheil zugezogen hatten. Das Bitten und Flehen der ſanften Schweſtern vermochte nichts über die wilde Gemüthsart der Ritter, und ſo geſchah es denn, daß ſich das Ungewitter endlich über ihrem Haupte zuſammenzog, und Kaiſer Karl IV., der ewigen Unruhen und Zänkereien müde, den Zwingenberg zu ſtürmen und zu zerſtören befahl. Nichts half es, daß die Trotzigen ſich mit Aufbietung all ihrer Kräfte zur Wehre ſetzten, und mit dem Muthe der Verzweiflung das Erbe ihrer Väter vertheidigten: ſie wurden überwältigt, und beide büßten in dem harten Strauße das Leben ein.

Schon war eine geraume Zeit ſeit Zwingenbergs Einnahme verfloſſen; Friedrich und Kunz wurden wenig bedauert, da ſie ſich durch ihren Unfrieden bei den Nachbarn allgemein verhaßt gemacht hatten, aber das Erſtaunen und die Beſorgniß aller Wohlwollenden wurde durch das ſpurloſe Verſchwinden der drei Schweſtern erregt. Seit der Zerſtörung der Burg hatte man nichts mehr von ihnen vernommen, und man konnte faſt nicht mehr daran zweifeln, daß die rauchenden Trümmer des Zwingenbergs auch die Schuldloſen begraben hatten. Groß war die Betrübniß aller, die ſie gekannt hatten

aber am lauteſten war der Schmerz der drei Söhne des Ritters Hugo von Zabern, die ſchon längſt mit den anmuthigen Mägdlein den Bund der Herzen geſchloſſen hatten, und nun troſtlos waren über ihren Verluſt. Eines Morgens durchſtreiften ſie, nur von einem treuen Windſpiele begleitet, die Thäler des Odenwaldes, und gelangten ſo an die Ufer des in ſeinem Felſenbette dahinrauſchenden Stromes, als plötzlich der Hund dicht vor dem Eingange einer vom üppig wuchernden Grün, faſt verdeckten Höhle ſtehen blieb, und laut anſchlug. Verwundert blieben die Jünglinge ſtehen, und da ſie glaubten, ein Wild ſei in der Höhle verborgen, machten ſie ſich zum Angriffe bereit, und bahnten ſich durch das Geſträuch den Weg bis ins Innere des Felſenaufenthalt's. —

Aber wer ſchildert ihre Verwunderung, als ſie ſtatt der gehofften Jagdbeute, drei weibliche Geſtalten in der Höhle erblickten, welche durch das Geräuſch aufgeſchreckt, laut aufſchrieen und in den dunkelſten Winkel flohen, aber beim erſten Blicke auf die Jünglinge dieſen in die Arme ſtürzten. Es waren die Vermißten, Todgeglaubten, die ſich, nur von einem einzigen alten, treuen Diener begleitet, in dieſe Einſamkeit begeben hatten, da ſie fürchteten, die Rache der Feinde, welche ihre Brüder ſich zugezogen, möge auch nach deren Tode noch nicht erloſchen ſeyn. In der einſamen Grotte hatten ſie ihre Tage ſeit der Zerſtörung ihrer Ahnenburg zugebracht, den günſtigen Zeitpunkt abwartend, wo ſie, die Schutz- und Güterloſen, wieder aus ihrer Abgeſchiedenheit hervorkommen könnten.

Bald verwandelten die Lilien ihrer Wangen ſich wieder in Roſen, und ſchon nach wenigen Tagen wurde das Vermählungsfeſt der drei ſeligen Paare gefeiert. Bei der Höhle aber, aus welcher die ſchönen Einſiedlerinnen ſo manchmal ſehnſüchtig den Blick ins Thal geſandt hatten, erbauten ſie eine ſtattliche Burg, die ſie die Minneburg nannten, und welche Hugo, der jüngſte Bruder, nebſt ſeiner geliebten Eliſabeth zum Wohnſitz erhielt. Und das treue Windſpiel, welches die Urſache der Entdeckung der Jungfrauen geweſen war, ließen ſie in Stein nachbilden, und ſchmückten damit das Burgthor. Noch jetzt, nachdem die Minneburg längſt zerfallen iſt, hat ſich dieſer Stein erhalten, und wird in dem nahen Dorfe Gutenbach gezeigt, und dabei erzählt man die Sage von den drei Schweſtern.

Die heilige Notburga.

Vor mehr denn tauſend Jahren hielt einſt ein Kaiſer auf dem Hornberge ſeinen reichen glänzenden Hof. Die jetzt beinahe verödete Stelle ertönte damal von lauter Luſtbarkeit Tag um Tag, und ſelbſt in die ſtillen Nächte hinein lärmte oft die Luſt der feſtlichen Hofgelage. Notburga aber, des Kaiſers einzige Tochter, nahm keinen Theil an ſolcher Freude, die ihrem zarten Sinne zu rauh, ihrem frommen Gemüthe zu ſehr mit heidniſcher Sitte vermiſcht ſchien. Und wie hätte denn ihr Herz ſich auch der unſchuldigſten Freude erſchließen können, ſo lange es von Sehnſucht und Sorge bedrängt war? Ihr Otto war ja hinausgezogen in den Kampf ins fremde Land, und war nicht wiedergekehrt, und hatte keine Botſchaft geſandt ſeit einem Jahre.

Weil aber der Kaiſer ſah, wie ſeine ſonſt ſo blühende Tochter in den erſten Jahren der volleſten Ju-

gend allmählig dahin welkte, bedachte er endlich, es könne ein unverſtandenes Sehnen ſein, das ihr Herz mit dieſer ſtillen Trauer füllte. Darum trat er eines Tages zu ihr mit dieſen Worten: „Burga, deine ſtillen „Thränen kann ich nicht länger ſehen! Sei wieder fröh„lich und heiter. Sieh, ich habe dir einen Gemahl er„wählt, den jungen Heidenfürſten, daß ſich dein Herz „an ihm erfreue, und deine Thränen wieder trocknen. „Mache dich gefaßt, in drei Tagen kommt der Bräu„tigam.“

Dieſe Nachricht erfüllte ſie mit ſtummem Schrecken; denn wie konnte die zarte jungfräuliche Tochter dem barſchen Vater ihr Herz offenbaren? Als aber die Nacht kam, ſtand ſie an dem Erkerfenſter ihres Gemaches, und ſtarrte hinaus in die monderhellten Wolkenzüge, und hinab in des Neckars glänzende Wellen, und hinüber nach der dunkelbeſchatteten Waldhöhe; und häufige Thränen fielen über ihre Wangen hinab in den Burgzwinger: „Mein Otto, mein Otto,“ ſo klagte ſie, „haſt du deine Notburga vergeſſen bei dem Anblicke „fremder Jungfrauen, und iſt dein Herz kälter worden „in dem Lande, da die Sonne wärmer ſcheint? Oder „fielſt du unter Feindes Schwert, und ſchläfſt ſchon „unterm grünen Raſen? und blühen Schlüſſelblumen „und Maslieben über deinem Herzen? Ach, daß ich bei „dir ruhte in der kühlen Erde! — Was ſoll ich einſam „in der Welt, die meinem Herzen fremd iſt? Darum „ſind die Jugendroſen meiner Wangen erbleicht. Und „ich ſoll nun mit den lilienblaſſen Wangen unter den „Gäſten ſitzen als Braut, und meines Herzens Bräuti-

„gam ſoll ferne ſein? O, daß ich jetzt nur eine treue „Seele hätte, die mich geleitete in eine Wildniß, wo „ich fern von dem Treiben der Menſchen nur deinem „Andenken lebte!“

Ihr alter treuer Diener Kaspar hatte aber ihre Klagen gehört und ihr Herz verſtanden. Und er rief ihr von ſeinem Fenſter unten hinauf, und verſprach ihr, ſie über die Waldhöhe zu geleiten, nach der Kapelle zu St. Michael, wo der fromme Greis einſiedelte; der könne ihr Rath ertheilen, wie ſie ſich des verhaßten Ehebundes mit dem Heidenfürſten entſchlagen möge.

Dankbar folgte ihm die bedrängte Notburga. Unbemerkt kamen ſie durch die Thore der Burg, und ſchon waren ſie der waldigen Höhe nahe, da trabte es hinter ihnen her mit leichtem flüchtigem Hufe. Waren es die Pferdetritte eines Verfolgers? Notburga ſah ſich ängſtlich um, aber in freudige Ueberraſchung löſ'te ſich ihre Angſt. Es war der weiße Hirſch, den ihr Otto einſt als Kalb gefangen hatte und gezähmt. Als er ſie nun erreicht hatte, blickte er ſie mit hellen Augen an, die gleichſam von menſchlicher Freude glänzten, und bot ihr den Rücken dar. Da ſchwang ſich Notburga auf das fromme Thier, wie ihr Otto ſie einſt ſelbſt zuweilen hinaufgehoben. Kaum aber fühlte der Hirſch ihre Laſt, ſo trabte er ſchnellen Schrittes hinunter, und verſchwand mit ihr zwiſchen den Bäumen des waldigen Abhanges.

Ehe ſich der zitternde Kaspar noch gefaßt hatte, ihr nachzueilen, oder ihr nachzurufen, ſah er den Hirſch ſchon unten in den Neckar ſpringen und hinüberſchwimmen. Im Mondſcheine winkte Notburga noch mit

ihrem weißen Arme herauf. Jenſeits verſchwand aber der Hirſch mit ihr im Gebüſch und in den Schatten der Nacht.

Da ihr Vater aber ihr Verſchwinden erfuhr, und niemand ſeiner Diener ihm Kunde von ihr geben konnte, ſandte er Boten hinauf und hinab an dem Ufer des Neckars, und ließ nach ihr forſchen; und ritt ſelbſt hinaus mit ſeinem Gefolge, und ſuchte ſie auf allen Burgen, in allen Hütten, und fand ſie nirgend.

Der alte Kaspar ſtand des nächſten Tages nach ihrer Flucht an ſeinem kleinen Fenſterlein, und ſchaute durch die runden Scheiben. Da kam Notburgas Hirſch in den Zwinger, und blickte ihn mit bittenden Augen an. „Ja, könnteſt du nur reden?" ſprach Kaspar, und ging, ihm ein Stück Brod abzuſchneiden, wie er ſonſt zuweilen gethan. Aber der Hirſch wollte es diesmal nicht freſſen, ſondern hielt ihm ſein Geweihe dar. „Soll ich's daran ſpießen?" fragte Kaspar, und thats ſchon. Aber des Thieres Augen ſahen ihn dankbar an, und darauf lief es in ſchnellen Sätzen nach dem Neckar hinab.

Als Kaspar am andern Tage wieder am Fenſter ſtand, kam der Hirſch wieder, und bot ihm ſein Gehörn dar. Ein großes Eichenblatt war daran gebunden, und Kaspars Frau erkannte, daß es Notburgas Strumpfband war. Auf dem Eichenblatt aber ſtanden mit zierlicher Schrift die Worte eingeritzt:

„Gott zum Gruß!
„Notburga dankt dem Geber
„Des Manna
„In der Wüſten."

Als aber Kaspar und Elſe mit Mühe dieſe Worte geleſen, da liefen den alten Leuten die Thränen über die Wangen. „So hat ihr der fromme Hirſch das Brod gebracht!“ rief Kaspar; und „o Gott, ach Gott!“ ſchluchzte Elſe, „die zarte Jungfrau nur genährt von unſerm trockenen Brode!“ Und ſchnell ging ſie hin, und holte von ihrem beſten Vorrathe, und band es in einem Tüchlein dem Hirſch ans Geweih, und dieſer trabte damit nach dem Neckar hinab. So kam er von Zeit zu Zeit wieder, und die Alten gaben ihm immer ihr Beſtes mit, wofür er manchmal ein Paar dankbare Worte auf einem Eichenblatte zurückbrachte.

Notburgas Vater war indeſſen heimgekommen, und hatte nichts von ſeiner Tochter erforſcht; und der Frühling war hingegangen, und der Kuckuck und die Nachtigall waren erſtummt: da ward er endlich aufmerkſam auf den weißen Hirſch und ſeine Gänge. Und als er ihn einſtmals wieder vor Kaspars Fenſter ſah, trat er zu dem Alten mit raſchem Schritte und raſcher Frage, und Kaspar konnte nicht leugnen; denn eben band er dem Hirſche ein Tüchlein an mit reifen Sommeräpfeln von Notburgas Lieblingsbaume.

Und ſchnell beſtieg der Kaiſer ſein beſtes Roß, und ſeine Ritter und Edelknechte folgten mit ihm dem raſchen Laufe des Hirſches. Sie ſprengen ihm nach in die Fluthen des Neckars, und ſehen ihn jenſeits zwiſchen den Sträuchen verſchwinden. Da ſpringt der Kaiſer von ſeinem Roß und dringt ihm nach. Erſtaunt bleibt er aber ſtehen. Gegen die Felſenwand neigt der Hirſch ſein Geweih, und ein weißer Arm reicht aus dem engen

Eingange einer Höhle hervor, und knüpft das Tuch los. „Das iſt Rotburgas Lilienarm!“ ruft der beſtürzte Vater, und ſchnell, ehe ſie ihn noch zurückgezogen, faßt er den Arm und hält ihn feſt. Wie aber der ſchnelle Hirſch nun zurückſpringt, und der Kaiſer das todtenbleiche Antlitz ſeines Kindes ſieht, da ſpricht er mit linden Worten zu ihr: „Rotburga, liebes Herzenskind, „ſei mein Kind, wie vorher, folge mir wieder zu mei„ner Burg.“

Rotburga aber ſpricht: „Was auf Erden mein „Herz beglücken konnte, das hat der Herr zu ſich hin„aufgenommen. Ich ſuche nichts mehr bei den Men„ſchen. Dem Himmel habe ich meine kurzen Tage ganz „geweiht; ihm diene ich hier in ſtiller Einſamkeit.“ Und wie ſehr der Vater in ſie dringt, ſie wiederholt ihm ruhig dieſe Worte. Da erwacht die Heftigkeit ſeines Gemüthes. Gewaltſam will er ſie aus ihrer Höhle ziehen. Sie aber legt die andere Hand an das einfache Kreuz, das ſie ſich ſelbſt aus Holz gemacht. Er zieht mit aller Kraft — da bleibt der Arm ihm in den Händen, abgelöſt von ihrem Leibe. Aber ein grauſes Entſetzen befällt ihn und alle, die ihm nachgefolgt waren. Mit ſchreckenbleichen Mienen fliehen ſie zurück, und keiner wagt es von ihnen, der Höhle wieder zu nahen, in der Rotburga blutend liegt und hilflos.

Aber der Herr ſendet ihr ein Schlänglein, das ihr heilkräftige Kräuter bringt und die wunde Stelle damit heilet.

Von Stund an ward ſie von dem Volke als eine Heilige verehrt, und wenn zum Klausner bei der Ka-

pelle zu St. Michael reuige Sünder kamen, ſo ſchickte er ſie wallfahren zu der frommen Notburga, und Notburga betete für die Büßenden, und begnadigt kehrten ſie mit leichtem Herzen in ihre Heimath.

Als aber im Herbſte die Blätter fielen, kam auch Notburga zu ſterben. Die Engelskindlein ſchwebten zu ihr herab, und trugen die Sterbende aus ihrer Höhle heraus. Noch einmal ſchlug ſie die brechenden Augen auf, ſchaute gen Himmel und ſeufzte freudig; „Du biſt „ſchon dort, ich ſehe dich winken! Ich komme, ich „komme.“ Zugleich entſchwebte ihre Seele Die Engel hüllten die Leiche in ein königliches Gewand und ſetzten ihr eine Königskrone auf das Haupt. Dann ſtellten ſie den Sarg auf einen Wagen, und ſpannten zwei ſchneeweiße Stiere daran, die noch niemal ein Joch getragen. Und als ſich nun das Volk aus der Nachbarſchaft ſammelte, die fromme Notburga zu ihrer Ruheſtätte zu begleiten, bewegte ſich der Zug langſam hinab, und die Engel ſangen ein himmliſches Chor dazu.

Bald hielten die Stiere ſtill, und wo ſie hielten ward die Leiche zur Erde beſtattet. Der Kaiſer aber ſtiftete an derſelben Stelle eine Kirche, und in ihr ließ er ſeinem frühe geſchiedenen Kinde ein Denkmal ſetzen. Notburgas Hriſch ließ ſich nie wieder ſehen.

Karl der Große zu Heilbronn.

In einer vom Neckar durchſtrömten Ebene, welche nach allen Seiten hin von grünen Hügeln eingeſchoſſen iſt, liegt im Schwabenlande die alte Stadt Heilbronn. Vorübergegangen iſt die Bedeutung, welche ſie im Mittelalter, in den Tagen der Reichsunmittelbarkeit beſaß; verſtummt der Trotz der freien Bürger, welche ihre Unabhängigkeit wie ihre feſten Mauern zu wahren wußten: aber noch herrſchen Leben und Bewegung in den Straßen der fleißigen und betriebſamen Stadt, fruchtbar und reich iſt das Land, das ſie umgibt, ſchöne Denkmale und alte Bauten erinnern noch an den vielfach bewährten Ruhm. Hier iſt, nahe am Waſſer gelegen, der hohe, viereckige Thurm, welchen der brave Ritter Götz von Berlichingen, deſſen Burgen ſich nicht weit entfernt befanden, als Gefangener bewohnte, da liegt

die alte Kirche St. Kilian mit ihren gothiſchen Spitz-fenſtern und ſchlanken Pfeilern. In der Nähe ſieht man Weinsberg mit ſeiner Burg Weibertreue, von der die Geſchichte uns ein ſo ſchönes Beiſpiel der Frauenliebe und Gattentreue erzählt; den Neckar hinunterfahrend gelangt man nach den beiden Städchen Wimpfen, im Thal und auf dem Berg, in deren Nähe in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts zwiſchen dem Markgrafen von Durlach und dem Grafen Tilly die blutige Schlacht gekämpft ward, in welcher die 400 Pforzheimer, von ihrem Bürgermeiſter geführt, für ihres Fürſten Rettung den Heldentod ſtarben.

Einſt jagte Kaiſer Karl der Groſse in den Niederungen, die der Neckar durchſtrömt, welcher ſich bald durch enge, grüne Thäler ſeinen Weg bahnt, bald im weiten Wieſenplan langſamer ſich fortſchlängelt. Dichte Eichenwaldung bedeckte damals die ganze Gegend: vom Flußufer aus zog ſich der Forſt die Hügel hinan, und nur ſelten gewährte ein freies Plätzchen einen Umblick auf die unabſehbaren, grünen Gaue. Keines Menſchen Fuß ſchien dieſe Wildniß betreten zu haben, keine Axt hatte den üppigen Laubwuchs gehemmt, tauſendfältig ineinander verſchlungen waren die Kronen der ſtolzen Bäume, dichtes hellgrünes Gras bedeckte den Boden, welchen der durch das Laub fallende Sonnenſtrahl nur an wenigen Stellen berührte, ohne ihn aber trocknen zu können.

Lange war der Kaiſer mit den wenigen Begleitern welche er bei ſeinen häufigen Jagdzügen mit ſich zu führen pflegte, durch das Dickicht in die Kreuz und Quere ge-

zogen, als er an einer Stelle, wo der Forſt ſich lichtete und einige, wenn auch kärgliche Spuren von Wohnungen ſich zeigten, unter denen eine kleine, halbverfallene Kapelle lag, zu einem reichlich ſprudelnden Quell gelangte, deſſen kühle Fluth ihm und den Seinigen eine lange geſuchte Erquickung bot. Verwundert ſah Karl ſich um an dieſem Orte, der ihm ganz fremde war, und eben wollte er das Waſſer verlaſſen, das mit leiſem Rauſchen zwiſchen Gras und Kräutern dahinfloß, als Geräuſch ſich in der Waldung vernehmen ließ, und im Augenblick, wo die Jäger ſchon glaubten, auf der Fährte eines Ebers zu ſein, ein einzelner Mann hervortrat. Sein Aeuſſeres war ehrwürdig, ein langer weißer Bart floß auf ſeinen Gürtel herab, zum Schnee gebleichtes Haar deckte ſeine Scheitel, ſein Anzug war der eines Prieſters des Herrn, aber er war ärmlich, und Kummer und Entbehrungen ſprachen aus dem Geſicht des Greiſen. Er ſtutzte, als er die Fremden an der Quelle erblickte, aber trat furchtlos näher.

„Wer biſt du, frug Karl den Nahenden, und was führt dich in dieſe Wildniß?“

Einſt war es keine Wildniß, antwortete der Angeredete, denn das Licht des Glaubens erleuchtete ſie und der Geiſt des Herrn ſenkte ſich auf dieſes Land. An der Quelle woran ihr jetzt ſtehet, euren Durſt löſchend, wurden Viele vom Heidenthum zur Lehre Chriſti bekehrt, aber der gute Samen iſt erſtickt worden in ſeinem Keime.“

„Das wolle Gott nicht, ſprach der fromme Kaiſer. Sag an, wie es zugegangen in dieſen entlegenen Gauen.“

„Wie Bonifaz im Sachſenlande das Evangelium predigte, und Sturmio zu Fuld die Abtei gründete, wo der heilige Deutſchen=Apoſtel begraben liegt, ſo kam in dieſe Striche der fromme Kilian, und machte das zerſtreut in den großen Wäldern hauſende Volk, das vom Ertrage der Jagd und des Fiſchfangs im Neckar lebte, mit der heilbringenden Lehre bekannt. Anfangs fand er nur Widerſtreben und verſchloſſene Herzen, und ſah ſich ſelbſt mancher Gefahr ausgeſetzt: aber das Beiſpiel ſeines reinen Wandels, ſeiner Sanftmuth und Selbſtverläugnung wirkte endlich auf die rauhen, aber unverdorbenen Gemüther, und ſein frommes Wort fand Eingang bei ihnen. Zu der Quelle, an deren Rand ihr ſtehet, kamen ſie und ließen ſich taufen in ihrem Waſſer; unter den Wohnungen der Chriſten erhob ſich ein, dem Erzengel Michael geweihtes Kirchlein, und täglich mehrte ſich die Zahl der Gläubigen. Der heilige Kilian aber zog nach einiger Zeit weiter, das Werk der Bekehrung auch an andern Orten in Deutſchland fortzuſetzen. Einer ſeiner Jünger blieb an ſeiner Stelle zurück, aber der Saame des Unfriedens fiel unter die Gemeinde und ſchoß bald zu wucherndem Unkraut auf. Die meiſten verliefen ſich, die Hütten verfielen, das Kirchlein gerieth in den Zuſtand, in welchem ihr es erblicket. Vor einigen Jahren kam ich in dieſe Gegend und verkündigte von neuem Gottes Wort, aber meine Bemühungen haben nur wenig gefruchtet.“

Der gottesfürchtige Kaiſer ward durch die Rede des Prieſters gerührt. Ich habe, dachte er bei ſich, innerhalb und auſſerhalb der Grenzen meines weiten

Reiches ſo vieles gewirkt, um der Chriſtuslehre Eingang und Aufnahme zu verſchaffen; warum ſollte ich die frommen Bemühungen dieſes Mannes nicht unterſtützen? „Faſſet Muth, ſagte er zu dieſem, euer Kirchlein wird ſich bald aus ſeinen Trümmern erheben; das Licht, welches ausgegangen von Oſten, ſoll auch die deutſchen Waldungen mit ſeinem milden Strahle erhellen.“

Als der Prieſter von einem der Jäger vernommen hatte, wer derjenige war, mit welchem er geredet, da ward ſein Herz mit Freude erfüllt, und er ergoß ſich in tiefgefühlte Dankesbezeugungen gegen den, welcher wohl im zu weit getriebenen Glaubenseifer mit Feuer und Schwert dem unterjochten Sachſenvolke die gute Botſchaft geprедigt hatte, Würgengel mehr denn Apoſtel; welcher aber auch, durch Begünſtigung des geiſtlichen Standes und Anlegung von Klöſtern, einzige Zuflucht der Wiſſenſchaft in jenen Tagen, zur Unterrichtung und Bildung ſeiner Zeitgenoſſen ſo vieles beitrug.

Bald erhob ſich erneuert und verſchönert die Kirche zu St. Michael, und füllte ſich wieder mit Gläubigen; Anſiedler kamen von nah und ferne, und ein Theil der Waldung ſank unter der Axt des Holzhauers, Platz machend dem Feldbau und der Cultur. Wo einſt nur wenige Hütten lagen, ſah man ein Städtchen entſtehen; Karl der Große beſuchte zu verſchiednen Malen den aufblühenden Ort, und auf dem Markte zeigt man jetzt noch ein altes, ſchönes Haus, deſſen Bauart an die Zeit des ruhmgekrönten Kaiſers erinnert, und das

die Sage als ſeine Pfalz bezeichnet. Noch ſtrömt aus den ſieben Röhren des heilſpendenden Kirchbrunnens das kriſtallhelle Waſſer, welches Heilbronn ſeinen Namen gab.

Das Käthchen von Heilbronn. *)

In Heilbronn lebte vor Zeiten ein Waffenſchmidt, Namens Friedeborn, dem, aus einer früh durch den Tod ſeiner Gattin aufgelöſten Ehe, eine einzige Tochter, Namens Katharina, geblieben war. Das Kind war am heiligen Oſterſonntage geboren, und darum mögen auch mancherlei überirdiſche Gewalten von früh an Einfluß auf daſſelbe gehabt haben, obgleich ſich dieſer durch nichts Unheimliches oder Verwirrendes kund gab; denn Käthchen war in ihrem ſechszehnten Jahre ein Kind — recht nach der Luſt Gottes, geſund an Leib und Seele, wie es die erſten Menſchen geweſen ſein mögen, die auf Erden geboren worden; und dabei ein

*) Wegen Dürftigkeit der hiſtoriſchen Nachweiſe iſt dieſer Erzählung das bekannte vortreffliche Schauſpiel von Kleiſt zum Grunde gelegt. A. T. Beer.

Weſen von ſo zarter, frommer und lieber Art, wie es uns nur vergönnt iſt zu ſehen, wenn wir auf Flügeln der Einbildung uns in den Himmel verſetzen, zu den lieben kleinen Engelein, die mit hellen Augen aus den Wolken — aus den lichten Wolken hervorgucken.

Ging ſie in ihrem bürgerlichen Schmuck über die Straße, den gelb gelackten Strohhut auf, die Bruſt von dem ſchwarzſammtenen Leibchen bedeckt und mit Silberkettlein umhängt, ſo lief es flüſternd von allen Fenſtern herab: Das iſt das Käthchen von Heilbronn. — „Das Käthchen von Heilbronn!" — ſagten die Leute, als ob der Himmel von Schwaben ſie gezeugt, und die Stadt, die unter ihm liegt, ſie geboren hätte. Vettern und Baſen, die ſeit drei Geſchlechtern nicht mehr an die Verwandtſchaft mit dem wackern Friedborn gedacht hatten, nannten ſie auf Kindtaufen und Hochzeiten ihr liebes Mühmchen; der ganze Markt, auf dem der Vater ſeine Werkſtatt hatte, erſchien an ihrem Namenstage und bedrängte ſie, und wetteiferten ſie zu beſchenken; wer ſie nur einmal geſehen und im Vorübergehen einen Gruß von ihr empfangen hatte, ſchloß ſie acht folgende Tage in ſein Gebet ein. Der Großvater hatte ihr früh ſchon, als einem Goldkinde, mit Ausſchluß ihres Vaters, ein Landgut geſchenkt und ſie dadurch zu einer der wohlhabendſten Bürgerinnen der Stadt gemacht. Auch hatten ſchon fünf Bürgerſöhne um ſie geworben, und die Ritter, die durch die Stadt zogen, konnten's nicht verſchmerzen, daß ſie kein Fräulein war, und meinten, wenn ſie's wäre, ſo würde das Morgenland aufbrechen und ihr ſeine Gaben von Per-

len und Edelſteinen zu Füßen legen. Aber ſie begehrte deſſen nicht und kannte keinen Hochmuth.

Drei Viertel Jahre, nachdem ſie ihr fünfzehntes zurückgelegt hatte, war der Sylveſter Abend gekommen, und trennte das alte Jahr von dem neuen. Es war damals, wie noch heut zu Tage Sitte, in dieſer Nacht Blei zu gießen und aus den wunderlichen Formen dieſes Guſſes die Zukunft zu leſen; auch baten die Jungfrauen, die noch nicht wußten, wem ſie anheim fallen ſollten, Gott, er möge ihnen den künftigen Mann im Traume zeigen. Käthchen dachte nun zwar damals noch wenig an Männer, aber Elsbeth, die alte Magd, ermahnte ſie, dergleichen ja nicht zu unterlaſſen, und ſo that ſie's. Um Mitternacht that ſich die Thüre ihres Kämmerleins, worin ſie auf weißem Bettchen mit rothwollener Decke lag, auf, und herein trat ein Cherub mit ſchneeweißen, ſilberglänzenden Flügeln auf beiden Schultern, und führte einen Ritter von ſtattlicher Geſtalt zu ihr herein, der ſie als Braut begrüßte — Das Käthchen freute ſich des Beſuches und rief Elsbeth und Chriſtine, die Mägde des Hauſes, herbei, während ſie aus dem Bette ſtieg und dem Gaſte zu Füßen ſank; der ergriff ſie liebreich bei der Hand; der Cherub aber zeigte ihm ein Maal auf ihrem Rücken und ſagte: daran magſt du ſie wieder kennen. Da kamen die aufgerufenen Mägde mit Licht, und verſchwunden war Alles; Käthchen aber lag im bloßen Hemdchen knieend am Boden; ſie verſchloß ihr Geheimniß ſorgfältig und legte ſich ſtill zu Bette.

Einige Jahre früher als Käthchen in Heilbronn

geboren worden war, ward auch der Gräſin Wetter vom Strahl ein Erbe geſchenkt, der zu ihr, und aller ſeiner Vaſallen Freude heran wuchs, bis ihn im zwei und zwanzigſten Jahre ſeines Lebens ein ſo heftiges Siechthum ergriff, daß nach kaum neun Tagen der ſchlanke kraftvolle Ritter als Leiche auf ſeinem Bette lag, und die Mutter, ſammt den Muhmen und Baſen in ſtillem Schmerze um ihn herum knieten. Als die Zeit nun gekommen war, wo man meinte, der Leiche die letzten Dienſte erweiſen zu müſſen, ſchlug der todgeglaubte plötzlich die Augen auf und war ungemein beſeligt, und von Stund an auf dem Wege der Geneſung; wo er in dieſer Pauſe ſeines irdiſchen Daſeins geweſen, ob er geträumt oder traumlos gelegen habe, blieb in ſeiner Bruſt verſchloſſen; dies Alles begab ſich aber in der Sylveſternacht, „Dreiviertel Jahr, nachdem Käthchen fünfzehn Jahr alt geworden war.“

Als der Winter vorüber war, und die Banden der Erde ſprangen, bedrängte der Pfalzgraf die Stadt Heilbronn aus gar üblen Abſichten, denn er wollte nichts Geringeres als ihr ihre Freiheit rauben. Die Bürger und befreundete Ritter waffneten ſich und der Markt war in fröhlicher Bewegung; da ſprengte der Graf Wetter vom Strahl an das Haus des Waffenſchmiedes Friedborn, und ſtieg vor ſeiner Pforte gepanzert vom Pferde herab; er neigte das Haupt tief zur Erde, um mit den hohen Federbüſchen, die ihm vom Helme niederwankten, durch die Thüre zu kommen: „Meiſter, ſprach er, ſchau her, dem Pfalzgrafen, der Eure Wälle niederreißen will, zieh’ ich entgegen; die Luſt, ihn zu

treffen, ſprengt mir die Schienen, nimm Eiſen und Draht, ohne daß ich mich zu entkleiden brauche, und heft' ſie mir wieder zuſammen." Friedborn war erbötig zu thun, wie ihm geheißen war, und nöthigte ihn auf einen Seſſel mitten im Zimmer, drauf rief er: „Wein und Schinken zum Imbiß," und ſetzte ſich ans Werk. Und während draußen der Streithengſt wieherte und mit den Pferden der Knechte den Grund zerſtampfte, daß der Staub emporquoll, öffnete, ein großes flaches Silbergeſchirr auf dem Kopfe tragend, auf welchem Flaſchen, Gläſer und der Imbiß geſtellt waren, Käthchen die Thüre und trat herein. Wenn Jemanden Gott der Herr aus Wolken erſchiene, würde er ſich ungefähr faſſen wie ſie, als ſie den Ritter erblickte; Geſchirr, Becher und Imbiß ließ ſie fallen, und leichenbleich, die Hände wie zur Anbetung gefaltet, den Kopf tief zur Erde geneigt, ſtürzte ſie vor ihm nieder, als ob ſie ein Wetterſtrahl getroffen hätte. Der Vater hob ſie erſchrocken auf, ſie aber ſchlang ſich, um nicht wieder zu fallen, an ihn an, und ſtarrte mit flammenden Wangen nach dem Grafen, als ob ſie eine Erſcheinung gehabt hätte — Dieſer ſagte: „was iſt dir, Kind?" und ſah ſie verwundert an, und das ganze Haus lief zuſammen, um zu fragen, was der Jungfer ſei. Nachdem ſie ihn noch eine Weile angeſtarrt hatte, ward ihr Blick ſanfter und ſie ſchien in ſo weit beruhigt, daß der Vater ſein Geſchäft fortſetzen konnte. Nachdem es vollendet war ſtand der Graf auf und ſah das Mädchen, das ihm bis an die Bruſthöhle ragte, gedankenvoll an, beugte ſich über ſie und küßte ihre Stirne, indem er

ſagte: „Der Herr ſegne Dich!“ und ſchritt aus dem Hauſe. — In dem Augenblicke aber, wo er den Streithengſt beſtieg und davon ritt, warf ſie ſich mit aufgehobenen Händen, vom dreißig Fuß hohen Söller auf das Pflaſter herab, gleich einer Wahnſinnigen, und brach ſich beide zarten Lendchen dicht über des Knierunds elfenbeinernem Bau. Der Ritter indeſſen ſah wohl, daß ein Getümmel vor dem Hauſe entſtand, wußte aber nichts von deſſen Urſache und hielt ſeinen Weg nicht länger auf.

Die Fehde mit dem Pfalzgrafen endigt zur Zufriedenheit der Bürger von Heilbronn, und ward bald durch andere Abenteuer in dem bewegten Leben des Ritters erſetzt. Als es ſchon hoch im Sommer war, befand er ſich eines Tages auf einer Reiſe nach Straßburg und hatte die Kühlung des Rheines geſucht, um ſich im Schatten einer Felswand auszuruhen. — Er erwachte nach kurzer Ruhe und fand — Käthchen ſchlummernd zu ſeinen Füßen liegen, als ob ſie vom Himmel herabgeſchneit wäre; haſtig ſagte er zu den Knechten: „was Teufel, das iſt ja das Käthchen von „Heilbronn!“ Bei dieſen Worten ſchlug ſie die Augen auf, und band ſich das Hütlein feſt, das ihr vom Kopf gefallen war, und benahm ſich gerade, als ob ſie in ihrer Mutter Laube vom Schlafe überfallen worden wäre. Als der Ritter ſie fragte, wie ſie ſo weit von Heilbronn daherkäme, ſagte ſie: „Hab' ein Geſchäft, „geſtrenger Herr! das mich gen Straßburg führt, und „es ſchauerte mich allein im Walde, da ſchlug ich mich

„zu Euch.“ Der Ritter ließ ſie mit Erfriſchungen verſorgen, dang ihr einen Boten, der ſie nach Straßburg geleiten ſollte, und ſchwang ſich auf ſeinen Rappen, um weiter zu reiten. Abends erreichte er die Herberge und wollte ſich eben zur Ruhe legen, als Gottſchalk, ſein Knecht, zu ihm eintrat und ihm meldete: das Mädchen ſei unten und begehrte in ſeinen Ställen zu übernachten. Der Ritter befahl Gottſchalken, ihr eine Streu unterzulegen, und wendete ſich zum Schlafen. Am andern Abende war es gerade wieder eben ſo — und im ganzen Verlauf ſeines Streifzuges nicht anders. Der Ritter litt es, um des alten Mannes willen, und dachte, komm’ ich einmal nach Heilbronn, ſo wird er mir’s danken, wenn ich ihm die Tochter wiederbringe. Gottſchalk hatte aber das Mädchen lieb gewonnen, wie eine Tochter, und pflegte ſie auf alle Weiſe.

In Straßburg wohnte der Graf im Erzbiſchöflichen Pallaſte, und wunderte ſich, daß ſich Käthchen auch dort eingefunden, als ob ſie zu ſeinem Troß gehöre; auch war es ihm keineswegs genehm, und eines Tages, da er ſie auf der Stallſchwelle ſah, trat er zu ihr und fragte ſie, was für ein Geſchäft ſie in Straßburg treibe? Käthchen ward flammenroth und ſagte: „Geſtrenger Herr! Ihr wißt es ja.“ Das kam ihm beinahe vor, als hätte das Kind es auf ihn ſelber gemünzt, und er beſchloß, auf der Stelle einen Boten nach Heilbronn zu ſenden, um den Vater zu benachrichtigen, daß das Käthchen bei ihm ſei, und daß er möge in wenigen Tagen nach Schloß Strahl kommen, um ſie abzuhohlen.

Den Alten aber traf die Botſchaft in einer nicht ſehr freundlichen Gemüthsſtimmung, denn er wußte ſich die ganze Begebenheit mit Käthchen und dem Ritter nur durch eine böſe Zauberei von Seiten des Letzteren zu erklären.

Als er ſie mit zerbrochenen Gliedern auf ſeinen Armen in ihr Bett getragen hatte, lag ſie ſechs Wochen, ohne ſich zu regen, in der Gluth des hitzigen Fiebers — auch entlockten ihr nicht einmal die Phantaſien ihres Gehirns ein Wort, woraus man auf ihre Gedanken hätte ſchließen können; kaum aber hatte ſie ſich ein wenig erholt, als ſie ihr Bündel ſchnürte und mit den erſten Strahlen der Morgenſonne in die Thüre trat. Wohin, fragte die Magd. „Zum Grafen Wetter vom Strahl" antwortete ſie, und verſchwand.

Thränenlos ſaß der verlaſſene Vater da und zürnte ſeiner Tochter; aber zumeiſt dem argen Verführer ſeines ſüßen Kindes. Als endlich deſſen Botſchaft kam, machte er ſich eilig auf den Weg, um ſie abzuholen und aus ſeinen Klauen zu befreien. Der Graf empfing Friedborn eben ſo freundlich, als dieſer entrüſtet vor ihn trat, ja der letztere trieb den Verdacht gegen den durchaus ſchuldloſen Edelmann ſo weit, daß er beim Eintritt in ſeine Thüre die Hand nach dem Weihkeſſel ausſtreckte, und ihn mit dem Waſſer deſſelben beſpritzte. Der Graf erzählte ihm ohne Arg den ganzen Hergang und führte ihn dann in den Stall, wo Käthchen ein Waffenſtück reinigte, um dem bekümmerten Vater ſeine Tochter zu übergeben. Aber die hatte kaum den alten Mann erblickt, als ſie kreideweiß dem Grafen zu Füßen fiel und

ihn bat, ſie vor dem eigenen Vater zu ſchützen. Fried-born ſtand da, wie eine Salzſäule, und ehe der Graf noch zur Beſinnung kam, warf jener ihm den Hut in's Geſicht, als wollte er ein Gräuelbild verſchwinden machen; dann aber eilte er ſelbſt von dannen, als ſetze die Hölle ihm nach.

Er wußte von einer Gerichts-Verſammlung edelgeborner Männer, die unpartheiiſch über Hohe und Niedere urtheilten. Vor dieſem Vehmgericht eilte er, den Grafen, als der Zauberei und des Mädchenraubes ſchuldig, anzuklagen. Der Graf erſchien auf die erſte Vorladung und brachte die zagende Jungfrau, die ebenfalls berufen worden, mit; aber er wußte durch die einfache, der Wahrheit getreue Erzählung der ganzen Geſchichte die Richter von dem Ungrunde des auf ihm laſtenden Verdachtes der Zauberei auf das bündigſte zu überzeugen, und gegen die Anklage der Verführung vertheidigte ihn des Mädchens fleckenloſe, von keinem Hauch getrübte Unſchuld, die vor der hohen Verſammlung der Vehm durch die verfänglichſten Kreuz- und Querfragen ſonnenklar an den Tag kam.

Graf Wetter vom Strahl wurde freigeſprochen und nachdem er Käthchen verboten hatte, ſich je wieder bei ſeiner Burg blicken zu laſſen, ward dem alten Friedeborn der Leib ſeines Kindes zur ferneren väterlichen Pflege übergeben, während ihre Seele, die ſich außer dem Bereich menſchlicher Gewalt befand, nach wie vor bei ihrem „hohen Herrn" verblieb, der wie ein Wetterſtrahl in ihr junges Herz eingeſchlagen und es ganz und gar entzündet hatte. Aber auch er war, trotz ſeiner

anſcheinenden Gleichgültigkeit und Härte, doch ſchon längſt durch die Anhänglichkeit und die Reize des holden Kindes tief gerührt; nur vermochte ihn Dreierlei, die Gefühle, die ſich in ſeiner Bruſt regen wollten, zu unterdrücken. Das Eine war: die Ehrenfeſtigkeit ſeines ganzen Weſens, die es ihm nimmermehr erlaubt hätte, der reinen Jungfrau auf eine unehrerbietige Weiſe zu nahen; — ſie aber als eheliche Gemahlin heim zu führen, daran hinderte ihn das Zweite, was ſich ſeinen geheimen Wünſchen in den Weg ſtellte, nemlich die Vortheile ſeines Standes; — das Dritte war ein Geheimniß zwiſchen ihm und Gott, aber da es ſpäter doch an das Licht gefördert wurde, ſo mag es der Mund der Sage hier erzählen.

In jener Sylveſternacht, in der der Graf vom Strahl todtenähnlich auf ſeinem Bette lag, meinte er, ein Cherub ſei zu ihm getreten, habe ihn ſanft an der Hand genommen und ihn durch die Nacht in das Schlafkämmerlein eines Mädchens geleitet, das ſchlafend im bloßen Hemdchen auf einem weißen Bettchen mit rothwollener Decke lag; das holde Kind habe ihn bei ſeinem Eintritte mit großen, ſchwarzen Augen angeſehen und habe gerufen: „Elsbeth!“ darauf ſei ſie, vom Purpur der Freude über und über ſchimmernd, aus dem Bette geſtiegen und habe ſich auf die Kniee vor ihm niedergelaſſen und „mein hoher Herr“ gelispelt; der Engel habe ihm darauf geſagt, daß das Kind eine Kaiserstochter ſei, und ihm ein Maal gezeigt, das ihr röthlich auf dem Nacken gezeichnet ſtand, indem er ſagte: daran magſt du ſie erkennen; als er ihr aber ins Antlitz habe

ſchauen wollen, um noch ein beſſeres Kennzeichen zu haben, ſeien die Mägde mit Licht gekommen, und alles ſei verſchwunden geweſen; er aber habe, nachdem er die Augen aufgeſchlagen, auf Schloß Strahl auf dem Bette gelegen, an dem ſeine Mutter und Baſe weinten. Nie hatte der Graf irgend jemanden etwas von dieſer Geſchichte mitgetheilt, aber ſie deswegen nicht minder tief im Herzen bewahrt; er war ſo überzeugt, daß ihm vom Himmel ſelbſt eine Kaiserstochter beſtimmt war, daß er an keine andere Jungfrau denken zu dürfen glaubte, und daher jede Regung, die zu Käthchens Gunſten in ſeinem Innern ſprach, ſchnell zum Schweigen brachte; ſo ſchlug er ſich denn die ganze mehr ärgerliche als angenehme Geſchichte, ſo gut es ging, aus dem Sinne und lag ſeinen Fehden und ſonſtigen Geſchäften ob.

Als Käthchen ſich von ihrem Ritter getrennt ſah, verlangte ſie nichts mehr auf dieſer Welt, als von ſeinem Freunde, dem Prior eines Auguſtiner Kloſters, geführt zu werden, um von ihm zum Eintritt in ein ihr bekanntes Urſulinerinnen-Kloſter vorbereitet zu werden. Der Vater erfüllte ihren Wunſch mit tiefem Kummer, und als ſie eines Abends dicht vor den Pforten des Auguſtiner-Kloſters angekommen waren, übermannte ihn der Gedanke, ſein Kind auf immer und immer ins Kloſter zu vergraben, ſo ſchmerzlich, daß er ihr ſelbſt vorſchlug, wieder nach der Strahlburg zu gehen, und ſich dort unter dem Hollunderſtrauch am Abhange des Felſens, wo ſie am liebſten zu ſitzen pflegte, die Sache noch einmal zu überlegen. Käthchen ſah ihn mit großen,

traurigen Augen an, und ſagte: ich darf es nicht thun, der Graf hat es mir verboten. Als nun der gute Vater ſich erbot, zu ihm zu gehen, und ihr die Erlaubniß dazu auszuwirken, da erkannte ſie die Macht der väterlichen Liebe, und entſchloß ſich von Stund an, nicht ins Kloſter zu gehen, aber noch weniger zu dem Hollunderſtrauch, ſondern nur ihr Gebet bei dem Prior zu verrichten und dann wieder nach Heilbronn mit dem Vater zu ziehen.

Graf Wetter vom Strahl war um eines Beſitzthums Willen in Fehde mit einem Rheingrafen vom Stein. Dieſer hatte, da er mit offener Gewalt wenig ausrichten konnte, einen Knecht gedungen, der ſich auf Strahlburg einſchlich und dort Dienſte erlangte, aber in der verrätheriſchen Abſicht, bei Gelegenheit ſeinem eigentlichen Herrn von Nutzen ſein zu können. Der Augenblick war gekommen und der Rheingraf ſandte zwei Boten mit zwei Briefen aus, den einen an Peter Quanz, den verrätheriſchen Knecht auf Strahlburg, worin er ihm ſagte, daß er Schlag 12 mit ſeinem Kriegshaufen vor dem Schloſſe ſein, und ſeiner Hülfe von Innen harren würde; — den Andern an den Prior Hatto von eben dem Auguſtiner-Kloſter, in dem Käthchen die Nacht zubringen wollte, die Botſchaft enthaltend, daß er noch ſpät am Abende zu ihm kommen würde, um die Abſolution zu empfangen. Die Fügung des Himmels wollte es aber ſo, daß die Briefe verwechſelt wurden, und daß Käthchen auf dieſe Art hinter den ihren Ritter bedrohenden Anſchlag kam. Keinem Menſchen trauend, und die ſchon herabgeſunkene Nacht nicht ſcheuend, machte ſie ſich flugs auf den Weg

nach Strahlburg und wäre ſicher nicht mehr in das Schloß gedrungen, wenn Gottſchalk ſie nicht erblickt und vor den Ritter geführt hätte. Dieſer war gewaltig unwirſch, als er zu ſo ſpäter Stunde, und gerade als er glaubte ſich auf immer von ihr losgemacht zu haben, das Mädchen auf ſeiner Burg erblickte, und ſchalt Gottſchalk, den Knecht, aber zumeiſt das arme Käthchen, die er eine landſtreicheriſche Dirne nannte und gar nicht zu Wort kommen ließ; und als dieſe dennoch den Brief emporhielt und durchaus gehört ſein wollte, nahm er die Peitſche von der Wand um ſie hinauszutreiben, denn er dachte in dieſem Augenblicke mehr an die Anklage vor dem heimlichen Gerichte und alle Verlegenheiten, die ihm die Liebe des Mädchens ſchon verurſacht hatte, als an die Pflichten der Ritterlichkeit. Endlich gelang es Käthchen trotz ſeinem Toben und Zürnen ihm den Brief durch Gottſchalk in die Hand zu bringen; da faßte denn freilich eine ganz andere Erkenntniß und tiefe Reue das Herz des Ritters; er ſah, von welcher Gefahr er durch das heldenmüthige Mädchen errettet war, und traf flugs Maßregeln, um den Ueberfall der Burg zu verhindern, was ihm auch ohne Mühe noch gelang. Das ſchwerere war, die Augen vor Käthchen aufzuſchlagen, die er ſo mishandelt hatte, während er ihr ſo viel verdankte; freilich begegnete er ihr freundlich und ſuchte ſein Unrecht wieder gut zu machen, aber Käthchens Herz wußte nichts von Groll, denn was konnte der ihr von Gott durch ſeinen Cherub zugeführte Herr Unrechtes gegen ſie begehen; von ihm kam Alles recht, wie es kam.

Käthchen verließ ihren Ritter nun nicht mehr; ſie brachte ihm die Waffen, wenn er ins Treffen wollte, ſie folgte ihm durch Wald und Feld, über Bäche und Berge, und es war nicht mehr die Rede davon, daß ſie nach Heilbronn zurückkehren ſollte; der Graf that, als ob er ſie nicht bemerkte und ließ ſie gewähren, zudem wußte er, daß ſie an dem alten Gottſchalk einen treuen Schutz hatte. Als nun wieder Friede in der Burg war, zog Käthchen auch wieder ein und wohnte wieder in dem Stall, aber am liebſten bettete ſie ſich unter dem Hollunderſtrauch vor der Burg; dort hatte ſie ſich unter den Zweigen des Baumes ein Hüttchen gebaut; und wenn die Sonne heiß vom Himmel brannte, fand ſie unter ſeinem Laubdache Kühlung. Gottſchalk hatte manchmal bemerkt, daß ihre Träume nicht ſtumm ſeien, und daß man ſie wohl im Schlaf, wie Nachtigallen in der Sommernacht, flüſtern hörte; er erzählte dieſen Umſtand ſeinem Herrn, der ſich mancherlei Gedanken darüber machte.

Es war an einem ſchwülen Nachmittage, als der Ritter einſt allein aus ſeiner Burg trat und den Weg zu Käthchens Hollunderbaum fand; da lag ſie ſchlafend, mit rothen Backen und verſchränkten Händchen; er ſah ſie lange gerührt an und beſchloß dann zu verſuchen, ob es ihm nicht möglich ſei zu ergründen, warum dies Mädchen, das beſtimmt ſchien, den herrlichſten Bürger von Schwaben zu beglücken, ihm gleich einem Hündchen durch Glück und Elend folgen mußte. Es war ihm, als müſſe ſie ihm eine Frage im Schlaf beantworten, die er oft wachend gethan, aber auf die ſie nie etwas

anders erwiedert hatte, als: „ei, geſtrenger Herr, Ihr wißt's ja.“ Er nahte ſich ihr leiſe, kniete vor ihr hin, und legte ſeine Arme ſanft um ihren Leib; er fing an ſie allerlei zu fragen, worauf ſie zuſammenhängende Antworten gab: endlich kam er mit ſeinem Hauptanliegen: „Du biſt mir wohl recht gut?“ Gewiß, ſagte Käthchen; „Aber ich dir, was meinſt du, ich dir nicht?“ Ach geh', lächelte ſie, du biſt verliebt in mich wie ein Käfer. Der Ritter erſchrak, denn ſie hatte es wahrhaftig getroffen, nur wunderte ihn ihre Zuverſicht. Er fragte weiter und weiter, und was erfragte er? Was ſah er, als er ihr Tuch ſanft von ihrem Halſe wegſchob? Ein Maal, wie es der Cherub ihm gezeigt. Und Käthchen war das Mädchen, die er in der Sylveſter-Nacht geſehen, und er war der Ritter, dem ſie in der Sylveſter-Nacht zu Füßen gelegen hatte.

Endlich erwachte ſie und erſchrak, von ihm im Schlafe überraſcht worden zu ſein; ſie glaubte, er würde ihr zürnen, aber er war gedankenvoll und weich, und als Gottſchalk dazu kam, befahl er ihm, der Jungfrau ein Gemach auf der Burg anzuweiſen.

Seine einſamen Stunden waren fortan von einem Gedanken erfüllt: wie Käthchen des Kaiſers Tochter ſein könne; daß es aber ſo war, war ihm ſo gewiß, als daß der Himmel ſich über der Burg wölbte, und er nahm auch keinen Anſtand, es mehreren Perſonen, ihren Rath heiſchend, zu vertrauen. Aber niemand konnte ihm ſagen, wie ein ſolch Geheimniß zu ergründen ſey? Darüber brütete der Graf noch, als eine Botſchaft ihn an den Hof des Kaiſers nach Worms entbot. Fried-

born, der von dem heimlichen Gerichte abgewieſen worden war, und nun ſein Kind aufs Neue verloren ſah, ja dem es ſogar zu Ohren gekommen, daß der Ritter ſein Käthchen für des Kaiſers Tochter ausgab, und dadurch dem guten Ruf ſeiner längſt verſtorbenen Frau zu nahe trat, zögerte nicht ſich dem Throne der höchſten irdiſchen Majeſtät gegenüber zu ſtellen, und ſeine doppelte Klage anzubringen. Den Kaiſer entrüſtete eine ſolche Handlungsweiſe auf das Höchſte, denn war er ſich auch mancher kleinen heimlichen Sünde bewußt, ſo gefiel es ihm doch übel, der ſonſt ein gerechter Herr war, ſich ſo öffentlich blosgeſtellt zu ſehen.

Den Grafen traf dieſe Veröffentlichung ſeiner geheimſten Angelegenheiten ebenfalls höchſt widrig, und er beſann ſich nicht vor Gericht zu erklären, daß es nie ſeine Abſicht geweſen ſei, einem ſolchen Gerücht irgend Wichtigkeit zu geben. Der Kaiſer wollte ſich auch mit dieſer Erklärung begnügen, aber Friedborn drang mit dem höchſten Eigenſinn auf einen Kampf auf Tod und Leben mit dem Grafen; dieſem riß endlich die Geduld, und er rief laut und öffentlich aus: Käthchen ſei ſeines hohen Kaiſers Kind, und er werde es Augenblicks mit dem Schwerte beweiſen. — Er zog und zwei Züge mit ſeiner gewaltigen Klinge reichten hin, den alten Mann zu entwaffnen, dem er kein Leides anthat.

Als der Kaiſer die Waffen ſeines Anklägers alſo ſiegreich ſah, floh das Blut aus ſeinen Wangen, aber ein Licht entzündete ſich in ſeinem Gedächtniſſe, denn er erinnerte ſich allerdings, vor ſiebenzehn Jahren zu der Vermählung ſeiner Schweſter, der Pfalzgräfin, in

Heilbronn geweſen zu ſein, und bei einer Volksfeſtlichkeit allerlei heimliches mit einer ſchönen Bürgersfrau im Schatten einer Laube geſchwatzt zu haben; zum Abſchiede gab er ihr, die ihn nicht kannte, eine Schaumünze, und als er darnach forſchte, fand es ſich, daß Käthchen dieſelbe Münze auf dem Sterbebette von ihrer Mutter empfangen habe. Der Kaiſer, nachdem ihm dies den Sinn durchdrungen hatte, nahm ſich vor, die Sache gütlich beizulegen, damit nicht ein zweiter Cherub herniederſteige und das Geheimniß vor aller Welt verkünde. Er bat den gebeugten Friedborn, ihm dies Kind abzutreten; um allen ärgerlichen Gerüchten ein Ende zu machen, werde er Käthchen von Heilbronn als ſeine Pflegetochter, Katharina von Schwaben, mit dem Wetter vom Strahl alsbald und mit großem Pomp vermählen. Friedborn könne aber alsdann ſeine alten Tage bei dem jungen Paare in Ruhe verleben.

Ein ſolcher Vorſchlag befriedigte die ſtreitenden Partheien, und wenige Tage nachher erglänzte der Schloßhof von allem Pomp der Ritterſchaft, und unter glänzendem Baldachin erſchien beſcheiden das ſüße Käthchen als die erkorne Braut des Grafen Wetter vom Strahl.

Der Hennengraben.

Nicht weit von der Burg Windeck liegt eine Meierei, der Hennengraben genannt. Zwiſchen den fröhlich grünenden Weinreben und den hohen dunkeln Kaſtanienbäumen ſind noch die Spuren eines Grabens zu erkennen, welcher ſich um ein Vorwerk des Schloſſes herzog. Zur Zeit, als der Dechant an der Domkirche zu Straßburg auf Windeck gefangen ſaß, wohnte unten im Wolfshag in einer Mooshütte eine hochbetagte Frau, welche von den Umwohnern das Waldweiblein genannt wurde. Sie kannte viele verborgene Dinge und auch die geheimen Heilkräfte der Pflanzen und Wurzeln, und die wilden Thiere des Waldes thaten ihr nichts zu leide, ſondern ſchienen vielmehr ihrer Stimme zu gehorchen. Ihr ganzer Reichthum beſtand in einigen weißen Hühnern von ungewöhnlicher Größe, die ſich ihr Futter im Walde ſuchten.

Eines Tages ſaß die Alte vor ihrer Hütte, da kamen zwei wunderſchöne Knaben des Weges daher. Sie waren müde und traurig und fragten nach dem Wege zu der Burg. Die Alte hieß ſie freundlich willkommen, und gab ihnen Obſt und Brod zur Erquickung. Der Jüngere, ein Knabe von dreizehn Jahren, ließ ſich's wohlſchmecken, aber der ältere, der zwiſchen ſechszehn und achtzehn Jahren ſtehen mochte, hielt niedergeſchlagen ſeinen Apfel in der Hand und Thränen traten ihm in die Augen. Er ſuchte ſie jedoch zu verbergen, ging zu dem nahen Felſenbrünnlein und wuſch ſich das Geſicht mit dem klaren friſchen Bergwaſſer. Wie die Roſe, die der Thau erfriſcht hat, ſo glänzten jetzt ſeine Wangen im blühenden Jugendroth, und das Waldweiblein ſchaute ihn wohlgefällig an und ſagte: „Du biſt gewiß kein Knabe, ſondern eine Jungfrau; aber habt Vertrauen zu mir, Kinder, und ſagt mir, wo Eure Eltern wohnen, und was Euer Begehren auf Windeck iſt?“

Die Kinder fingen beide zu weinen an, und der älteſte erwiederte: „Wohl bin ich ein Mägdlein, und heiße Imma von Erſtein, und dies iſt mein Bruder. — Unſer Ohm, der Dechant von Straßburg, hat uns bis jetzt väterlich erzogen, und nun liegt er da oben auf der Burg gefangen, und wir wollen den Burgherrn bitten, daß er ihn frei gebe.

Bringt ihr denn Löſegeld? fragte die Alte. Ach, antwortete die Jungfrau, indem ſie ein diamantenes Kreuz aus dem Buſen zog: ich habe nichts als dieſes; aber wir wollen den Windecker bitten, daß er uns als Geißel behalte, bis der Ohm ſich gelößt haben wird.

„Nun ſo will ich den Dechant loskaufen, ſagte das Waldweiblein und ſtreichelte der Jungfrau die Locken aus dem Geſicht. Hört mich, Kinder. Die Straßburger werden eheſtens anrücken und die Burg belagern. Noch dieſe Nacht habe ich zwei Kundſchafter belauert, die ſich hier im Dickicht verſteckt hielten. Sie hatten die Gelegenheit der Burg gut ausgeſpäht und beſonders die ſchwache Seite bemerkt, drüben am Tannenwald, wo das ſteinerne Todtenkreuz ſteht. Geht hinauf zu Herrn Reinhard, dem jungen Ritter auf Windeck, und ſagt ihm, er ſolle dort eilig einen tiefen Graben aufwerfen laſſen, und noch heute, denn ich fürchte, die Feinde möchten noch dieſe Nacht heranziehen.

Aber wird der Ritter auch unſern Ohm frei geben? fragten die Kinder.

Ich gebe euch ja ein Löſegeld, erwiederte die Alte. Sie klatſchte jetzt in die Hände, und von allen Seiten flogen und trippelten ihre weißen Hühner herbei. Sie nahm eins derſelben, und gab es Imma mit den Worten: Dieſe Henne bring' dem Ritter Reinhard auf Windeck, damit er den Dechant von Ochſenheim freigebe.

Die Kinder ſchauten ſie verwundert an.

Thut wie ich ſage, fuhr die Alte fort. Der Ritter ſoll die Henne, ſobald die Sonne heute untergegangen iſt, bei dem Kreuze niederſetzen, wo die Feinde den Angriff machen wollen. Er hat auf ſeiner Burg nicht Hände genug, den Graben noch tief und breit genug graben zu laſſen — meine gute Henne aber wird's zu Stande bringen. „Bei dieſen Worten ſtreichelte ſie das Thier, und ſang in leiſen, kaum vernehmlichen Tönen:

Hör', was ich ſag',
Wenn ſich neigt der Tag,
Mußt du graben tief und breit,
Mußt ſcharren die Erd' heraus
Bis zu dem Todtenhaus,
Bis zu dem Heldenſchwert,
Welches kein Roſt verzehrt.
Geh, und vor Mitternacht
Sey noch das Werk vollbracht!"

Imma nahm die Henne nicht ohne Grauen, aber die Alte war ſo freundlich und treuherzig, daß ſie doch Vertrauen gewann. Ihr Bruder zeigte nicht die mindeſte Furcht, und freute ſich ſogar des wunderbaren Schauſpiels, welches die Henne ihm geben ſollte. Sie hatten kaum die Hälfte des Berges erſtiegen, auf deſſen Spitze die Burg lag, als ihnen ein junger Ritter entgegen kam. Er war von ſehr edler Geſtalt, und obgleich der ſtille Ernſt in ſeinem Weſen die Jungfrau ein wenig erſchreckte, ſo benahm ihr doch bald der milde Ton ſeiner Stimme alle Beſorgniß. Auf ſeine Frage, wer ſie ſeyen, und was ſie auf ſeiner Burg ſuchten, antwortete Imma:

„Edler Ritter, Ihr haltet unſern Ohm, den Dechant von Straßburg, gefangen. Er iſt auch unſer Vater, denn wir haben keine Eltern mehr, und darum bitten wir Euch, ihn frei zu geben und uns als Geißeln zu behalten."

Der Ritter konnte ſeine Rührung nicht verbergen. Er betrachtete die Kinder, eins um's andere, und ſein Blick verweilte zuerſt unwillkürlich auf der weißen

Henne, welche Imma trug. Sie erröthete und erzählte in abgebrochener Rede, was es damit für eine Bewandniß habe.

Der Windecker hörte ihr aufmerkſam zu. Seine Blicke wurden immer forſchender und die Jungfrau gerieth in ſichtbare Verwirrung. Ihre Worte waren ohne Zuſammenhang; ihr Bruder bemerkte es und wollte einhelfen:

Imma, ſo ſagte die Frau nicht.

Imma erglühte bei dieſer Rede, als ſchlüg' ihr eine Flamme ins Antlitz. Edle Jungfrau, ſagte der Ritter, in Gottes Geleite ſeyd Ihr hierher gekommen, und im Schutz meines Arms ſollt Ihr hier weilen und wieder heimkehren, ſobald es Euch gefällt. Jetzt kommt, und bereitet Eurem Ohm eine fröhliche Ueberraſchung.

Während Imma und ihr Bruder beim Dechant waren, betrieb der Ritter die Vertheidigungsanſtalten ſeiner Burg. Wohl kannte er die ſchwache Seite am Tannenwald, und ließ auch bereits ſeit einigen Tagen an einem Graben daſelbſt arbeiten. Allein die Zeit war kurz, die Botſchaft des Waldweibleins ihm daher höchlichſt willkommen, und wenn er alle Umſtände überdachte, mußte er großes Vertrauen darein ſetzen. Als die erſten Sternlein am Himmel blinkten, trug er die Henne zu dem Todtenkreuze, wo ſein Großvater gefallen und begraben worden war. Mit dem Schlag der Mitternachtſtunde begab er ſich wieder an den Ort, und fand zu ſeinem Erſtaunen einen tiefen und breiten Graben mit einer Bruſtwehr, und im Sternenſchein blinkte ihm das Schwert ſeines Großvaters entgegen, welches

man dem Geſtorbenen mit ins Grab gegeben hatte. Die Henne war verſchwunden. Gegen Morgen rückten auch bereits die Straßburger in drei Haufen heran — ſie waren zu einem Sturme gerüſtet, aber der Graben der Henne vereitelte ihre Abſicht und ſie wurden mit großem Verluſt zurückgeſchlagen.

Imma hatte inzwiſchen auf das Herz des Ritters von Windeck einen großen Eindruck gemacht, und die Jungfrau war auch gegen ihn keineswegs gleichgültig. Allein der gefangene Dechant wollte von einer Verbindung zwiſchen Beiden nichts hören. Als jedoch der Zwiſt vertragen war, wurde Imma des Windeckers Gattin und im Münſter zu Straßburg legte der Dechant ihre Hände in einander.

Der Hennengraben hat den Namen beibehalten: doch die Sage davon ſcheint ſich immer mehr zu verlieren.

Siegfried und die Nibelungen.

Wie Siegfried den Drachen erſchlug und hörnen ward.

Auf der Burg zu Xanten am Rhein herrſchte Siegemund, ein König im Niederlande. Sein Gemahl Siegelinde war ihm mit einem Knäblein geneſen, das ſie Siegfried nannten. Mächtig wuchs dieſer heran, und erfreute ſein trutziger Sinn auch den Vater, der in ihm ſchon den künftigen Helden ſah, ſo machte er dagegen Frau Siegelinden viel Betrübniß, denn der junge Siegfried träumte nur Kampf und Gefahr, achtete wenig der Mutter ſanfte Lehren, und war nie froher, als wenn er ſich wild herum tummeln, und ſeine Kraft erproben konnte. Wenn des Vaters Recken geſandt wurden zu Strauß und Fehde, drang der Knabe immer in den Vater, ihn mit hinaus ziehen zu laſſen, doch warnte Herr Siegemund, daß er noch zu jung ſei, und die Zeit abwarten müſſe. Dies verdroß Siegfried gar ſehr, denn er fühlte Kraft im Arm, und Muth in der Seele und immer zog und lockte es ihn in der Ferne, wo die blauen Berge ihre Häupter in die Wolken hoben.

Seinen Trotz konnte des Vaters Willen und der Mutter Bitte nicht bändigen, und ſo ſchritt der Jüngling eines Morgens in der

Frühe hinab von der Burg zu Xanten, und frohgemuth der Sonne entgegen. Des Rheines Strom folgend, zog er zu Berg, nicht Burg noch Städte achtend, die er auf dem Wege antraf. Die dunkeln Berge waren sein Ziel. Am dritten Tage gelangte er zu dem mächtigen Bergforſt am Rheine, dem Siebengebirge. Ohn Bangen und Zagen eilte jung Siegfried in der Waldung Dunkel; ſein Stecken machte ihm Bahn durch Geſtrüpp und Gebüſch über Felſenſchlünde und Bergwaſſer.

Als die Sonne aber hoch im Mittag ſtand, und er noch keinen Ausweg aus dem Dickicht gefunden, war es ihm doch lieb, als er hoch über den Eichen eine Rauchſäule aufwirbeln ſah. Ihrer Richtung folgte er, und bald ſchallte ihm kräftiger Hämmerſchlag aus einer tiefen Felſenkluft entgegen. Wie freute es ihn, als er die Funken ſo gewaltig herumſprühen, und das Feuer auf der Eſſe auflodern ſah! Ich möchte auch wohl ein Schmied werden, dachte er bei ſich, und trat mit dem Begehr zur Schmiede. Wie lachten die Geſellen beim Anblick des bartloſen Fanten, und zur Kurzweil ſprach Meiſter Mimer, der hier ſeine von allen Kämpen geprieſenen Waffen ſchmiedete: Er möge eintreten, und ſich einmal verſuchen. Den wuchtigſten Hammer reichte man Siegfrieden, aber hui, wie flog das Eiſen in Stücken durch die Werkſtätte, als er leicht den Hammer ſchwang. Der Meiſter wollte Einhalt thun, aber Siegfried hämmerte drauf zu, daß der Ambos in den Boden fuhr. — Wohl fürchteten da der Meiſter und ſeine Leute den jungen Geſellen, denn als ſie ſeinem Beginnen ſich widerſetzten, warf er ſie insgeſammt zur Erde, daß ihnen das Aufſtehen ſchwer ward.

Jung Siegfried blieb in der Schmiede, aber auch die ſtärkſte Eiſenſtange widerſtand ſeinem Schlage nicht, und mancher Ambos fuhr noch in den Grund. Meiſter Mimer, voll Ingrimm, wäre ſeiner gern los geweſen; wie ihn aber fortbringen? Endlich beſchloß er, ihn tief in den Wald zu ſenden, wo ein grimmer Lindwurm hauste, um ſo ein elendiglich Ende zu finden. Du ſollſt mir im Forſte Kohlen brennen, ſprach eines Abends der Meiſter zum Jüng-

ling, mache Dich morgen vor der Sonne auf, denn wir bedürfen ihrer ſehr. Die Stelle wirſt du finden, wo die ſchönſten Eichen und Buchen blühn, ſie liegt nah dem Rhein, am höchſten Fels. Wie der Meiſter befohlen, ſo that Siegfried. Eichen= und Buchenſtämme krachten und brachen unter ſeiner Fauſt, und waren ſie noch ſo ſtark. In kurzer Friſt hatte er ſeinen Meiler fertig und angeſchürt. Und wie er ſich nun ſo unter dem Laubdache einer Linde niedergeſtreckt hatte, ſich von ſeiner Arbeit zu erholen, da ſchoß der Lindbrache auf ihn zu. Jung Siegfried brach ſich aber raſch einen Eichenſtamm, und erſchlug ihn, wie wild das Ungethüm ſich auch gebärdete, und zog ihn zu dem brennenden Meiler. Als er nun ſah, wie aus dem Drachen das Fett quoll, warf er noch manch brennend Scheit zu, und in Strömen floß das Drachenfett bis zu der Linden. Ein weniges ermüdet ſtreckte ſich Siegfried unter der Linde nieder, zu kurzer Raſt. Und wie er nun ſo da lag, flötete hoch in des Baum's Gezweige eine Nachtigall, und wie er aufhorchte, verſtand er gar wohl, wie ſie ſang:

Wer badet ſich im Drachen=Born,
Deß' Leib wird feſt, deß' Haut wird Horn,
Ge'n jede Waff' iſt er gefeit,
Ge'n jede Fahr und jedes Leid.

Der Jüngling legte ſein Gewand ab, und badete ſich in der Flüſſigkeit, doch fiel ein Blatt von der Linde ihm auf die rechte Schulter; und wurde er auch am ganzen Leibe hörnen, ſo doch nicht an der Stelle, wo das Blatt gelegen und kein Fett hingeronnen war.

Als er nun mit ſeinem Meiler fertig war, ſchürte er ſich einen Sack voll Kohlen, riß dem Lindwurm das Haupt ab, und machte ſich getroſt wieder auf den Weg zur Schmiede.

Aber wie erſchraken die Geſellen als ſie ihn von dem Walde herkommen ſahen. „Meiſter, Meiſter, ſchrien ſie, „jung Siegfried hat den Drachen erſchlagen, jetzt gnade uns Gott!" Meiſter Mimer wollte in arger Liſt dem jungen Geſellen entgegen gehn, und mit

freundlicher Rede ihn empfangen; der aber ſchlug ihn zu Boden, daß er auch nie davon genaß, und ſo auch alle die argen Geſellen, die ſich in der Schmiede verkrochen.

Luſtig ſchürte jung Siegfried das Feuer auf der Eſſe, und wirkte mit ſtarker Fauſt aus dem feſteſten Stahl und Eiſen ein wuchtiges Schwert und einen Panzer, Halsberge, Schild und Helm, wie es dem Ritter ziemt, und zog dann fort um Abenteuer zu ſuchen. —

Wie Siegfried Brunhilde gewann.

Das beſte Roß, das je eines Recken Krippe gefüttert, den windſchnellen Grani, nahm Siegfried aus Mimers Stalle, und zog friſchgemuth zu Thal. Des Waldes Quelle gab ihm Labung, die lieblichſten Beeren lächelten ihm rings aus dem duftigen Mooſe und aus der Sträuche Blätterhülle entgegen, ſeinem Gaumen angenehme Stärkung bietend. Und wenn er nun zur Raſt ſich unter einem Baum gelagert, dann tönte ſüß der Nachtigall Lied. Sie ſang von einer ſchönen Maid im Iſenlande, und wie es kühnes Wagniß erheiſchte, das holde Engelskind zu gewinnen. Wie Siegfried immer weiter fürbaß zog, manch Abenteuer mit des Waldes Thieren beſtehend, um ſo mehr erwuchs auch ſein kecker Muth, ſich um jeden Preis die ſtolze Königstochter zu erringen, von der ihm die Nachtigall immer ſang. Die kleine Sängerin war ſeine Führerin, und wie ſie die Minnigliche immer mehr pries, und des Abenteuers Gefahren ſchilderte, ſo weckte ſie auch immer mehr in des Jünglings Bruſt den Drang daſſelbe zu beſtehen, denn alle Sänger des Waldes flöteten und ſangen und zwitſcherten nur von Brunhilden und der flammenumloderten Burg Segard, wo ſie, vom Zauberſchlaf gebannt, auf Erlöſung hoffte. —

So kam Siegfried zum Meere, ein Schifflein nahm ihn gar bald auf, und trug ihn durch der Wogen wilde Brandung. Hoch auf dem Maſt ſaß die Nachtigall und ſang ſüßer Minne Lohn, als

das Schifflein in grauſig wilder Felſenbucht landete. Gleich einer Ziege erklomm Grani die ſteilen Klippenwände mit ſicherm Huf. Laut wieherte das kühne Roß auf, als die Feuerglut, welche um Segard wild und hoch über die Zinnen der Burg, bis zu den Wolken emporloderte, den Reiter ſchon aus weiter Ferne wie lichter Sonnenglanz blendete.

Und wie ihn nun das Roß der Glutveſte immer näher trug, in kühnen Sätzen vorſprengte, da ſang auch die Nachtigall über Siegfrieds Haupte: —

Wie glüht ſo wild
Das Flammengewind' um die ſchöne Brunhild.
Wohl fünfzig Jahr
Um Segard's Zinnen gebannt es war.
Der Retter naht
Und bahnt ſich durch feurige Mauern den Pfad.
Siegfried, 's iſt Zeit,
Die Flammen löſch' und gewinne die Maid.

Kein Lüftchen wehte um die weite Burg, regungslos prangte auf der hohen Zinne das reiche Banner, an welchem die Flammenzungen leckten. Wohl troff der Schweiß in hellen Tropfen von des Jünglings Antlitz, und die Glut ſchien dem Nahenden den Athem zu rauben. Er aber ſpornte ſein Roß an, raſch ſtürmte es in das Glutmeer. Und ſieh — die Glut verwandelte ſich in eine blanke Schildburg, die ſtrahlend im Sonnenlichte ſtand. Kühn ritt er gegen die Veſte hinan, und die Schilde ſchoben ſich raſch übereinander und zuſammen, daß er ungefährdet den Zwinger betreten konnte. Gar ſehr wunderte es Siegfrieden, daß rings um ihn her Grabes Ruh' herrſchte, denn wenn auch hoch am Tage, ſo lag doch Alles noch im tiefſten Schlafe. Hoch auf der Thorzinne nickte der Burgwart, in der Rechten das mächtige Hüfthorn, die Rüden ſchnoberten im Schlafe neben dem Thore, rings im Hofe und auf dem Schlage raſteten Tauben und anderes Geflügel ohne Regung. Und wie nun Siegfried in die Thorhalle trat, ſchallte weit ſein Schritt, aber er

nahte keiner zum Empfange. Die Fliegen an der Wand ſelbſt ſchliefen, und in der Küche ſaß der Junge am Bratſpieß, die Mägde waren bei ihrer Arbeit eingeſchlummert; hier ſaß eine und hielt das Huhn, das ſie rupfen wollte, noch in der Hand, am Heerde ſchlief der Koch. Und je weiter Siegfried ging, um ſo wunderlicher kam ihm alles vor; denn in allen Gemächern fand er gar viel der ſchlafenden Frauen und Männer. So trat er auch in den Burgſaal, aber wie ſtaunte er, als er hier, auf dem reichſten Pfühl, einen reich gewappneten Ritter im tiefſten Schlummer gewahrte. Ein mächtiger Helm mit ſtattlicher Zierde prangte auf ſeinem Haupte, und glänzender denn Gold und Edelgeſtein ſchimmerten Halsberge und Panzer, und alle Schienen, die ſeine Glieder bargen, ſo wie der mächtige Schild, der ihm zur Seite lag. Siegfried konnte einem innern Drange nicht widerſtehen, dem feſt Schlafenden den Helm zu löſen. Er that's und — in roſigem Jugendreize lag ein hohes Frauenbild vor ihm. Wie die Roſe züchtiglich aus dem Blätterkranz hervorblickt, ſo ſchimmerte das ſchönſte Mädchen-Antlitz ihm aus dem üppigen Lockengold entgegen. Raſch hob er das Schwert, und mit ſcharfem Schnitt trennte er den gleißenden Stahl von den wunderherrlichen Gliedern, die wie die Roſe aus der Knospe, im reinſten Ebenmaße aus der Hülle hervorquollen. Siegfried ſtand ganz entzückt in den Anblick verſunken. Und wie nun der leiſe Athemzug den blühenden Lippen eine leiſe Bewegung mittheilte, da zog es den Jüngling unwiderſtehlich hin, einen Kuß darauf zu drücken; und die Erwachende ſchlug die Augen auf. Lieblich blickte ſie ihn an, gleich den Sternen des Abends, die mild aus roſigem Sonnengewölk auftauchen. „Du biſt es Siegfried, Siegemund's Sohn?" ſprach Brunhilde, denn ſie war es, die er gefunden. „Wer hätte auch ſonſt die Macht, dieſen Zauber zu löſen? Und den Muth durch die wilde Glut zu bringen?" Er aber ſprach: Ich bin Siegfried, Siegmund's Sohn, der Drachentödter, und Du ſollſt jetzt mein eigen ſein!"

Da erhob ſich Brunhilde, die ſtolze Königin, von ihrem Lager,

wie die prangende Blume, welche dem erſten Morgenblick der Sonne entgegenlächelt. — Und wie ſie nun durch Segard's Hallen ſchritten, da war Alles rings im regſten Leben, Schaffen und Treiben. Truchſeß, Schenk, Marſchalk und Kämmerer nahten dem hohen Paare mit ehrerbietigem Gruße. In der Küche ging der Spieß, die Mägde thaten wieder ihre Arbeit. Aus dem Hofe tönte lautes Rüdengebell, aus den Ställen muntrer Roſſe Gewieher, und von der Zinne des Thurmwarts Horn zum Morgengruß. War er doch nach fünfzigjährigem Schlafe zu frohem Morgen wieder erwacht. Die Tauben flatterten munter auf dem Schlage. Aller Zauber war gebannt, nur der Liebeszauber nicht, mit welchem Brunhilde den Helden Siegfried umgarnt hielt. —

Wie Siegfried die Tarnkappe, das Schwert Balmung und den Nibelungen-Hort gewann.

Durch ſüßen Zauber hielt Brunhilde, die Vielminnigliche, den Helden in ihrer Hofburg gebannt, ſo daß es ſchien, als ſei Siegfried ſeiner Thatkraft nicht mehr eingedenk. Wohl hoffte er auf den hohen Lohn der Minne, wie er ihn verdient hatte, doch war Brunhilde zu hoffärtig, als daß ſie ſich einem Manne ganz zu eigen gegeben hätte. Siegfried hoffte alſo vergebens, vermochte aber auch nicht den Zauberbann zu löſen. Wenn er nun zuweilen hinauszog zum edlen Waidwerk, dann mahnten ihn der Vögel Stimmen an ſeine früheren Thaten, an das, was er ſchon durch ſeines Armes Kraft vollführt, und wohl erwachte dann in ihm der alte Thatendurſt, ein ungeſtümes Sehnen, das aber, ſo bald als ſein Auge Brunhilden in dem Sonnenglanz ihrer Schönheit gewahrte, ſich wieder beſänftigte. — Als aber die Vögel früh Morgens und Abends unaufhörlich an den Fenſtern ſeines Schlafgemachs zwitſcherten und ſangen von dem großen Hort im Nibelungenlande, den der gewaltige Fafner mit arger Liſt bewachte, und wie der, welcher ihn gewänne, auch Herr des mächtigen Nibelungenlandes ſei, da gedachte

auch Siegfried ihn zu gewinnen. In der Frühe des Morgens zog er einſt von der Iſenburg aus, doch wurde es ihm ſo weh im Herzen, daß er umſchauen mußte nach der Burg, und da gewahrte er Brunhilden auf dem Erker, ſchöner und anmuthſtrahlender, wie die aufgehende Sonne, und er kehrte zurück. So zog er auch an einem zweiten Morgen wieder aus, aber er wandte ſein Antlitz wieder um nach der Iſenburg, und war noch einmal gefangen; am dritten Morgen aber waffnete er ſich mit Standhaftigkeit, und eilte hinaus aus dem Zauberſchloſſe dem fernen Walde zu, da ſangen auf allen Bäumen und Zweigen die Vögel mit lauten Stimmen von dem großen Nibelungen Horte, ſo daß er nicht eher nach der Iſenburg umſchaute, als bis ein Felsgeſtein ſie ſeinem Blicke barg. —

Die Vögel waren ſeine treuen Führer, und friſchgemuth zog er viele hundert Meilen, bis er zum Lande der Nibelungen kam. Von der Reiſe müde, ſtreckte er ſich unter den ſchattigen Zweigen eines Baumes nieder, auf den ſich die Vögel auch zur Raſt niedergelaſſen hatten. Er entſchlummerte, doch wurde er bald durch ein tolles Wirren und Summen wieder aufgeweckt. Wie er die Augen öffnete, ſah er ſich von einem bunten Schwarm kurzweiliger Zwerglein umringt, die ihn neugierig begafften, und an ihm und ſeinen Waffen auf und niederrutſchten. Wie er ſich erhob, ſchüttelte er das wirre Geſchmeiß wie die Fliegen von ſich. Unter allen aber ſtach hervor ein Männlein mit langen weißem Bart, ſein Haupt ſchmückte ein Kronhelm, ſtarke Panzerringe ſchützten ſeinen Leib, und in der Rechten ſchwang er eine goldne Geißel mit ſieben ſchweren Knäufen. — Hei! toller Geſelle, fuhr er barſch den Helden Siegfried an, was willſt Du hier im Reiche der Nibelungen? „Mir ihren Hort gewinnen,“ war Siegfried's Antwort. Da ſchallte laut der Zwerge Gelächter und Gekicher durch den Tann. Siegfried, erbost, fuhr mit ſeinem Speer um ſich, daß die Zwerglein wie Spreu fortſtoben. Alberich, ſo hieß der Geißelführer, führte aber einen ſo gewaltigen Streich mit ſeiner Geißel, daß Siegfried wohl Mühe hatte, ſeine Speerſtange zu halten. „Iſt's ſo gemeint, Du kleiner Fant!“ ſchrie

Siegfried auf, „dann wehr dich deiner Haut!“ und ſein Schwert fauste durch die Luft. Alberich wich aber mit Windesſchnelle ſeinen Hieben aus, ſeine Geſellen flohen, da aber Siegfried in ſeinem Grimme immer wüthender zuſchlug, und Alberich ſich ſeiner Hiebe nicht mehr erwehren konnte, bat er ſeiner zu ſchonen, er wolle ihm beiſtehen, den Hort zu gewinnen. —

Siegfried folgte nun dem Zwerge Alberich, der ihn zu ſeiner Wohnung zu führen verſprach. Hoch thürmten ſich wilde Felſen zu einer feſten Burg, und vor dem Eingange lag eine große Felſenmaſſe, als Thorſchloß. Auf Alberichs Ruf wurde der gewaltige Stein weggeſchoben, und ein Baumhoher Rieſe trat hervor. Mit Schlangengewandtheit ſchlüpfte Alberich durch's Thor, und als Siegfried ihm folgen wollte, ſperrte der rieſige Thorwart ihm den Weg. Siegfried wollte eindringen, der Rieſe Wolfgrambär hob aber ſeine Eiſenſtange, groß wie ein Schürbaum, zum Schlage. Siegfried wich demſelben aus, und Fußtief fuhr die Stange in den Boden. Raſch unterlief jetzt der junge Held den Rieſen, und warf ihn zu Boden, daß von dem Falle die Berge rings erdröhnten. Als Siegfried ſich nun anſchickte, Wolfgrambär mit ſeinem eigenen Waffengehänge zu binden, daß ſeine Knochen unter des Jüngling's ſtarken Händen krachten, bat der Rieſe gar flehentlich um Gnade, und verſprach ihm den Einlaß zu gewähren. „Du ungeſchlachter Geſelle, das mußt du dennoch, ſprach Held Siegfried, und ſchnürte ihm die Arme feſt. Darauf ſchritt er durch die hohe Halle und rief! „Heda! Du gleißneriſch Gezwerg, hältſt du ſo dein Wort, ich will dir zeigen, wie ich Gezüchte deines Gleichen ſtrafe!“

Vergebens ſuchte Siegfried lange Zeit in den Gängen und Gemächern nach dem Zwerge, es ließ ſich niemand ſehen, noch hören, wie er auch rief und ſchalt. Eben trat Siegfried aus einem der obern Gemächer, als er den davoneilenden Alberich gewahrte. Mit wenigen Schritten hatte er ihn erreicht, und bei ſeinem greiſen Bart gefaßt. Wohl ſtemmte ſich Alberich, dem es an Kräften gar nicht gebrach, gegen den Helden, doch zupfte ihn dieſer ſo arg am

Bart, daß der Zwerg vor Schmerz laut aufheulte. Siegfried ſtörte ſich aber nicht an ſein Bitten und Flehen, er band ihm mit den Haaren ſeines Bartes die Hände. Da ſprach Alberich: „Herr, ich will Euch zu eigen ſein, gerne Euch dienen, ſchont nur meines Lebens. Selbſt die Tarnkappe ſoll Euer ſein, die Euch vor jeder Gefahr ſchützt, und Euch die Kraft von ſechs der ſtärkſten Recken verleiht. Bindet mich aber los, ich erkenne in Euch meinen Meiſter, dem es vorbehalten, den Nibelungenhort zu heben!“ Wer Dir glaubte, der wäre toll! ſprach Siegmund's Sohn. Alberich wiederholte aber ſeine Verſicherungen, und gab Siegfrieden ſogar die Stelle an, wo er die Tarnkappe verborgen hielt. Siegfried ging hin und fand auch die Zauberkappe, durch die er ſich unſichtbar machen, und auf wunderbare Weiſe feien konnte. Er löste den Zwerg jetzt aus ſeiner Haft, und trat nun wieder vor die Burg, wo der Rieſe Wolfgrambär noch gebunden lag. Kaum ward dieſer ſeiner anſichtig, als er ihn flehentlich bat, ihn ſeiner Bande zu befreien, er wolle ihm ſtets zu Dienſten ſein, und ihm auch das Schwert Balmung ſchenken, das beſte Schwert, das je ein Schmied geſchmiedet, und je eines Kämpen Fauſt geführt hatte. Als er dem Helden Siegfried geſagt, wo er es finden könne, hinter dem Felsblock, der ihm zum Kopflager diente, und Siegfried daſſelbe gefunden, band er wirklich auch den Rieſen los. —

Auf Siegfrieds Geheiß zeigte jetzt Zwerg Alberich dem Sohne Siegmunds und Siegelinds den Weg nach der Berghalde, wo Fafner der Arge, den großen Goldhort der Nibelungen mit aller Liſt und Sorgfalt Tag und Nacht hütete. Die Vögel grüßten Siegfrieden ſchon als Sieger, und hießen ihn nur ſchlau und kühn zu ſein. Durch wilde Felsſchluchten führte der Weg, der ſo wild und grauſig, daß Siegfried oft kaum mit aller Mühe ſich eine Bahn machen konnte. Schon in der Ferne ſah er am Hange des Berges, welcher den unermeßlichen Schatz barg, Fafner'n in Geſtalt eines ungeheuren furchtbaren Drachen liegen, ſich ſonnend in den Strahlen der hellen Mittagsſonne. Die Vögel riefen ihm mit fröhlichem

Gezwitſcher Muth zu, und Alberich forderte ihn auf, einmal Gebrauch von der Tarnkappe zu machen. Siegfried legte ſie an, und umgürtet von dem Schwerte Balmung, ging er getroſt auf den Drachen zu, der auch ſeiner durchaus nicht anſichtig wurde. Siegfried's Tritt ſcheuchte ihn auf, und er rollte ſich in gewaltigen Ringen vor die Oeffnung des Berges. Hei, wie glänzte und gleiste das Gold und Edelgeſtein, das hier zu Haufen aufgethürmt war, durch die Bergſpalten und Klüftungen, wie lichter Sonnen- und Sternenſchein, ſo daß es Siegfrieds Augen beinahe blendete, und ſeinen Muth, das kühne Abentheuer zu beſtehen, nur noch um ſo mehr entflammte! —

Aber nicht auf hinterliſtige Weiſe wollte er den Schatz ſich gewinnen, er wollte ihn, wie es dem edlen Recken zuſtand, im offnen Kampfe erringen. Er legte die Tarnkappe daher ab, und trat mit gezücktem Schwerte auf Fafnern zu. Der ſpie aber aus ſeinem weiten Schlunde einen Feuerſtrom, vor deſſen Glut Siegfried zurückwich, denn ſie wurde ſo arg, daß ſelbſt die Felſen glühten, als ob ſie in einer Eſſe gelegen hätten. Der Drache Fafner wälzte ſich jetzt den Berghang hinab ins Thal, wo Siegfried, auf Alles gefaßt, ſeiner harrte. Wie nun das grimme Unthier ſo auf ihn zugeſchoſſen kam, lange, lange Flammenzungen gegen ihn ausſpeiend, wich er raſch zur Seite, und ſtieß ihm ſein Schwert Balmung in die Weiche. Vor Schmerz und Wuth ſchnaubte Fafner wild auf. Da Siegfried aber gewahrte, daß des Drachen Schuppengepanzerter Rücken ſeinem Schwerte Balmung nicht widerſtand, ſo griff er den ungethümen Feind mit aller Kraft an. Sein Schild erglühte in den Flammen, die Fafner's Rachen entſtiegen, doch ließ Siegmunds Sohn nicht nach von ſeinen Angriffen, und nach wenigen Streichen hatte Balmung's ſcharfe Schneide Fafner's Herz getroffen. Und wie nun ſein Blut in ſchwarzen Strömen dahinrauſchte, brüllte Fafner in menſchlicher Stimme: „Wie mein Herzblut iſt verronnen, haſt du meinen Hort gewonnen, aber dir, nicht mir allein, wird ein Fluch der Goldhort ſein!" Er war erlegt, und alſobald ſchritt auch Alberich und das ganze Zwergvolk herbei, um Siegfried als Sieger zu be-

grüßen. Sogleich ging der Held in den Berg und gränzenlos war ſein Staunen, ob der unermeßlichen Menge der koſtbaren Schätze, die hier ſein Auge kaum überſchauen konnte, und deren Herr er jetzt war. Alberich und ſeine Zwerge beſtellte er zu Hütern und Wächtern bei dem Hort der Nibelungen. Und wie er nun zurückkehrte zu der Nibelungen Burg, waren hier auch ſchon die edelſten und mächtigſten Recken des Landes der Nibelungen verſammelt, um zu huldigen ihrem neuen Herrn und König, dem Sohne Siegmund's und Siegelind's aus dem Niederland. Als er die Huldigungen empfangen und ſein Reich beſtellt hatte, ſchickte er ſich an zur Heimfahrt. Er zog daher frohgemuth der rheiniſchen Heimath wieder zu, wo ihm die Eltern noch lebten, und auch ein gar mächtiges Reich ſein Erbe ſein ſollte, denn der Zauber, in dem ihn Brunhilde gefeſſelt gehalten, war, ſo wie er Fafner'n den Hüter des Nibelungen Hort's erſchlagen, gelös't. So kam der jetzt Mächtige und Reiche nach langer Fahrt wieder zu den Seinen nach Xanten an dem Rheine. War je ein Willkomm herzlich, und groß die Freude des Wiederſehens geweſen, ſo war es zu Xanten, als König Siegmund von Niederland, und Frau Siegelind ihren Siegfried nach ſo langer Abweſenheit wieder in die Arme ſchloſſen. —

Wie Siegfried nach Worms zog.

Viel Freude genoſſen Herr Siegemund und Frau Siegelinde über ihren Sohn. Manch glänzendes Hofgelag ward auf der Burg zu Xanten gefeiert, ſeit Held Siegfried wieder hier eingezogen, und nie fehlte es an Gäſten, denn der König war ein ſehr freiſpendender Herr.

Held Siegfried aber war oft trüb in ſich gekehrt, denn ſeine Seele dachte an Chriemhilde, die Schweſter Günther's, des Königs der Burgunden, der da ſaß und Hof hielt in Worms am Rheine. Weit war erklungen der Ruf von der Schönheit der Jungfrau, zu deren

Hof manch edler Ritter gezogen, die aber im Stolze ihres Gemüths keinen minnen wollte.

An ihr, der hochgeprieſenen Königstochter, hing Siegfrieds Seele, und wurde ſein Vater auch nicht wenig überraſcht, als er ihm ſeinen Entſchluß kund that, nach dem burgundiſchen Hofe zu ziehen, und um Chriemhilden's Hand zu werben, ſo beſtand Siegfried aber darauf hinzugehen. Im Vertrauen auf ſeine Kraft wollte er dieſes Abenteuer auch beſtehen, wie er ſchon ſo Manches beſtanden. Da Frau Sigelinde ſah, daß ſelbſt ihre Thränen den jungen Helden nicht rührten, ſo bot ſie alles auf, den einzigen Sohn und ſeine zwölf Gefährten, die er ſich zur Brautfahrt auserkohren, aufs ſtattlichſte auszurüſten. Ihre Frauen mußten Tag und Nacht an den Gewändern wirken, reich an Gold und Edelgeſtein. Nicht geringer waren die Waffenſtücke, für die Herr Siegmund ſorgte. Von rothem Golde erglänzten Helm und Panzer der Ritter und das Gezäum der Roſſe, welche reiche Decken und ſeidne Bugriemen zierten.

Manche Thräne floß beim Scheiden. Siegfried aber tröſtete Vater und Mutter, und bat ſie, um ſein Leben ohne Sorge zu ſein. Am ſiebenten Tage zog ſchon der ſchöne Siegfried mit den Seinen in die Ebene von Worms, der Stadt am Rhein. Verwunderung ergriff Alle, welche die männlichen Reiter ſahen, und liefen hin zu Hof, um dem Könige Günther Beſcheid zu geben von der Fremden Ankunft. Keiner wußte, woher ſie gekommen, und was ihr Begehr. Umſonſt frug König Günther ſeine Helden, und nur einer von ihnen, Hagen von Troneck, glaubte in dem gewaltigen Recken, als er ihn von der Burg aus, auf der Ebene mit ſeinen Gefährten gelagert ſah, den kampfgeprieſenen Siegfried, den Drachentödter und Sieger der Nibelungen zu erkennen, und gab dem Könige den Rath, ihm freundſchaftlichen Empfang zu bereiten.

Der König ging mit ſeinen Mannen hinaus vor die Thore, und empfing den Ankömmling höflicher Weiſe. Der aber ſprach: Euer Hof iſt gerühmt ſeiner kühnen Recken wegen, und Euch ſelbſt, Herr König, rühmt man als Preis der Ritterſchaft, darum zog ich

hieher, es zu erproben. Es gilt Dein Land, durch mein Schwert will ich's mir erringen, bleibſt Du der Sieger, ſo mag mein Erbe Dein eigen ſein. —

Wie ſtaunten da der König und ſeine Helden. Des Herrſchers Bruder Gerenot und Ortwein von Metz, ſie griffen nach den Schwertern; wie auch Hagen von Tronek. Mit ſanftem Wort wandte ſich aber des Königs jüngerer Bruder, Herr Giſelher, zu Siegfrieden, und ſeine Rede beſänftigte ihn, ſo daß er und die Seinen willkommne Gäſte wurden an der Burgunden Hofe.

Wie der Held nun hier verweilte, ward manch Feſt veranſtaltet, und des Siegers Preis ward immer dem Gewaltigen. Wohl ſchlug ihm manch Frauenherz; nur die er in tiefſter Seele minnte, erblickte ſein Auge nicht. Chriemhilde aber hatte ihn aus ihrem Fenſter oft erſchaut, wenn er Lanzen brach auf dem Burghof mit des Königs Recken, und ihr Herz ſchlug unruhiger, wenn ſie ihn ſah; und dennoch ſah ſie den ſtattlichen Ritter immer gern.

So verging ein Jahr ſeit Siegfried in Worms erſchienen war, da kamen Boten aus dem Sachſenland vom Kön'g Lüdeger und aus dem Dänenlande von König Lüdegaſt, die Herrn Günther Fehde boten. Der wußte ſich nicht zu faſſen bei dieſer ſchlimmen Mähr, bis Hagen ihm zuſprach, ſich an Siegfried zu wenden. Freudig hörte der Held die Kunde, und verſprach mit tauſend Mann, und wären der Feinde auch dreißigmal ſo viel, alle Fahrniß zu wenden. Wohlgemuth hört es der König, bald waren tauſend der Kühnſten geſchaart und mit hinaus zogen Volker von Alzei, den man den Spielmann hieß, Hagen, Sindolt und Hunolt, Ortewein von Metz und Dankwart der Schnelle, Hagens Bruder.

Durch Heſſenland ritten ſie nach Sachſen, und arges Leid geſchah den Feinden, mochten ſie auch zwanzig Tauſend unter ihrer Heerfahne zählen. Selbſt König Lüdegaſt erlag der Stärke Siegfrieds, und ward ſein Geißel. Als das Lüdeger vernahm, zog er voll Ingrimm heran, und da ging's erſt an ein Streiten, und

unerbittlich wie der Tod, mähte Siegfried mit ſeinem Schwert Balmung der Gegner Schaaren nieder.

Als König Lüdeger aber den Helden Siegfried an der Krone erkannt, die ſein Schild zierte, bat er um Frieden, den man ihm gerne gab. Mit hoher Freude ward die Siegesmähr in Worms vernommen; reich beſchenkte Chriemhild den Boten, als ſie erfuhr, daß man den Erfolg dem Helden aus dem Niederland, dem ſtarken Sohne Siegemunds, verdanke. Wie groß war die Freude, als die Sieger heimkehrten in der Burgunder Land, wie freuten ſich die Mägdlein und Frauen, und am Meiſten die Schweſter des Königes.

Siegfried wollte nun auch Abſchied nehmen und ſich bei Günther beurlauben, um wieder nach ſeiner Heimath hin zu ziehen. Als aber der König ihn bat zu bleiben, und er auch ſeiner Liebe gedachte, und wie ſein Wunſch, Chriemhilde zu ſehen, wohl in Erfüllung gehen könnte, änderte er gerne ſeinen Entſchluß und verweilte am Hofe der Burgunden.

König Günther ließ indeß zur Feier des Sieges ein großes Ritterſpiel anſagen und alle ſeine Getreuen dazu entbieten. Von allen Seiten zogen die Fürſten und Edlen gen Worms, wo man gar fleißig mit den Zubereitungen zu dem Hofgelag beſchäftigt war. Das Feſt zu verherrlichen, hatte der König auch ſeine Mutter, Frau **Ute**, und ſeine Schweſter Chriemhilde, ſammt allen ihren Frauen und Mägdlein zu demſelben einladen laſſen, denn es hatte ſeine Seele erkannt, daß der aus dem Niederlande recht innig ſeine Schweſter liebe, wenn er ſie gleich noch nicht geſehen.

Der Tag des Feſtes nahte, es war um die Pfingſtzeit, wo Baum und Flur, und Blüthe und Gras auch das ſchönſte Feſt feiern. Siegfried ſah Chriemhilden, die vor allen ihren Frauen glänzte, und es bangte ihm in tiefſtem Herzen, denn er gedachte, wie ihn die hohe Jungfrau wohl nimmer lieben möge. Wie ward es ihm aber, als ſie mit freundlicher Rede ihn begrüßte, und er in ihrem Auge las, was ihm das Wort nicht ſagen konnte. Auch

ſüßer Kuß lohnte ſeine Minne, und zwölf Tage lang, die das Feſt währte, durfte er ſich ihrer holden Nähe freuen.

Als nun die Gäſte alle wieder heimzogen, als ſelbſt König Lüdegaſt und Lüdeger entlaſſen wurden mit den Ihrigen, da wollte auch Held Siegfried wieder hinausziehen, um durch edle That das Königskind, das ihm vor Allen hold, ſich zu gewinnen, und wenn er auch noch mit ſo traurigem Herzen ſchied. Kaum hörte der König den Entſchluß, ſo ließ er den Helden durch Giſelher bitten, noch in der Burgunden Land zu weilen. Siegfried war bald durch des Freundes herzig Bitten dazu bewogen; wie konnte er auch ſcheiden von ſo ſüßer Minne, welcher er jetzt in aller Treue pflegen durfte.

Wie Siegfried mit Günther nach Iſenland zog, und Günther Brunhilden gewann.

Auch nach dem Rheine zum burgundiſchen Hofe war die Kunde gedrungen von Brunhilden, der Schönen und Starken im Iſenland, und wie der, welcher ihrer Minne begehrte, der Königstochter drei Spiele abgewinnen mußte, wollt' er ſein Leben nicht verlieren. König Günther wollte das Wagniß gern beſtehen um das ſchöne Weib. Siegfried widerrieth die Fahrt. Als aber Hagen den Vorſchlag that, Siegfried möge den König hinbegleiten, da war der Held wohl dazu erbötig, wenn der König ihm ſeine Schweſter Chriemhilde zur Gemahlin verſprechen wolle. Freudwillig that dies der König und gelobte es Siegfrieden auf Wort und Treue. Günther wäre gar gern mit mächtiger Heerfahrt nach dem Hofe Brunhildens gezogen, doch widerrieth dem Siegfried und ſchlug vor, nur noch zwei Recken, Hagen und Dankwart, zum Geleite auf die Brautfahrt zu nehmen.

Ueber die Maßen froh war König Günther und trug ſeiner Schweſter auf, für ihn und ſeine Gefährten die koſtbarſten Gewande zu bereiten, auf daß ſie, wie ſie es werth, an Brunhildens Hofe erſchienen. —

Chriemhilde that, wie ihr geheißen, wenn auch nicht ohne tiefes Leid, denn ihr Herz ſagte ihr, daß nur Kummer und Noth dieſer Brautfahrt Folge ſein werde. Das Koſtbarſte aber und Prächtigſte, was ihre und Frau Utens Laden und Schreine an Zeugen und Geſchmeide beſaßen, wurde zu den Gewändern hervorgeſucht. Emſig waren die Königstochter und ihre Frauen beſchäftigt, die Anzüge zu fertigen, aber manche Zähre fiel auf die Arbeit. Bald war Alles fertig und auch das Schiff gerüſtet, welches den König und ſeine Recken nach Iſenland bringen ſollte. Da bat Chriemhilde den Bruder flehentlich, von dieſer Fahrt abzuſtehen und um eine andre Frau zu werben. Er aber ließ nicht ab von ſeinem Sinn, und Chriemhilde empfahl weinend, da alles Bitten und Flehen nicht frommte, den Bruder dem Helden Siegfried, welcher der ſchönen Frau auch in die Hand gelobte, den König wieder unverſehrt zum Rheine zu bringen. So ſchieden ſie, Chriemhilde einigermaßen getröſtet durch Siegfrieds Wort. Da er die Waſſerſtraßen alle kannte, ward Siegfried Schiffmeiſter, und friſch ſteuerte er mit günſtigem Winde, ſo daß die Recken ſchon am zwölften Morgen nach Iſenland gelangten. Hoch ſtaunten ſie beim Anblick der ſtattlichen Burgveſten, gewaltiger und reicher, wie ſie je geſehen. Ehe ſie aber hinfuhren, wo die Iſenburg, Brunhildens und ihres Hofgeſindes Wohnſitz, lag, gebot Siegfried den Recken, ihn nur als einen Lehnmann Günthers auszugeben, wenn ſie vor Brunhilden und ihren Frauen erſcheinen ſollten. Dies gelobten ihm alle.

Wohlgemuth fuhren nun die Ritter auf die Hofburg zu, und — ſiehe da! aus allen Fenſtern und von den Erkern lugten gar anmuthige Mägdlein, neugierig ob der Ankunft der Fremdlinge. Der König frug Siegfried, welche von den Schönen Brunhilde ſei, der aber ſprach: „Mögt Ihr Euch ſelbſt eine wählen unter den Jungfrauen!“ Und raſch erwiederte Günther: „Jene im ſchneeweißen „Gewande wählen meine Augen, dürfte ich gebieten, ſie müßte mein „Weib ſein.“ Dies iſt Brunhilde ſelbſt, war des Andern Antwort.

Die Frauen traten jetzt zurück von den Fenſtern. Die Recken ſtiegen ans Land, und Siegfried half Herrn Günther aufs weiße Roß. Weiß war ſein und Siegfrieds Gewand, und weiß ihre Pferde, hell glänzten ihre Schilde und Waffen, und ihre Sättel ſchimmerten von lauterm Geſtein. Herr Hagen aber und Dankwart prangten in reichgewählten rabenſchwarzen Gewändern, auf denen manch koſtbarer Stein funkelte. So ritten ſie zur Hofburg, die herrlich mit ihren Zinnen in das Land ſchaute. Alſogleich kamen die Kämmerer ihnen entgegen, und baten ſie, die Waffen abzulegen, was ſie auf Siegfrieds Geheiß auch thaten, und ſich erlabten an dem Trank, den man ihnen ſchenkte. Brunhilde und ihre Frauen hatten ſich geſchmückt zum Empfang der ſtattlichen Gäſte, denn als ſie erfuhr, daß auch Siegfried unter ihnen, ſprach ſie: „Kommt er um meiner Minne willen, ſo geht's ihm an den Leib, denn ich fürcht' ihn nicht."

Im Geleite ihrer Frauen und fünfhundert der auserleſenſten Recken ging ſie den Gäſten entgegen, und wandte ſich auch ſogleich mit dem Willkommgruß an Siegfried, der aber ſprach: Zu große Ehre erweiſt ihr mir, hohe Frau, denn hier ſteht König Günther von dem Rhein, mein Herr und Herrſcher. Um Eurer Liebe willen fuhr er hieher, und wird beſtehen jede Probe, wie ihm auch geſchehe. Da ſprach Brunhilde: „Iſt er dein Herr, ſo ſoll er meine Spiele ſchauen, und bleibt er mein Meiſter, ſo werd ich ſein Weib, doch gewinne ich, ſeid ihr alle des Todes. Den Stein ſoll er mit mir werfen und nach ihm ſpringen, dann ſchleudern meinen Speer. Bedenkt aber wohl, daß Eure Ehre, Euer Leben auf dem Spiel ſteht." König Günther entgegnete ihr aber auf Siegfrieds Zureden, daß er jeglich Wagniß beſtehen wolle, und wenn es noch ſo ſchwer, und wenn er auch ſein Leben laſſen müßte. Als die Königin dies vernahm, ließ ſie ſich alſobald zum Wettſtreit rüſten. Sie zog ihr gefeites Waffenhemde an, und darüber den ſchweren Panzer von lichtem Golde. Wohl gedachten Hagen und Dankwart mit ſchwerem Muthe an des Streites Ausgang. Siegfried hatte ſich aber heimlich

nach dem Schiffe geſchlichen, und die Tarnkappe übergezogen, ſo daß er, ungeſehen, wieder zurückkehrte zum Kampfplatze.

Brunhilde trat jetzt ganz gewappnet einher, und vier ihrer Recken trugen ihr nach den mächtigen Schild, drei Spannen dick an Stahl, reich mit Geſtein beſetzt. Als dies Herr Hagen ſah, ſprach er heimlich zu König Günther: „Hier verlieren wir den Leib, denn des Teufels Weib iſt die, welche Ihr zu minnen begehrt.“ Als nun auch der Recken drei mit vieler Mühe Brunhildens Speerſchaft brachten, der rieſig groß, da entſank auch König Günther der Muth, und er wünſchte ſich daheim bei ſeinen Burgunden. Brunhilde, die vernahm, wie Dankwart und Hagen ihrerſeits ſich rühmten, ihrem Uebermuth zu trutzen, wenn ſie nur ihre Waffen hätten, ſprach lachenden Mundes: „Gebt den Degen ihre Waffen, wenn Ihr Euch ſo tapfer dünkt, doch fürcht' ich Niemand's Stärke.“ Es geſchah, und Hagen und Dankwart waren friſcher gemuth, doch ward groß ihre Sorge, als zwölf Männer den Stein brachten, den Brunhilde werfen wollte. Günther hatte ſich indeſſen auch gewappnet. Brunhilde trat in den Kreis, ſchürzte den Arm, und leicht ſchwang ſie Schild und Speer. Siegfried nahte ſich jetzt ungeſehen König Günthern und ſprach: „Ich bin's, Dein Freund und Geſelle, und will die Wagniß wohl beſtehen. Du habe die Gebärde, mein ſei die That!“ Wie freute das Herrn Günther, als er Siegfried erkannte!

Jetzt ſchwang Brunhilde den rieſigen Speer, wie Sturm brauste er durch die Luft, und Günthers Schild durchdrang er dergeſtalt, daß aus Siegfrieds Panzer die Funken ſprangen, und beide zurücktaumelten. Bald hatte ſich Siegfried, dem das Blut aus dem Munde floß, wieder ermannt, er ergriff den Speer, und hatte er ihn auch umgekehrt, ſo entſtoben doch Brunhildens Waffen helle Funken, und zuſammen brach ihre Kraft. Raſch und zornmuthig erhob ſich die ſchöne Brunhilde, und lobte Günthern ob dem Schuſſe. Dann ergriff ſie raſch den Stein, und ſchleuderte ihn weit fort, ihm ſelbſt nachſpringend, daß ihre Waffen laut erklangen. Und hatte ihr Arm den Stein auch zwölf Klafter geſchwungen, ihr

Sprung erreichte ihn doch. Siegfried hob jetzt den Stein mit Günthers Hand, die er in die ſeine gefaßt hatte, und der Nibelungen Held ſchleuderte ihn viel weiter als Brunhilde gethan hatte; und mit mächtiger Fauſt griff er König Günther und ſprang mit ihm noch weit hinaus über den Stein. Wohl ward die ſchöne Brunhilde roth vor Zorn, ſich beſiegt zu ſehen, jedoch fügte ſie ſich, und gebot ihren Recken, dem König Günther unterthan zu ſein, da er gebieten ſolle über ihre Lande. Sie zogen jetzt zur Hofburg, Siegfried eilte zum Schiffe, die Tarnkappe abzulegen, und kehrte dann zur Burg, ſich ſtellend, als ob er nichts wiſſe von dieſem Wettſpiel. „Mich freut gar ſehr die Mähre, ſprach Held Siegfried,“ daß Eure Hoffart zu Falle gekommen; jetzt, edle Jungfrau, die Ihr den Meiſter gefunden, ſollt Ihr uns folgen nach dem Rhein!“ Brunhilde wollte darein nicht willigen, und zuvor ihre Freunde und Vettern zu ſich entbieten. Wie jetzt die Boten ausritten nach allen Gegenden, da ward's Herrn Hagen gar trüb zu Muth, denn er dachte, Brunhilde wolle ſich durch Verrath rächen. Siegfried aber verſprach, daß er dem Könige tauſend Ritter zuführen wolle, die beſten Degen, die er je geſehen; der König freute ſich ſehr dieſer Kunde.

Angethan mit der Tarnkappe lenkte nun Siegfried ſein Schifflein durch die Fluth, daß alle meinten, der Wind treibe es fort, und ſchon nach Verlauf eines Tages ſammt der Nacht, kam er zum Land der Nibelungen. In der Frühe des Tages erreichte er eine Burg, die er verſchloſſen fand. Er klopfte an, der Pförtner war ein grimmer Rieſe, der in voller Wuth aus dem Thore auf den Ankömmling zuſtürzte. Jetzt ging es an ein Kämpfen, daß Erde und Berg erbebten; doch war Siegfried Sieger, und band den Rieſen. König **Alberich**, der mächtige Zwerg, hatte das Streiten vernommen, und eilte, gerüſtet mit ſeiner goldnen Geißel herbei. Wohl zerſchellte Siegfrieds Schild von Alberichs Schlägen, und ſehr freute ſich der Held ob ſeiner Mannen treuer Obhut, doch erfaßte er den greiſen Zwerg zuletzt beim Bart, ſo daß er laut aufſchrie, und ſich binden ließ. Der Sieger gab ſich ihm jetzt zu erkennen, und

befahl ihm, tauſend Nibelungen aufzubieten. Kaum erſcholl die Kunde, ſo waren alle bereit, Siegfrieden zu folgen, und dieſer wählte aus Dreißighundert tauſend der beſten Streiter. Prachtvoll und reich hieß er alle ſich wappnen und ſchmücken, denn ſein großer Schatz, der Nibelungen Hort, wie viel man auch davon nahm, ward doch nicht minder. Wie ſtaunte Brunhilde und ſelbſt König Günther, als ſie den Stattlichen alſo heranfahren ſahen! Doch hieß der König ſie die Gäſte nach Würden zu empfangen, und ſich zur Abfahrt rüſten. Dankwart gab den Helden viel Gold, daß es Brunhilden beinahe verdroß, doch gebot ſie zwanzig Reiſeſchreine mit Koſtbarkeiten zu füllen, und wählte zweitauſend Degen und sechs und achtzig Frauen nebſt hundert Mägdlein zum Geleite. Nachdem ſie ihren Vetter zum Vogt des Iſenlands beſtellt, ſchied ſie aus der Heimath, welche ſie nie wiederſehen ſollte. Viel Thränen wurden ihr beim Scheiden nachgeweint. Günſtiger Wind ſchwellte die Segel zur fröhlichen Meerfahrt. —

Wie Siegfried nach Worms geſandt und Brunhilde dort empfangen ward.

Schon volle neun Tage waren ſie der Heimath zugeſteuert, als es Herrn Hagen von Troneck bedünkte, daß es gut ſei, einen Boten nach Worms zu ſenden, um dorthin die Kunde des glücklichen Ausgangs der Werbung zu bringen. Auf ſeinen Rath wählte der König den Helden Siegfried zum Boten, der den Auftrag herzlich gerne übernahm, denn doppelt ſüßer Botenlohn harrte ſeiner im Burgundenlande. Gar manche Kunde und manchen Gruß an Frau Ute, die Königin, und ihre Tochter Chriemhilde hatte er da zu beſtellen, und frohgemuth zog er mit vier und zwanzig ſeiner Recken rheinauf gegen Worms. Als er dort ankam, und man den König nicht in dem Gefolge ſah, da verbreitete ſich plötzlich Trauer im Lande, denn alle bangten, der König habe im Iſenlande den Tod

gefunden. Siegfried brachte aber viel fröhliche Mähr, und die Herren Gernot und Giſelher geleiteten ihn zu ihrer Schweſter, welcher er die frohe Kunde brachte, ſo daß alle ihre Noth ſchwand. Süß klang ihm der Rede Lohn, daß ſie ihm ob der guten Nachricht immer hold bleiben wollte.

Vier und zwanzig Spangen, reich an Edelſteinen, erhielt er von der Geliebten als Botenlohn, doch gab er ſie allſogleich den Mägdlein in ihrem Gefolge. Frau Ute war auch hoch erfreut, und gerne übernahm ſie es, für den Empfang der Gäſte zu ſorgen, wie es ihr Sohn, der König, geheißen.

Chriemhilde konnte ihr Wonne kaum faſſen, ein Himmel des Entzückens malte ſich in ihren Zügen, und gern hätte ſie den Helden voll Liebe geküßt, als er ſich beurlaubte.

Welch reges Leben und Treiben belebte jetzt die ſchöne Stadt Worms! Am Ufer des Rheins wurden die Sitze zum Feſte aufgeſchlagen, Boten eilten durch das Land, um alle Freunde des Königs zur Hochzeit einzuladen. Da wurde der Pallaſt geſchmückt, es zierten ſich Frauen und Mägdlein zu dem hohen Feſte, und Chriemhilde und ihre Frauen zu dem Empfange des edlen Brautpaars, als man die Kuude brachte, daß Brunhildens Heergeſellen heranzögen.

So ritten ſie im prachtvollen Zuge von der Burgveſte hinab zum Strande. Siegfried führte Chriemhildens Zelter, Ritter Ortewein den der alten Königin, und ihr folgten alle die Frauen mit ihren Rittern. Auf der großen Ebene zu Worms begannen nun die Ritter den Frauen zu Lieb ein edel Kampfſpiel und mancher Speer ward da beim Rennen gebrochen. —

Wie nun Brunhilde landete, empfing Chriemhilde ſie mit herzlichem Gruß, und wechſelte mit ihr den Willkommkuß. Die Schönheit der Braut feſſelte wohl Alle, dennoch waren viele, die Chriemhilden den Preis zuerkannten. Die Frauen, nachdem ſie ſich alſo begrüßt, nahmen unter den ſeidnen Zelten, die in der Ebene aufgeſchlagen, Platz, um den Ritterſpielen zuzuſehen. Und als nun dieſe beendet, und die Herren und Frauen bis ſpät zum Abende unter

den Zelten ſich vergnügt hatten, und die Kühle der Nacht zum Aufbruch mahnte, da zogen ſie alle nach dem Pallaſte, wo ein herrliches Mahl ihrer wartete.

Ehe man ſich hier niederließ, mahnte Held Siegfried den König an ſein Verſprechen, ihm ſeiner Schweſter Hand zu geben, als Lohn für Alles das, was er ihm gethan. Günther wollte ſein Wort halten, und beſchied Chriemhilden in den Saal. Als ſie erſchien, frug ſie ihr Bruder, ob ſie den Tapfern zum Gemahl haben wolle? Züchtiglich antwortete die hohe Jungfrau, ſie werde thun nach des Bruders Willen. Hochentzückt war Siegfried, der Freude Roth überflog ſein Antlitz, und als das Verlöbniß Ja beider Mund geſprochen, da umſchlang Siegfried die Minnigliche, und drückte in Gegenwart Aller den erſten Kuß auf die liebreizenden Lippen Chriemhildens. Fröhlich ließen ſich die Gäſte zum Mahle nieder. Oben ſaß Brunhilde neben dem Könige, zu deſſen Seite Siegfried und Chriemhilde. Brunhilde aber konnte ihren Neid nicht bergen, und Thränen entfielen ihrem Auge beim Anblick des glücklichen Paares. Als ihr Gemahl ſie deswegen anging, ſprach ſie: „Mich ſchmerzt es tief im Herzen, Deine Schweſter alſo erniedrigt zu ſehen, als Eheweib eines Deiner Dienſtleute. Wie ſollt' ich da nicht weinen?“ Günther ſuchte die Stolze zu tröſten, und verſprach ihr ſpäter zu ſagen, warum er der Schweſter Hand dem Helden gegeben. Brunhilde wollte aber nicht abſtehen von ihrer Frage, ſelbſt als Günther ihr geſagt, wie Siegfried auch ein König ſei und reich an Land und Leuten. Nach dem Mahle ſchieden die Paare hin zu ihren Gemächern. Siegfrieden ward ſüßer Minne Lohn. — Brunhilde aber ſtieß Günthern von ſich und ſchwur ſo lange Magd zu bleiben, bis ſie die Mähre von Siegfried erfahren. Er wollte ſein Recht geltend machen und rang mit der Gewaltigen; da löſte Brunhilde aber ihren Gürtel, band Günther's Hände und Füße trotz ſeines Widerſtandes, und hing ihn alſo gebunden, hoch an einen Haken an der Decke des Gemaches. Wohl tobte der König, Brunhilde bedeutete ihm aber in ihrem Zorn, ſie werde ihn tödten, wofern er ſie noch einmal im Schlafe ſtöre. Erſt als der

Morgen ins Gemach ſchien und Günther flehentlich bat, ihn zu löſen, nahm ſie ihm die Bande ab.

Fröhlichkeit und Kurzweil herrſchte nun in der Pfalz zu Worms, aber der am glücklichſten von Allen hätte ſein müſſen, war traurig im Gemüthe. Günther und Brunhilde wurden im hohen Münſter geſalbt, und mehr denn ſechshundert Knappen empfingen den feierlichen Ritterſchlag der Königin zu Ehren. Als Siegfried ſeines Herrn Niedergeſchlagenheit gewahrte, befragte er ihn um die Urſache, und jener ſprach: „Den Teufel habe ich mir in's Haus geladen, ſtatt eines Weibes;“ und nun erzählte er, wie es ihm in der Brautnacht ergangen war. Da verhieß Siegfried dem Könige, ihm in der nächſten Nacht beizuſtehen, er wolle in der Tarnkappe ungeſehen ins Brautgemach kommen, und das furchtbare Weib zwingen, ſollte es ihm auch das Leben koſten. Der König möchte nur die Kämmerlinge heim ſenden, er wolle beim Eintritt ins Gemach, zum Zeichen ſeiner Gegenwart, den Pagen die Lichter auslöſchen. Günther war deß zufrieden, und allzulang währte ihm der Tag mit ſeinen Feſten. Als nun am Abende die Paare von dem Mahle ſchieden, ſaß Siegfried liebkoſend bei Chriemhilden, und hielt ihre Lilienhände in den ſeinigen; aber — ſiehe da! mit einemmale war Held Siegfried entſchwunden, ohne daß die Königin wußte, wo er hingekommen. Sie frug wohl ihre Frauen, aber keine wußte ihr Beſcheid zu geben. Siegfried ging alſo ungeſehen, von der Tarnkappe Zauber geſchützt, nach Brunhildens Gemach und löſchte der Kämmerlinge Lichter, um vom Könige bemerkt zu werden. Dieſer ſchob ſelbſt die Riegel vor, und Siegfried legte ſich zu der widerſpenſtigen Braut. Wie am vorigen Abende, wollte ſie daſſelbe Spiel beginnen, da Siegfried, den ſie für ihren Gemahl hielt, ſie mit feſtem Arm umſchlang. Sie gebot ihm abzuſtehen, und da er nicht wollte, warf ſie ihn mit mächtiger Hand aus dem Bette, daß ſein Haupt hart an einen Schemel ſtieß. Raſch erhob ſich Siegfried und wollte ſein Glück von Neuem verſuchen, aber Brunhilde ſprang auf vom Lager, um ihn zu binden, und begann mit ihm zu ringen. Siegfrieds Kraft mußte der ihren

weichen, denn Brunhilde drückte ihn ſo gewaltig zwiſchen einen Schrein und die Wand, daß er ermattete. Arg bangte es Günthern um Siegfried; dieſer aber, tiefbeſchämt, von einem Weibe ſich beſiegt zu ſehen, bot nun ſeine ganze Kraft gegen ſie auf. — Ungeſtüm rangen ſie, das ganze Gemach erdröhnte, da zwang er ſie aber endlich aufs Lager, und ſie ſchrie laut auf vor der Gewalt. Brunhilde griff nach dem Gürtel, um Siegfrieden zu binden, er hinderte es aber, und drückte ſie dergeſtalt nieder aufs Lager, daß es König Günthern nun um ſie ſelbſt Angſt zu werden anfing. Da ſprach Brunhilde: „Edler König, ſchone meines Lebens, Du haſt's erprobt, daß Du magſt mein Meiſter ſein.“ Siegfried ſprang jetzt vom Lager, nahm ihr aber heimlich einen Fingerring und ihren Gürtel. Brunhilde ward jetzt Günther's Weib, und ihre Rieſenkräfte waren entſchwunden. Chriemhilde empfing fröhlichen Muthes den Gemahl, ihren Bitten widerſtand Siegfried nicht, und ſchenkte ihr die Kleinodien, welche er Brunhilden abgerungen. Wie leid wars ihm ſpäter, daß er es gethan! Vierzehn Tage lang währten die Hoffeſte in fröhlichem Wechſel, und der Fröhlichſte der Frohen war jetzt König Günther, bis endlich die Recken, reich beſchenkt, Worms verließen, und Alle zufrieden heimzogen. —

Wie Siegfried wieder nach Xanten fuhr, und nach ſeiner Rückkehr zum Burgundenland die beiden Königinnen Chriemhilde und Brunhilde ſich ſchalten.

Reich beſchenkt waren die Gäſte alle heimgezogen, da ſprach auch Siegfried zu Chriemhilden: „Die Zeit iſt da, daß wir uns auch zur Heimfahrt rüſten.“ Gar gerne hörte dies die hohe Frau; doch wollte ſie zuvor noch ihr Erbe theilen mit ihren Brüdern. Dieſe waren deß zufrieden, aber Siegfried, Siegmunds Sohn, der es vernahm, lehnte es ab, und ſagte: „Gott ſegne Euch Euer Erbe;

meine Traute bedarf nicht ihres Theiles, ſie ſoll, ihrer werth, eine Krone tragen, und reicher werden, denn irgend ein Weib auf Erden. Solltet Ihr aber mein bedürfen, ſo ſteh ich ſtets bereit.“ Da Frau Chriemhilde ihr Erbe verſchmäht ſah, wollte ſie wenigſtens einige der Burgunden Recken mitführen, und ihr Bruder Gernot bot ihr, ſie möge ſich aus zehntauſend Recken tauſend wählen, die ihr am Beſten gefielen. Chriemhilde beſandte alſobald Hagen von Troneck und Ortewein, ob ſie von ihrem Hausgeſinde wollten ſein. Zürnend ſprach aber Hagen: „Herr Günther kann uns an Niemanden vergeben, nur ihm dienen wir in Treuen.“ Eckenwart aber, der Markgraf, zog mit Chriemhilden von dannen, und viel edel Geſinde, fünfhundert der Degen und zwei und dreißig Mägdlein. Nach traurigem Scheidegruß von Frau Ute, der Mutter, und den edlen Brüdern zogen ſie rheinabwärts, von vielen der Edlen geleitet.

Als König Siegmund die Kunde vernahm, daß ſein Sohn, Held Siegfried, ſammt ſeinem Gemahl, der ſchönen Chriemhilde, der Heimath zuzog, war er gar hocherfreut, und rief jubelnd aus: „Chriemhilde, die Schöne, ſoll hier gekrönet werden, und Siegfried, „der Edle, König ſein!“ Niemals war reicherer Botenlohn geſpendet worden, als der, den Siegelinde an Gold und Silber dem Boten gab, welcher die frohe Mähr überbracht.

Siegmunds Recken ritten dem hohen Paare entgegen, und viele der edelſten Frauen, um daſſelbe zu bewillkommen. Als ſie nun nach Xanten zur Hofburg kamen, war die Freude über die Maßen groß. Herzlich und froh wurde Chriemhilde und der Held Siegfried hier empfangen, und war die Hochzeitpracht in Worms groß geweſen, ſo war ſie in Xanten noch glänzender und reicher. Als das Hofgeſinde und alle Recken des Landes nun verſammelt waren, da hub König Siegmund an zu ſprechen: „Allen Verwandten Siegfrieds ſei es kund gethan, daß er vor allen Recken des Landes „meine Krone tragen ſoll!“ Und Niemand in dem Niederlande war dieſer Kunde gram. Geſchätzt, gefürchtet und geliebt, ein weiſer

Herrſcher, lebte nun Siegfried in dieſen hohen Ehren an die zehn Jahr, glücklich in ſeiner Liebe. Da ſchenkte ihm Chriemhilde einen Sohn, und froh war darüber ihre ganze Sippſchaft. In der Taufe erhielt er den Namen Günther. Indeß war auch Frau Siegelinde, aufrichtig beweint von dem ganzen Niederland, geſtorben, und Chriemhilde trat in ihre Ehren. Jetzt kam auch die frohe Kunde aus dem Burgundenland, daß Brunhilde dem Könige Günther einen Sohn geboren, den man Siegfried geheißen.

Frau Brunhilde gedachte aber mit Neid des Reichthums ihrer Schweſter Chriemhilde; denn Held Siegfried war ja nicht allein Herr der Niederlande, ſondern auch der Nibelungen und des überreichen Horts, den ſeine ſtarke Fauſt gewonnen, ſo daß Siegfried der Beſte unter allen Degen aller Lande ſein mochte. Dies ſchmerzte nun Brunhilden, die ſich Siegfrieden als ihr eigen dachte, und darüber heimlich viel Leid trug. Lange ſuchte ſie den König, ihren Herrn, daher zu bereden, wie ſie Chriemhilden noch einmal ſehen möchte. Herr Günther wich aber immer aus, und meinte, daß Jene gar zu ferne wohnten. Wenn da Brunhilde in hoffärtigem Sinne ſprach: „Und möcht' es noch ſo ferne ſein, ſo wird des Königs „Dienſtmann doch thun, was ihm ſein Herr gebeut!" lächelte Herr Günther heimlich, wohl eingedenk der Dienſte, die ihm Held Siegfried gethan. Als Brunhilde aber ihren Gemahl in Liebe bat, und mit ſüßen Reden ſchilderte, wie es ihr große Freude machen würde, Chriemhilde und ihren Herrn Siegfried noch einmal zu ſehen, da erbot ſich Günther, ſie zu beſenden. Dreißig der edelſten Recken wurden zu Boten gekürt, und mit den herrlichſten Gewanden beſchenkte ſie Brunhilde. Alſo reich beſchenkt, und vertraut mit der Botſchaft, die ſie nach Norwegen zur Burg der Nibelungen, wo Held Siegfried jetzt hauste, bringen ſollten, zogen ſie ab.

Nach drei Wochen gelangten ſie dahin. Kaum hatte Frau Chriemhilde die Mähre vernommen, daß Ritter in die Burg gezogen, die ihrer Heimath Watt trügen, ſprang ſie auf von ihrem Ruhbette, und eilte zum Fenſter. Wie war ſie ſo hochvergnügt,

als ſie Herrn Gere, den Markgrafen, mit den Recken im Burghofe ſtehen ſah! Fröhlich wandte ſie ſich mit der Kunde zu Siegfried, der die Gäſte herzlich willkommen hieß. Alles wurde aufgeboten zum Empfange der Burgunder Ritter. Als nun Herr Gere den Gruß entbot von König Günther'n, Brunhilden und Frau Uten, und den Wunſch ausſprach, Herrn Siegfried und Chriemhilden am Rhein im Burgundenlande zu ſehen, wurden die Boten gar fröhlich bewirthet. Neun Tage vergingen, und da die Boten jetzt heimzukehren wünſchten, beſandte Herr Siegfried ſeine Freunde, um ihren Rath zu begehren. Die Recken riethen ihm hinzufahren, und tauſend von ihnen zur Begleitung zu wählen; ſelbſt König Siegmund erbot ſich in Freuden, die Fahrt mitzumachen. Und deſſen war Held Siegfried gar froh. So reich beſchenkt, daß die Pferde die Laſt kaum zu tragen vermochten, zogen die Boten jetzt mit der frohen Mähre heim.

Was nur an Gold und Geſchmeide, Gewändern, Schilden und Waffen die Burg Prachtvolles barg, wurde zu der Fahrt hervorgeſucht, und ſo groß die Freude an Siegfrieds Hoflager, ebenſo groß war ſie in Worms, als die Boten heimkehrten mit der erwünſchten Mähre, daß Held Siegfried die Einladung angenommen. Neugierig fragte Königin Brunhilde, ob auch Chriemhilde komme, und ob ſie noch ſo ſchön wäre, wie ſie geweſen. Markgraf Gere bejahte es und lobte den empfangenen reichen Botenlohn. Hagen meinte, Siegfried könne wohl mit vollen Händen ſpenden, da er der Herr des Nibelungen-Horts ſei.

Seit aber die Rückkehr des hohen Paares laut geworden, war alles thätig zu ſeinem Empfange. Auf freiem Plane wurden die Sitze aufgeſchlagen, und Schenk und Truchſeß, Herr Hunolt und Sindolt, mußten von früh bis ſpät ihres Amtes pflegen. Bratſpieß und Pfanne waren auf dem Heerde nicht müßig, und Rumolt, der Küchenmeiſter, machte ſeinem Amte Ehre. Frauen und Mägdlein waren nicht minder beſchäftigt, das Schönſte zum Schmucke zu bereiten, mit Gold und Edelgeſtein die Kleider zu zieren, um würdig zu erſcheinen vor dem hohen Paare.

Mit dem reichſten Reiſegefolge und aller Pracht zog Held Siegfried und Frau Chriemhilde dem Rheine zu, und fröhlich und herzlich wurde er und die Seinen in Worms empfangen, wie es dem Helden ziemte. Innig begrüßten ſich die beiden Königinnen, und alle die Gäſte, als ſie zu Worms in die Stadt einritten. Was war das ein Jubel des Geſindes, welches in und vor der Stadt aufs Köſtlichſte beherbergt ward. Zwölfhundert der Recken wurden an des Königs Tafel aufs Gaſtlichſte bewirthet, und luſtig ging's an den Schenken, daß der Wein in Strömen floß, bis tief in die Nacht.

Mit Tagesanbruch tummelten die Degen auch ſchon ihre Roſſe zum fröhlichen Kampfſpiele auf dem Plane. Laut ſchallten Pauken und Drommeten, und in feſtlichem Zuge wallten die Frauen und Ritter zum hohen Dom, wo man die Meſſe ſang.

In Brunhildens Herz erwachte aber der böſe Neid, als ſie Chriemhilden in aller Pracht und im Reize ihrer Schönheit ſah, alle ihre Frauen und Mägdlein überragend. Eilf Tage vergingen ſo in Luſt und Freude; Kurzweil und Ritterſpiel wechſelten den hohen Gäſten zu Ehren.

Als nun eines Tages vor der Vesper die beiden Königinnen beiſammen ſaßen, um einem Ritterſpiele zuzuſchauen, ſprach Chriemhilde: „Sieh meinen Mann, er müßte billig Herr dieſer Lande ſein!" Wohl, erwiderte Frau Brunhilde, wenn Niemand Anders lebte, ſo möchte das geſchehen, aber Günther lebt noch! Darauf Chriemhilde: „Siehſt Du ihn dort, herrlich vor allen Recken, wie „der lichte Vollmond vor den Sternen? Hoch erfreut es meinen „Muth!" Brunhilde ſchenkte ihr das Wort nicht, und ſprach: „Wie Du auch lobeſt Deinen Mann, ich hörte ihn ſagen, als ich „ihn zuerſt ſah mit Günthern, daß er des König's Mann, und ſo „halt' ich ihn für eigen." Die ſchöne Chriemhilde aber entgegnete: „Solche Rede möcht' ich mir verbitten, denn mein Bruder hätte „mich keinem Dienſtmann zum Weibe gegeben!" Brunhilde beſtand auf ihrer Rede, und es wuchs beider Frauen Zorn, ſo daß Chriem

hilde ſprach: „Und da Du meinen Siegfried Dein eigen haſt ge„nannt, ſo will ich heute Deinen Recken zeigen, daß ich vor ihres „Königs Weib werde zur Kirche gehen.“

Da ſchieden die Frauen in Grimm und Neid, und Chriemhilde hieß ihre Mägdlein und Frauen ſich aufs Reichſte zieren. Und ſo zog ſie mit drei und vierzig ihrer Frauen allein zum Münſter, ſo daß ſich die Leute wunderten, die Königinnen alſo geſchieden zu ſehen. Vor dem Münſter aber ſtand Günthers Weib, und wie Chriemhilde ſich näherte, ſprach in ihrem Neide Brunhilde: „Nie ſoll die Eigene „vor dem Königsweibe gehen!“ Zornglühend entgegnete ihr Chriemhilde: „Hätteſt Du beſſer geſchwiegen! wie kann ein Kebsweib je „eines Königs Weib werden? denn zuerſt hat Dich mein Mann, „Herr Siegfried, geminnet, Dein Sinn trog Dich!“ Vor Wuth weinte Brunhilde, und Chriemhilde ſchritt vor ihr zur Kirche. Als das Hochamt geſungen war, verließ Brunhilde zuerſt den Dom, um Chriemhilden zur Rede zu ſtellen, und ſie um Beweiſe zu fragen, wie ihr die Schande geſchehen ſei. Da ſprach Frau Chriemhilde: „Schau hier den Reif, den Dir Siegfried genommen, und den Gür„tel, den Du trugſt. Ich legt' ihn an, Dir zu beweiſen, daß ich „nicht gelogen, daß Siegfried Deiner Herr wurde!“ Als Brunhilde den ſeidenen, reich mit Edelgeſtein beſetzten Gürtel um Chriemhildens Hüften ſah, fing ſie laut an zu weinen, und als Günther hinzu kam, und ſie fragte, was ſie bekümmere, ergoß ſie in zornigen Thränen ihr tiefes Leid. Günther beſchickte alſobald den Helden Siegfried, und als er kam, war er gar ſehr verwundert, Frau Brunhild alſo weinen zu ſehen. König Günther redete ihn an, ob er ſich je gerühmt, wie Chriemhilde geſagt, Brunhildens erſter Mann geweſen zu ſein? „Niemals,“ ſprach Siegfried, „hat ſie's geſagt, „ſoll ſie es ſchwer beklagen; mit tauſend Eiden will ich vor Deinen „Recken es bekräftigen, daß ich es nie gethan!“ Dies geſchah auch alſobald; Held Siegfried bot die Hand zum Eide. Vor Günthers geſammten Hofgeſinde hatte Siegfried zwar den Reinigungseid geleiſtet; aber im Innern trug Frau Brunhilde doch den Grimm,

und in Trauer ſchieden die Frauen. Als Hagen von Troneck Frau Brunhilde weinend fand und von ihr die Mähre erfuhr, gelobte er ihr, daß Chriemhildens Mann es ſicher büßen ſolle, ſonſt ſolle man ihn nie unter den Fröhlichen finden. Gernot und Ortewein ſchwuren dem Helden auch Rache, nur Giſelher, der Junge, meinte, daß um eitler Weiber Zürnen, ein ſo edler Held das Leben nicht laſſen dürfe. Die Recken aber hegten tief im Herzen die Rache, und Hagen ſchmiedete den liſtigen Plan, man ſolle Boten in's Land reiten laſſen, als künde der Feind offnen Krieg, und wenn Siegfried ſich dann zur Heerfahrt anböte, könne man ihn leicht aus dem Wege räumen. König Günther gab dem argen Rath ſeines Dienſtmannes Gehör, und nur auf Untreue und Verrath ward jetzt geſonnen.

Wie Siegfried verrathen und erſchlagen ward.

Nicht lange nachher ſah man Boten einreiten in des Königs Burg, welche Krieg und Streit kündeten von Lüdegaſt und Lüdeger, die Siegfried einſt bezwungen. Nicht ahnend die Lüge, erbot ſich Siegfried alſogleich, den Streit zu ſchlichten für König Günthern, und der Feinde Land zu verwüſten mit ſeinen Recken. In Argliſt ſtellte ſich König Günther, als wenn er mit frohem Herzen des Helden Entſchluß vernommen. Siegfried und die Seinen rüſteten ſich alſobald aufs Beſte, Panzer und Helme wurden auf die Roſſe geladen und die Fähnlein an die Lanzen gebunden, wie es Sitte war bei der Heerfahrt.

Da trat Hagen zu Chriemhilden, um ſich zu beurlauben. Chriemhilde nahm ihn unbefangen auf, und freute ſich, daß Siegfried, ihr Gemahl, ihren Brüdern zu Dienſt ſein konnte. Sie bat darauf Herrn Hagen, ihren Mann nicht entgelten zu laſſen, was ſie an Brunhilden gethan. „Denn,“ ſprach ſie, „es hat mich ſchon „tief gereuet, und wohl hat mein Leib Siegfrieds Zorn empfunden,

„daß ich geſprochen, was ihre Seele betrübt.“ Hagen verſprach ihr mit gleißneriſcher Rede, daß ſie in wenigen Tagen mit Frau Brunhilde ſollte geſühnt ſein; ſie möge ihm nur ſagen, wie er dem Helden Siegfried dienen könne. „Ich bin,“ nahm Chriemhilde das Wort, „ohne alle Sorge, daß Jemand ihm Leib und Leben nehme, „wenn er nur ſeinem Uebermuth nicht folgt!“ Hagen ſprach ganz traulich: „Beſorgt Ihr, daß er verwundet werde, ſo vertraut mir, „wie ich ihm widerſtehen kann, ich will nicht von ſeiner Seite „weichen!“ Chriemhilde ſprach: „Dir, dem Verwandten, vertrau' ich meinen Trauten, daß Du ihn ſchützeſt und wahreſt.“ Und nun erzählte ſie dem Argen, was ſie beſſer verſchwiegen, wie Siegfried den Lindwurm erſchlagen im Gebirge, und er ſich in deſſen Blut gebadet, ſo daß er unverſehrt jeder Wunde widerſtehe; wie aber, als er ſich gebadet in des Linddrachen Blut, ein Lindenblatt ihm auf die Schulter gefallen, und Siegfried nur an dieſer Stelle verwundbar ſei.

Wohl ſprach da Herr Hagen: „So näht mir auf ſein Gewand „ein Zeichen, damit ich die Stell' erkenne, wenn wir im Sturm „des Kampfes ſind, und ich ihn alſo ſchützen kann.“

Chriemhilde verſprach, in der Hoffnung, ihres Gatten Leben alſo zu ſchützen, an der Stelle ein Kreuzlein auf das Gewand zu ſticken. Da Hagen den Helden alſo verrathen ſah, nahm er Abſchied von der hohen Frau, mit dem Verſprechen, daß er ihres Gemahls Schirm und Schild ſein wolle. Wohl verſah ſich Chriemhilde der Argliſt nicht, aber auch nie und nimmer war größerer Verrath angezettelt worden.

Als nun früh des andern Morgens Held Siegfried mit tauſend Mannen ſeines Heergeſindes frohgemuth auszog, um ſeiner Freunde Leid, wie er wähnte, zu rächen, ritt Hagen neben ihm. Kaum hatte er aber das verheiſſene Zeichen auf des Helden Gewand bemerkt, als er ſachte von dannen ſchlich. Und alſobald kam die Kunde, daß Günthers Land in Frieden bleiben ſolle, und daß Boten von Lüdiger gekommen, dem Könige dieß zu melden. Ungern ließ

Siegfried von dem Streite, und kaum vermochten Günthers Leute ihn zurückzuhalten. Mit argliſtiger Freude kam König Günther dem Helden entgegen, ihm für ſeinen guten Willen zu danken, und forderte ihn auf, mit ihm im Wasgauwalde zu jagen auf Bären und Eber, wie es Hagen dem Könige gerathen hatte. Siegfried nahm frohgemuth des Königs Antrag an, denn das Waidwerk war ihm eine Luſt.

Siegfried ritt nun, die ſchlimmen Ränke nicht ahnend, die Brunhilde gegen ſein Leben geſchmiedet hatte, zu Chriemhilden, um von ihr Abſchied zu nehmen. Mit Thränen beſchwor ihn die Frau, böſen Verrath vorausſehend, nicht zur Jagd zu ziehen, eingedenk der Entdeckung, die ſie dem argen Hagen gemacht. Siegfried tröſtete ſie aber, da er ſich nicht bewußt war, irgend einen Feind an Günthers Hofe zu haben. Chriemhilde mochte erzählen, daß ihr geträumt, wie zwei Berge im Thale über Siegfried zuſammengeſtürzt, ſo daß ſie ihn nie wiedergeſehen; Siegfried blieb bei ſeinem Entſchluſſe und nahm herzlichen Abſchied von dem in tiefſter Seele betrübten Weibe, das ihn nie wiederſehen ſollte. So zogen ſie, von ſtattlichem Jagdgeleite umgeben, nach dem friſchen Tann, wo ſich die Jagd niederließ, und ſich dann zum Jagen theilte. Siegfried nahm nur einen Bracken zu ſich, und reich war ſein Fang, denn viel des Wildes, Schweine, Hirſche und Elendthiere erſchlug ſeine ſtarke Hand, erlegte ſein gewaltiges Geſchoß, ſo daß die Burgundiſchen Waidmänner fürchteten, Siegfried möchte alles Wild des Waldes erlegen, und ihnen das bloße Nachſehen laſſen. Wie nun die Jagd wild durch den Tann raſ'te, daß es durch Kluft und Thal toſend wiederhallte, tönte des Königs Hifthorn zur Raſt. Und wie nun Siegfried mit den Seinen aufbrach zur Waldherberge, gewahrte er einen ſtarken Bären. „Hei," ſprach da der Degen, „zur Kurzweil will ich ihn erjagen, er muß mit uns zur Herberg fahren; auf, Geſellen! löſt den Bracken!" Und wie Wetterſturm eilte Siegfried dem grimmen Unthier mit ſeinem Roſſe nach, es fiel aber in eine Kluft, ſo daß Siegfried ihn nicht folgen konnte.

Sogleich ſchwang ſich der Held vom Pferde, rannte dem Thiere nach, und fing und band es dann mit eigner Fauſt, ſo daß es weder beißen, noch kratzen konnte. Darauf band er es vor ſich auf den Sattel, und ritt ſo auf die Jagdherberge zu. Stattlicher hatte man nie einen Waidmann geſehen. Reich ohne Maßen war ſein Birſchgewand aus köſtlichem Rauchwerk, geſtickt mit Gold und Borten. Er trug einen Bogen, den man mit einer Winde nur ſpannen konnte, wenn er's nicht that, und an ſeiner Hüfte klang ſein ſchmuckes Schwert, der feſte Balmung. So kam er zu der Herberg. Kaum abgeſeſſen, band er den Bären los; der gerieth aber, von den Hunden geſchreckt, in die Küche. Wie trollerte und kollerte da Alles durcheinander, die Keſſel und Pfannen fielen von den Heerden, auf die ſich die Küchenknechte flüchteten! Wohl eilten die Herren mit Speer und Bogen nach der Küche, wohl ließ man die Bracken los, doch entkam der Bär, und nur Siegfried konnte ihn ereilen, und erſchlug ihn mit ſeinem Schwert.

Als ſich darauf die Jagdgeſellen zum frohen Male auf dem grünen Anger verſammelt, gab es der Speiſen gar viel und mannigfalt, doch fehlte es an Wein. Siegfried wurde unwillig darob, und König Günther ſchob auf Hagen die Schuld. Hagen entſchuldigte ſich, vorgebend, er habe den Wein nach dem Speſſart geſandt, weil er geglaubt, man wolle dort jagen; doch kenne er in der Nähe am Berghang einen hellen Born, der ſüße Labung biete. Sogleich wollte Siegfried dahin aufbrechen. Da ſprach Hagen, der Argliſtige: „Die Leute ſprechen, es könne Euch, Herr Siegfried, Niemand im „Laufe folgen. Gern ſäh' ich's einmal.“ Siegfried ſchlug die Wette vor, wer zuerſt von ihnen zu der Quelle komme, ſolle Sieger ſein, doch wolle er beim Laufe noch ſein Jagdgeräth und ſeine Waffen tragen. Es geſchah, und wer den Born zuerſt erreichte, war Siegfried. Er lehnte den Speer an die Linde, welche den Quell überſchattete, und legte auch Schild und Schwert ab. Zuerſt trank Herr Günther, und raſch ſchaffte Hagen Siegfrieds Schwert und Wehr bei Seite. Als Siegfried ſich nun zum Trinken bückte, da

ergriff Hagen ſeinen Speer und mit gewaltigem Stoß trieb er dem Helden das Eiſen an der verwundbaren Stelle durch den Nacken, daß hoch das Blut aufſchoß. Wild ſprang Siegfried auf, die böſe That zu vergelten, aber vergebens ſuchte er nach ſeinem Schwerte. Hoch ragte die Speerſtange zitternd aus ſeinem Rücken hervor; er griff aber nach ſeinem Schilde und rannte dem fliehenden Hagen nach. Mit gewaltigem Arm führte er einen Streich nach dem Verräther, daß rings der Waldgrund von dem Schlage erbebte und der Schild brach. Hagen strauchelte und ſtürzte; wohl wär's ſein Tod geweſen, hätte Siegfried ſein Schwert gehabt. Siegfried aber erblich; des Helden Kräfte ſchwanden, und er ſank todwund auf das Grün — in Strömen floß ſein Blut dahin. Da ſprach der Sterbende: „So ſchnöder Tod iſt alſo meiner Treue Lohn, doch „Euch zur Schmach und Schande ſterb ich von feiger Mörder Hand!“ Wohl beklagten ihn viele der Ritter, die hinzuliefen, auch Günther wollte ihn beklagen, doch ſehr verwies ihm dies Siegfried, und bat ihn nur, für ſein Gemahl, die unglückliche Chriemhild, zu ſorgen, zu bedenken, daß ſie ſeine Schweſter. Da lag der Held nun in ſchmerzlichem Todeskampfe, und als er den Geiſt aufgab, war ſein letztes Wort: „Wohl werdet Ihr meinen Tod beklagen, denn Ihr „erſchluget Euch ſelber!“

Und wie der Held ſo todt in ſeinem Blute lag, hoben ihn die Degen auf ſeinen Schild, und beriethen ſich, wie ſie ſeinen Tod Chriemhilden bergen ſollten, damit es ihr verholen bliebe, daß Hagen der Thäter ſei. Man wollte ſagen, ein Unfall ſei dem Helden im Tann begegnet. Aber Hagen ſprach: „Wenig ſoll's mich kümmern, ob es ihr bekannt werde, und ob ſie, die Brunhilden ſo arg „beleidigt, ſich auch zu Tode gräme!“

Wie Siegfried beklagt und begraben ward, und wie Siegemund heimkehrte.

Als der Abend hereinbrach, fuhren Siegfrieds Freunde mit ſeinem Leichnam von dem Brunnen bei Odenheim, wo er erſchlagen worden, über den Rhein und gelangten im Dunkel der Nacht nach Worms. In ſeinem Grimme ließ Hagen die Leiche in aller Stille vor Chriemhilden's Gemach tragen, auf daß ſie den theuren Erſchlagenen finde, wenn ſie zur Frühmeſſe ging. Ihr Kämmerer, der ſie den andern Morgen abholen wollte, ſtieß auf die in ihrem Blute ſchwimmende Leiche und brachte der hohen Frau die Kunde, daß ein erſchlagener Ritter vor des Gemachs Thüre liege. Wie Todesruf traf dieſe Kunde Chriemhilden's Ohr, ſie ſank hin, die Freudenloſe, vom Schmerze überwältigt und jammerte gar laut und ſehr. Ihre Frauen mochten ſie noch ſo ſehr zu bereden ſuchen, daß der Erſchlagene vielleicht ein Andrer, ſie klagte nur: „Es iſt Siegfried mein „Gemahl, Brunhilde rieth zur That, die Hagen ſchnöd' an ihm voll„bracht." Und ſo trat ſie hinaus wo die Leiche lag, die ſie alſobald erkannte; ſie nahm das blutige Haupt in ihre weißen Hände, und beklagte jammernd ſeinen ſchmachvollen Tod. Alſobald ließ ſie Herrn Siegemund und Siegfrieds Leute wecken, doch keiner wollte der Trauerkunde Glauben ſchenken. Als ſie aber Chriemhildens Wehruf und Klagen hörten, ſprangen ſie auf, griffen zu den Waffen, kühn entſchloſſen, des Helden Tod blutig zu rächen. Unausſprechlich war der Schmerz, als Siegmund den erſchlagenen Sohn ſah, als die edlen Recken aus Nibelungenland den Hehren, in ſeinem Blute ſchwimmend, gewahrten. Wohl gern hätten alle auf der Stelle die ſchwere Unbilde gerächt, und waren alle zur That bereit, aber Chriemhilde, noch Aergeres fürchtend, bat und flehte den alten König, Herrn Siegemund an, daß er abſtehe von der Rache, ſie ſelbſt wolle ihm helfen, Rache nehmen an den Mördern ihres Gemahls, ſeines Sohns.

Das Klagen war ohne End, als man den Erſchlagenen jetzt

in einen von Gold und Silber geſchmiedeten Sarg legte, und unter dem Klange aller Glocken in feierlichem Trauerzuge hin nach dem Münſter brachte. Da kam auch Herr Günther und Hagen, der Grimme. Mit gleißneriſcher Rede beklagte Günther der Schweſter Leid; Chriemhilde ließ ihren Argwohn nicht bannen und ſprach: „Wer da unſchuldig, mag hier vor allem Volke, vor die Bahre „treten, und alſogleich wird ſich die Wahrheit zeigen.“ Als nun Hagen hin zur Leiche trat, groß klaffte da die Wunde, und friſch rieſelte das Blut in Strömen. Größer ward jetzt der Weheruf; aber Günther ſprach: „Von Schächern ward Siegfried erſchlagen, Hagen hat es nicht gethan.“ „Die Schächer,“ ſprach Chriemhilde, „ſind mir wohl bekannt, Herr Günther und Hagen. Gott möge „rächen dieſe arge That!““

Da wollten Siegfrieds Degen mit den Waffen rächen ihres Helden Tod, aber Chriemhilde ſuchte ſie zu beſchwichtigen, ſie bittend, noch die Noth mit ihr zu ertragen. Ihre Brüder, Gernot und Giſelher, kamen jetzt auch herbei und nicht gering war ihr Weinen und Klagen ob dem herben Verluſt, der Schweſter Kummer. Die ganze Stadt war verſunken in Trauer und Gram.

Chriemhilde wollte aber nicht laſſen, und drei Tage und drei Nächte wachte die Treuholde bei dem theuren Leichnam des Helden. Sie wollte noch recht den lieben Mann genießen, und Gottes Wille konnte es vielleicht ſein, ſie durch den Tod von allem Leiden zu befreien. So meinte Chriemhilde. Wie manche Zähre floß in dieſer Zeit, wie manches Opfer ward dem Altar geſpendet, und wie reich waren die Gaben, welche Herr Siegemund und Frau Chriemhilde den Armen, den Kirchen, Klöſtern und Spitälern rings im Lande zukommen lieſſen.

Am dritten Tage ward der Held begraben, mit großem Gepränge, wie es ſich ziemte. Chriemhildens Jammer war aber über die Maßen groß, ſo daß eine Ohnmacht nach der andern ſie befiel. Als der Sarg dem Grabe ſchon nahe, ſprach die Freudenloſe: „In meinem tiefen Leid gewährt mir noch eine Gunſt, laßt mich

„noch einmal des Theuren Antlitz ſehen.“ Ihrem innigen Bitten konnte Niemand widerſtehen, und ſo ward der Sarg noch einmal erbrochen. Chriemhilde ward hinzugeführt; ſie erhob noch einmal ſein Haupt und drückte den letzten Scheidekuß auf des bleiche, ſchöne Antlitz, und blutige Thränen entrannen ihren lichten Augen, bis die Sinne ſie verließen. Wohl ſchwer war ihr Leid, denn ihre Ohnmacht währte den Tag und auch die Nacht bis zum andern Tage. Nicht weniger ſchmerzlich war Herr Siegemund getroffen, ſein Gram war ohne Maßen.

Als Siegemund aber wieder in etwa geneſen, baten ihn die Recken von Nibelungenland, mit ihnen heimzukehren, da ſie nicht länger an Günther's Hofe weilen möchten. Siegemund war deß willig und eilte zu Chriemhilden, ſie aufzufordern, mit ihm heim zu ziehen, da ſie doch ungern geſehene Gäſte wären am Rhein. In der Heimath ſollte ſie behalten alle Gewalt, die ihr Siegfried verliehen, ſollten ihr Land und Leute unterthan ſein, und die Krone ſie ſchmücken. Gern folgte die Freudenloſe ſeinem Begehr, und nicht gering war die Eile, mit der man Alles zum ſchnellſten Aufbruch rüſtete. Als aber Frau Ute der Tochter Willen vernahm, bat ſie gar inniglich, Chriemhilde möchte in der Heimath bleiben. Sie wollte nicht einwilligen, bis es endlich den Bitten ihrer Brüder Gernot und Giſelher gelang, ſie zu bewegen, in der Heimath bei den Ihrigen zu bleiben.

Als nun Alles zur Abreiſe bereitet war, da trat Herr Siegemund vor die junge Königin, um ſie zum Aufbruch zu bewegen. Weh that es ihm aber, als Chriemhilde ihm ihren Entſchluß mittheilte, wie ſie auf den Rath ihrer Lieben und Freunde in der Heimath bleiben wolle. Siegemund mahnte ſie, wie ſie im Nibelungenland herrſchen ſolle als Königin, er mahnte ſie an ihr Kind, Siegfrieds Sohn, wie der eine Waiſe, wenn ſie nicht mit heimkehre. Chriemhilde blieb aber feſt bei ihrem Entſchluſſe, im Burgundenland zu bleiben; und wohl weh that es dem König Siegmund und ſeinen Recken, daß dieſe Hoffahrt ſo kläglich

geendet. Nimmer mehr nach dem Burgundenland zu kommen, gelobte der König und auch ſeine Getreuen, es ſei denn um zu rächen Siegfrieds Tod. Als Siegmund den Abſchiedskuß auf Chriemhildens Stirn drückte, da ſprach er: „Jetzt erſt iſt mir mein ganzer Kummer klar, ganz an Freuden arm kehr' ich heim.

Und ſo zogen die Recken aus Worms, ohne alles Geleite und ohne von irgend Jemand Abſchied zu nehmen, heim nach dem Nibelungenland. Nur Gernot und Giſelher gaben ihnen das Geleit nach dem Niederland wo ihr Empfang gewiß kein fröhlicher war. Chriemhild blieb mit ihrem Grame in der Heimath, wo ihr Giſelher allein Troſt ſpendete und ihre Thränen zu ſtillen ſuchte, deren Brunhilde, die ſchöne, in ihrem Uebermuthe ſpottete.

Wie der Nibelungenhort nach Worms kam.

Frau Chriemhilde lebte jetzt in ſtiller Abgeſchiedenheit in einem nahe bei dem Münſter zu Worms gelegenen Schloſſe, das ihr als Wittwenſitz angewieſen ward. Wie treu ihr auch ihr Geſinde zugethan, wie ſehr auch Frau Ute, ihre Mutter, es ſich angelegen ſein ließ, ihre Trauer zu bannen, Alles war umſonſt. Ihr liebſter Gang war hin nach dem hohen Münſter, wo ihr Gemahl, Herr Siegfried, begraben lag. Täglich war die Freudenloſe an ſeinem Grabe zu finden, wo ſie in bittern Zähren um den Geliebten klagte.

So waren ſchon vier Jahre der Trauer dahingeſchlichen, und noch hatte Chriemhilde ihren Bruder, König Günther, keines Blickes gewürdigt, noch durch ein Wort erfreuet. Ihren Feind Hagen hatte ſie im Laufe dieſer Zeit gar nicht geſehen. Hagen von Troneck vergaß aber ſeines Grimmes nicht und ſuchte den König nur dazu zu bewegen, daß er Chriemhilde vermöge, das Nibelungengold nach Worm zu ſchaffen. Gar oft ſprach Hagen von dem großen Schatze zum Könige, der nun Gernot und Giſelher aufforderte, die Traurend zu ſühnen. Die Wackern verſuchten es auf die freundlichſte Weiſe

„Ihr klagt zu lange,“ ſprach Gernot, „und gern möchte euch der König zeigen, daß er Siegfried nicht erſchlagen.“ Da antwortete Chriemhilde: „Niemand zeiht ihn der That; Hagen erſchlug ihn, denn ich zeigte ihm ſelbſt, wo Siegfried verwundbar, und verrieth alſo ſeinen Leib. Nimmer werde ich denen hold, die ihn erſchlagen.“ Gernot ließ aber nicht ab von ſeinem Bitten, bis Chriemhilde endlich zugab, den König zu ſehen. Schwer ward der Schritt ihrem Herzen, als der König mit all ſeinen Getreuen, außer Hagen von Troneck, ſich bei ihr einfand. Die Sühne kam zu Stande; wie ſchmerzlich es ihr auch ward, ſo vergab ſie allen, auſſer Hagen, der ihn erſchlug.

Die hohe Frau gab auch zu, daß man den reichen Hort hole aus dem Nibelungenland, der ihr als Morgengabe eigen. Gernot und Giſelher fuhren, auf Chriemhildens Geheiß, mit achttauſend Recken hin nach Nibelungenland, wo der Zwerg Alberich den Schatz hütete. Als die vom Rheine kamen, ſprach Alberich; „Sie kommen den Hort zu heben, der auch der Königin gebührt. Hat doch Siegfried dadurch, daß er die Tarnkappe ſich gewann, wenn auch ſich zum eignen Schaden, uns alle bezwungen.“ Der Thürhüter erſchloß den Schatz, und zwölf Doppelwagen konnten das Gold und Edelgeſtein in vier Tagen und vier Nächten, und hätten die Pferde auch täglich dreimal den Weg gemacht, kaum zu den Schiffen bringen. Alſo groß war der Schatz, und mit ihm hatte der Beſitzer auch Gewalt über das weite Land und alle ſeine Recken, denn unter den Kleinoden war auch ein Rüthlein, und wer daſſelbe gefunden, war Herr der weiten Erde.

Der reiche Hort wurde jetzt zu Schiff gebracht und Rheinaufwärts gen Worms geführt, wo man manchen Thurm und manche Kammer mit dem Golde füllte. Chriemhilde hatte aber an allen dem keine Freude; gern hätte ſie all das Gold und Geſchmeide hingegeben, wäre Held Siegfried wieder erſtanden. Mit milder Hand ſpendete ſie ihre Schätze, und Reich und Arm fand in ihr eine milde Herrin, ſo daß ihrer Getreuen Zahl mit jedem Tage

wuchs. Da ſprach Herr Hagen zu dem Könige: „Spendet Chriemhilde noch ferner mit ſolcher Milde, dann hat ſie bald ſo viele in ihr Lehn gebracht, daß es uns bangen könnte.“ König Günther aber antwortete: „Ihr gehört das Gut, mag ſie nach Belieben damit ſchalten, bin ich doch froh, daß ſie mir wieder hold wurde.“ Hagen ließ nicht ab. „Ein kluger Mann,“ ſprach er, „vertraut ſolche Schätze keiner Frau an, denn mit ihren Gaben bringt ſie uns noch allen den Untergang.“ Günther verſetzte: „Ich ſchwur ihr einen Eid, ihr nie etwas zu Leid zu thun, ſie iſt meine Schweſter.“ „„So laßt mich den Schuldigen ſein,““ nahm Hagen raſch das Wort. Er wußte ſich auch in Beſitz der Schlüſſel zu ſetzen, und wie auch Gernot und Giſelher zürnten, und wie auch Chriemhilde klagte, es war umſonſt. Als nun ihre Brüder hinaus zu einer Fahrt zogen, da verſenkte Hagen heimlich den mächtigen Schatz in des Rheines Tiefen. Hatte Chriemhilde bisher in bitterm Harme um den erſchlagenen Gatten geweint, ſo mußte ſie jetzt auch noch den Verluſt ihrer reichen Morgengabe beklagen. Wo aber der Nibelungenhort geborgen, weiß Niemand; denn es hatten die Helden feierlichſt beſchworen, es ſolle verholen bleiben, damit ſie ihn nicht benutzen könnten, noch irgend ein Andrer.

Chriemhilden's Rache.

Dreizehn volle Jahre lebte Chriemhilde in ſtiller Trauer, abgeſchieden von der Welt. Als nun um dieſe Zeit Helke, des Hunnen-Königs Etzel Gemahl, geſtorben, riethen ihm ſeine Freunde, um Chriemhildens Hand zu werben. König Etzel folgte dem Rath der Freunde, und Markgraf Rüdeger von Bechlaren zog mit reichem Geleite hinab nach dem Rheine, um für ſeinen Herrn um die hohe Braut zu werben. Gern hörten König Günther und die Seinen des Markgrafen Botſchaft; jedoch war Chriemhilde in ihrem Kummer nicht alſobald entſchloſſen, des edlen Markgrafen Antrag

anzunehmen. Als nun aber ihre Brüder in ſie drangen und ihren Abſcheu, eines Heiden Eheweib zu werden, zu bannen ſuchten, da willigte endlich die Hohe in Etzels Werbung, eingedenk, daß die an ihr verübte Unbilde, ihres Herrn Tod, noch gerächt werden könnte. Ihre Schätze theilte Chriemhilde unter Markgraf Rüdegers Recken als Botenlohn und trat dann, beklagt von Allen und begleitet von hundert Mägdlein und fünfhundert Degen, welche ihr Markgraf Eckewart zuführte, ihre Reiſe nach dem Hunnenlande an.

Wohl war ihr Zug ein wahres Feſtgeleite; allenthalben empfing ſie Jubel und Freude, wo ſie hinkamen; durch Baierland bis gegen Paſſau an dem Innſtrom, und von hier nach Rüdegers Mark, wo ſie von Gotelinden, der Markgräfin, auf's feſtlichſte, wahrhaft königlich empfangen wurde. Und ſo ging es fort bis hin zum Hunnenlande unter dem Geleite der mächtigen Vaſallen Etzels, welche ihrer künftigen Herrin weit hinaus bis Oeſtreich ſchon entgegengezogen waren und ſie mit kühnen Reiterſpielen zu ergötzen ſuchten. Als Chriemhilde mit ihrem Geleite nun nach der Stadt Tulna am Donauſtrom gekommen, ritten ihr vier und zwanzig Fürſten und Herzog Ramung aus Wallachenland, Fürſt Gibecke, Hornboge der ſchnelle, Hawart aus Dänenland, Iring und Irnfried aus Thüringen, ſammt Blödel, Etzels Bruder, mit ihren mächtigen Schaaren entgegen, und ihnen folgte König Etzel, zu deſſen Seite Dietrich von Bern mit ſeinen Geſellen ritt. Vom Roſſe ſchwang ſich König Etzel und empfing die hohe Braut mit Küſſen. Chriemhilde gab auch noch dem Bruder Etzels, Blödelin, dem Könige Gibecke, dem ſtarken Helden Dietrich und zwölf der edelſten Helden den Willkommkuß. Mancherlei Feſte und Ritterſpiele wechſelten zu Aller Kurzweil, und mit überſchwenglicher Pracht wurde in Wien König Etzels Hochzeit gefeiert, welche ſieben Tage lang währte und noch nie von einem andern Feſte übertroffen ward. Die Feſtgeſchenke, welche man da ſpendete, waren überreich, und Chriemhilde hatte ſich noch nie ſo ſtattlich bedient geſehen. Der

hohen Frau Schöne feſſelte Alles und Frau Helke hatte nie ſo gewaltiglich geboten. —

Schon ſieben Jahre lebte Chriemhilde mit König Etzel, da gebar ſie ihm ein Söhnlein, das in der Taufe den Namen Ortlieb erhielt. Wie ſie aber auch lebte in hohen Ehren, von allen geliebt und geachtet, ſo konnte ſie aber dennoch nicht der Heimath vergeſſen und des Kummers und Leidens, das ſie dort erfahren. Je mehr ſie dachte der Vergangenheit, um ſo lebhafter ward in ihrer Seele die Begierde nach Rache. Wohl oft dachte ſie, ihre Feinde bei ſich zu ſehen, um Rache an ihnen nehmen zu können. Als ſie nun einſt Nachts bei ihrem Gemahle ruhte, da bat ſie ihn, ihre Freunde aus dem Burgundenland einmal nach ſeinem Reiche beſcheiden zu laſſen, da ſie dieſelben noch gern einmal ſähe. König Etzel willigte in ihr Begehr und entbot ſogleich ſeine Fiedler Werbel und Swemmel zur Botſchaft nach dem Rhein, Chriemhildens Sippſchaft nach dem Hunnenlande einzuladen. Wie nun die Boten kamen, ſich von der Königin zu beurlauben, da trug ſie ihnen noch beſonders auf, nur ja Herrn Hagen von Troneck auch zur Fahrt nach dem Hunnenlande zu entbieten.

Innerhalb zwölf Tagen gelangten die Boten an den Rhein nach Worms, wo ſie auf's gaſtlichſte empfangen wurden, da die Mähre ihrer Botſchaft ihnen vorangegangen. Als König Günther ihrer Sendung Inhalt vernommen, berief er die Beſten ſeines Reiches, um ſich mit ihnen zu berathen. Alle waren des Sinnes, daß er hinführe nach dem Hunnenlande, nur Hagen widerrieth und bat den König zu bedenken, wieviel Leid Chriemhilde durch ſie erfahren, das ſie wohl nimmermehr vergeſſen werde, wie leicht er Leib und Leben im Hunnenland verlieren könne, da Chriemhilde ihm gewiß noch Rache nachtrage. Gernot und Giſelher entgegneten aber, Hagen möge wohl Urſache haben Chriemhilden zu fürchten, da er ſich ſchuldig wiſſe, er könne ja daheim bleiben. Hagen zürnte und beſtand jetzt darauf, die Fahrt mitzumachen. Mit reichen Geſchenken wurden die Boten entlaſſen, um König Etzeln die Kunde zu brin=

gen, daß König Günther mit den Seinen ihn heimſuchen werde. Und als die Spielleute dieſe Mähre in's Hunnenland brachten, war Chriemhilde gar ſehr erfreut, und König Etzel ließ ſogleich Alles zum Empfange der lieben Gäſte bereiten.

Im Burgundenlande hatte man ſich indeß zur Fahrt ins Hunnenland gerüſtet. Dreitauſend der auserleſenſten Helden waren auf Hagens Rath zur Fahrt verſammelt, und unter ihnen auch Dankwart, Hagens Bruder, und der kühne Volker, der edle Fiedler, mit allen die in ihrem Lehn ſtanden. Man erkor aber nur tauſend und ſechszig der Degen und neuntauſend Knechte. Und als ſie nun aufbrechen wollten, bat Königin Ute ihre Söhne, von der Fahrt abzulaſſen, es habe ihr geträumt, alles Geflügel im ganzen Lande wäre todt. Hagen lachte aber des Traumes und rieth jetzt um ſo mehr zur Reiſe, da ihm Gernot Spott entgegen bot. Unter Poſaunen- und Flöten-Schall zogen die Edlen, an welche ſich noch tauſend Nibelungen-Helden angeſchloſſen, hin und ließen manch trauriges Herz zurück. Mainaufwärts ziehend durch Oſtfranken kamen ſie, geführt von Hagen dem Stolzen, bis zum Donauſtrom, der wild über ſeine Ufer getreten war. Hagen erhielt den Auftrag, die Fuhrt zu ſuchen. Wie er nun am Ufer hin und her ſpähete, um einen Schiffmann zu finden, hörte er etwas im Waſſer plätſchern und gewahrte bald mehre Frauen, die ſich ſchaukelnd in den Wellen badeten. Er wollte ihnen nahen, ſie ſtürzten aber in die Flut. Da nahm er ihnen ihre Kleider. Die Waſſernixen baten ihn, ihnen ihre Kleider zurückzugeben, ſie wollten ihm dann auch ſagen, was er auf der Hoffahrt erlebe. Und die Eine ſprach: „Niemals fuhren Helden noch zu ſolchen hohen Ehren in ein fremdes Reich, wie ihr nach Etzels Land.“ Erfreut gab Hagen ihnen die Kleider zurück, da ſprach aber die Andere: „Der Kleider wegen hat Dich meine Muhme belogen, kommſt Du zu den Hunnen, ſo biſt Du betrogen, denn ihr müßt alle ſterben in Etzels Land, keiner wird die Heimath wieder ſehen, bis auf des Königs Kaplan.“ Nicht mit frohem Muth hörte Hagen dieſe Mähr, doch war er froh, als ihm

die Meerweiber Kunde gaben, wie er über den Fluß kommen könne. Er brauche nur dem Fährmann Amelreich, der jenſeits des Fluſſes wohne, zu rufen, der ſie überſetzen werde um reichen Lohn. Hagen fand auch den grimmen Fährmann, gerieth aber mit ihm in Streit, weil er ſich weigerte die Helden aus Burgunden-Land überzuſetzen in das Gebiet des Herrn Elſe. Da Amelreich ſogar mit der Ruderſtange nach Hagen ſchlug, hieb dieſer ihm den Kopf vom Rumpf, brachte dann durch ſeines Armes Kraft das Schiff zum Strande und ſetzte die Helden und ihre Knechte über. In ſeinem Grimme, gedenk der Weiſſagung der Nixen, ſchleuderte er des Königs Kaplan in die Flut, der entkam aber durch Gottes Hülfe, wiewohl er nicht ſchwimmen konnte, und Hagen ihn immer zurückſtieß, wann er in das Schiff wollte. Hagen erkannte aber jetzt die Wahrheit der Todeskunde der Waſſernixe. Als ſie nun alle übergeſetzt, zerſchlug Hagen, zur aller Schreck, das Fahrzeug, auf daß keiner entrinnen möchte.

Volker war jetzt ihr Führer, denn ihm, dem kühnen Fiedler, waren alle Stege und Wege bekannt. Gelfrat, Elſe's Bruder, hatte aber kaum vernommen, daß der Fährmann erſchlagen, als er ſich rüſtete mit den Seinen und ſeinem Bruder Elſe, um den Burgunder Helden nachzuſetzen. Bald ſahen ſich Hagen und Dankwart, welche die Nachhut führten, angegriffen. Hart war der Kampf, doch ſiegten die vom Rhein; Dankwart erſchlug Gelfrat, Elſe ward gar ſchwer verwundet und die Baiern in die Flucht getrieben. Ungehindert zogen die Burgunden jetzt weiter und kamen in Rüdegers Land, wo ſie auf das gaſtlichſte aufgenommen wurden. Gar fröhlich weilten ſie an Rüdegers Hofe, wo ſich dann auch Giſelher mit Dietlinden, des Markgrafen ſchöner Tochter, vermählte. Reich beſchenkt, zogen ſie dann weiter und gelangten ohne anderes Fahrniß an König Etzels Hof.

Dietrich von Bern empfing Die vom Rheine mit ſtattlichem Heergeſinde, wie es ſich der hohen Gäſte ziemte, doch that es ihm leid, daß ſie gekommen, und wohlweislich machte er die Recken

darauf aufmerkſam, wie Chriemhilde noch immer den erſchlagenen Helden Siegfried beklage. Als ſie nun zur Hofburg kamen, begrüßte Chriemhilde ſie mit falſchem Gruße und küßte nur Giſelheren, ſo daß Hagen ſich ob des Grußes nichts Gutes verſah. Chriemhilde fragte nach dem Nibelungenhort und verlangte, die Recken ſollten alle die Waffen ablegen, und ihr anvertrauen, bevor ſie in den Saal träten. Hagen gab das nicht zu, und der edle Dietrich widerſetzte ſich auch dem Anſinnen, ſo daß die Königin beſchämt von dannen ging. Allen war es aber doch an Etzels Hofe nicht froh zu Muth, denn Chriemhilde ſann nur auf Rache und wußte durch ihre Thränen auch manchen Hunnenhelden zur Rache gegen Hagen zu entflammen, der in ſeinem trutzigen Grimme ſelbſt vor der Königin, die er nicht einmal grüßte, ſich als Siegfrieds Mörder bekannte. König Günther wurde aber von Etzel auf's freundlichſte empfangen, und an Nichts ließ der Wirth es ſeinen Gäſten fehlen. Auf das prachtvollſte war der Saal ausgeſtattet, wo die von Worms zur Ruhe ſich begeben ſollten; doch wollte der Schlaf keinen beſchleichen, denn alle waren voller Sorge. Volker, der Fiedler, ſpielte aber mit ſeinem Saitenſpiel manch ſorgenden Mann in den Schlaf und hielt dann bis zum Morgen mit Hagen Schildwacht vor des Saales Thür. Mit großem Waffenſpiel wurde der andre Tag gefeiert, in welchem Volker einen reichen Hunnen erſtach. Chriemhilde ſuchte nun Hildebrand und Dietrich von Bern zu gewinnen, um ſich an Hagen zu rächen; die Berner Helden wieſen ihr Anſinnen aber ab. Auch Blödel, den Chriemhilde auch zur Rache aufforderte, wollte das Gaſtrecht nicht verletzen. Als ſie ihm aber Rudungs Land und ein ſchönes Weib, Rudungs Wittwe verſprach, willigte er ſogleich ein und hieß alle ſeine Leute ſich waffnen.

Mit ſeinen Recken drang Blödelin in den Saal, wo Dankwart mit ſeinen Knechten zu Tiſche ſaß, und als dieſer ihn begrüßte, rief er ihm zu, daß er gekommen, Siegfried Tod zu rächen an Hagen und den Seinen. Dankwart aber erſchlug Blödel, und als deſſen Leute dies erfuhren, drangen ſie in den Saal, aber

Dankwarts Knechte wehrten ſich kräftiglich, ſo daß bald fünfhundert Hunnen erſchlagen waren. Noch ehe König Etzel dies vernommen, war ſchon ein anderes wohl zweitauſend Mann ſtarkes Hunnen-Heer in den Saal gedrungen. Wie kräftig die Knechte auch ſtritten, ſie wurden alle erſchlegen und noch zwölf Ritter in Dankwarts Lehn, ſo daß dieſer zuletzt allein ſtand in dem wilden Kampfe. Sein wuchtiges Schwert bahnte ihm aber einen Weg durch die wilden Haufen nach des Saales Thüre, und er gelangte ſo auch fechtend bis zur Hofburg, um ſelbſt Bote der Trauerkunde zu ſein. Als er nun ſo bluttriefend in den Saal der Hofburg trat, wo alle zum Mahl verſammelt, und ſeinem Bruder Hagen zurief, daß alle Knechte und Ritter getödtet, erſchlug Hagen in ſeinem Grimme Ortlieb, Chriemhildens Sohn, daß ſein blutend Haupt ihr in den Schooß fiel. Ein wilder grimmer Kampf entſpann ſich jetzt, und ein fürchterlich Blutbad richteten die Burgunden-Helden unter den Hunnen an; vor allen aber kämpften Hagen und Volker, während Dankwart die Thür des Saales ſchützte. Günther gebot endlich Friede, und Dietrich von Bern führte Chriemhilden und Etzel aus dem Saale, den dann auch Rüdeger mit ſeinen Mannen verließ. Nachdem der ungeheure Kampf beendigt, warfen die Burgunder Helden die Todten, wohl ſieben Tauſend, aus dem Saale. Hagen ſpottete in ſeinem Uebermuthe über Etzel und Chriemhilde, die wieder von neuem Alles aufbot, Etzels Recken gegen die wilden Gäſte zu werben. Iring aus dem Dänen Land, an den ſich Irnfried von Thüringen und Hawart der ſtarke mit tauſend Degen ſchloſſen, wollten jetzt den kühnen Strauß beſtehen. Iring wollte den Kampf allein. Er maß ſich mit Hagen, Volker, Günther, Gernot, doch ohn' Erfolg. Giſelher dem Kinde wäre er bald erlegen, nur dem grimmen Hagen brachte er eine Wunde bei, mußte aber zuletzt der gewaltigen Kraft des Troneckers erliegen. Als nun Irnfried mit ſeinen Helden zum Kampfe anrückte, ward das Gemetzel noch ärger; aber auch er fiel von Volkers Hand, wie auch Hawart und Tauſend und vier Helden die elendiglich umkamen.

Groß war die Trauer Etzels und Chriemhildens; doch entboten ſie ſogleich zwanzigtauſend aus dem Hunnenlande, um den Kampf mit den Helden vom Rheine zu beſtehen. Den langen Sommertag währte der harte Kampf, bis die Nacht ihm ein Ende machte. Die Burgunden wünſchten Frieden, doch wollte König Etzel von keiner Sühne wiſſen, und eben ſo wenig Chriemhilde, als ihre Brüder darum baten. Sie wollte ihnen das Leben ſchenken, doch ſollten ſie ihr Hagen als Geißel laſſen. Die Helden wieſen den Vorſchlag von ſich und wollten lieber ſterben. Der Kampf begann von neuem. Die Burgunden, die aus dem Saale getreten waren, um den Kampf im offnen Felde zu beſtehen, wurden wieder in den Saal zurückgedrängt. Da gebot Etzels Weib den Saal an allen vier Enden anzuzünden, und bald loderte das Gebäude in wilder Flamme empor. Schrecklich war die Feuersnoth und manche der Recken tranken ſogar Blut, um in der Hitze des Feuers den brennenden Durſt zu ſtillen. Da der Saal gewölbet war, ſo entkamen die Helden dem Tode, und mit dem Morgen tobte nun auch wieder der blutigſte Streit, der manchem Edlen das Leben koſtete.

Markgraf Rüdeger bot Alles auf, den Sinn des Königs und der Königin zu beſchwichtigen, aber umſonſt. Etzel und Chriemhilde baten ihn ſogar unter Thränen, vor ihm niederknieend, wider die Burgunder zu kämpfen. Lange widerſtand der edle Held ihren Bitten, ihrem Flehen. Er wollte lieber Alles verlieren, als Wort- und pflichtbrüchig zu werden, denn er hatte den Recken vom Rheine ja freies Geleit zugeſagt, war doch Giſelher ſogar ſein Schwiegerſohn. Chriemhilde ließ aber nicht ab vom Bitten, und Rüdeger entſchloß ſich zu ihrer Freude, den Kampf mit den Burgunden zu beſtehn. Mit ſchwerem Herzen hieß er ſeine Recken ſich waffnen zu dem Kampfe, und zog mit fünfhundert Degen gegen den Saal. Als die Burgunden den edlen Markgrafen kommen ſahen, waren ſie ſehr beſtürzt und Alles boten ſie auf, Rüdeger von ſeinem Entſchluſſe abzuwenden. In ſeinem edlen Muthe gab er ſogar ſeinen Schild an Hagen, deſſen Schild arg verhauen war. Manch Auge

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reumont, Alfred <<von>>,

Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden

Kölln 1837

Germ.sp. 374 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10020973-5